Höret
Wenn
Denn der
Glaubt er, sch

Endlich schüttelt er die
Los des grausam stumm
Lässet kommen seine Söhne,
Aber spricht zu ihnen nicht;

Bindet ihrer aller Hände
Ernst und fest mit starken Banden.
Alle, Thränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.

Fast schon ist er ohne Hoffnung,
Als der jüngste seiner Söhne,

368810

des Hauses,
Rodrigo,
ie jungen Jahre,
seines Feindes Macht:

In Asturiens Gebirgen
Zählet Gormaz tausend Freunde,
Er, in Königs Rath der erste,
Er, der erste in der Schlacht.

Aber wenn er die dem Vater
Zugefügte Schmach bedenket,
Was bedeutet alles andre?
Recht will er vom Himmel nur.

Bravheit ist er seiner Ehre
Schuldig; schadet der die Jugend?
Für sie stirbt aus echtem Stamme
Selbst das neugeborne Kind.

Eilig langet er den Degen
Sich herab, den einst Mudarra
Führte, jener tapfre Bastard.
(Traurig hing der Degen da,

Als ob er, vor Alter rostend,
Seines Herren Tod betraure.)
Eh' er noch ihn an sich gürtet,
Redet er den Degen an:

„Dir gesagt sei es, du edler
Degen, daß ein Arm dich fasset
Gleich des Bastards Arm! Und fühlest
Du, daß ihm noch Stärke fehlt,

„Rückwärts wird er niemals weichen,
Wenn er dich im Kampfe führet;
Edler, du von gutem Stahle,
Doch von besserm ist sein Herz.

„Werth wird dessen, dem du dientest
Der sein, dem fortan du dienest;
Wi[illegible]d' er jemals unwerth deiner:
Nun, [illegible]o dienst du keinem mehr,

„Tief in [illegible]ine Eingeweide
Birgt er dich [illegible]. Hinaus ins Freie!"
Rief er, „denn [illegible]ie Stund' ist kommen,
Der gerechtsten Rach[illegible] Zeit."

Heimlich, daß es niemand [illegible]ste,
Ging er aus des Vaters Hau[illegible]
Und noch war es keine Stunde,
Traf er seinen stolzen Feind.

3.

Auf dem Platze des Palastes
Traf Rodrigo auf Don Gormaz,

Einzeln, niemand war zugegen,
Redet er den Grafen an:

„Kanntet Ihr, o edler Gormaz,
Mich, den Sohn des Don Diego,
Als Ihr Eure Hand ausstrecktet
Auf sein ehrenwerth Gesicht?

„Wußtet Ihr, daß Don Diego
Ab von Layn Calvo stamme?
Daß nichts reiner und nichts edler
Als sein Blut ist und sein Schild?

„Wußtet Ihr, daß weil ich lebe,
Ich sein Sohn, kein Mensch auf Erden,
Kaum der mächtge Herr des Himmels
Dies ihm thäte ungestraft?" —

„Weißt du", sprach der stolze Gormaz,
„Was wohl sei des Lebens Hälfte,
Jüngling?" — „Ja", sprach Don Rodrigo,
„Und ich weiß es sehr genau.

„Eine Hälfte ist, dem Edlen
Ehr' erzeigen; und die andre,
Den Hochmüthigen zu strafen,
Mit dem letzten Tropfen Bluts

„Abzuthun die angethane
Schande." Als er dies gesagt,
Sah er an den stolzen Grafen,
Der ihm diese Worte sprach:

„Nun, was willst du, rascher Jüngling?" —
„Deinen Tod will ich, Graf Gormaz",
Sprach der Cid, „ich hab's gelobet!"
„Das willst du, gutes Kind",
Sprach Don Gormaz, „eines Pagen
Streiche hättest du verdient."
O ihr Heiligen des Himmels,
Wie ward Cid auf dieses Wort!

4.

Thränen rannen, stille Thränen
Rannen auf des Greises Wangen,
Der, an seiner Tafel sitzend,
Alles um sich her vergaß,

Denkend an die Schmach des Hauses,
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohns Gefahren
Und an seines Feindes Macht.

Den Entehrten flieht die Freude,
Flieht die Zuversicht und Hoffnung;
Alle kehren mit der Ehre
Froh und jugendlich zurück.

Noch versenkt in tiefer Sorge,
Sieht er nicht Rodrigo kommen,
Der, den Degen unterm Arme
Und die Händ' auf seiner Brust,

Lang' ansieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,
Bis er zutritt, ihm die Rechte
Schüttelnd: „Iß, o guter Greis!"

Spricht er, weisend auf die Tafel.
Reicher flossen nun Diego
Seine Thränen: „Du, Rodrigo,
Sprachst du, sprichst du mir dies Wort?" —

„Ja, mein Vater! und erhebet
Euer edles, werthes Antlitz." —
„Ist gerettet unsre Ehre?"
„Edler Vater, er ist todt." —

„Setze dich, mein Sohn Rodrigo,
Gerne will ich mit dir speisen.
Wer den Mann erlegen konnte,
Ist der erste seines Stamms."

Weinend knieete Rodrigo,
Küssend seines Vaters Hände;

Weinend küßte Don Diego
Seines Sohnes Angesicht.

5.

Heulen und Geschrei und Rufen,
Rossetritt' und Menschenstimmen
Mit Geräusch der Waffen tönte
Zu Burgos vor Königs Hof.

Nieder stieg aus seiner Kammer
Don Fernando, er, der König;
Alle Großen seines Hofes
Folgten ihm bis an das Thor.

Vor dem Thore stand Ximene,
Aufgelöst das Haar in Trauer
Und in bittern Thränen schwimmend
Sank sie zu des Königs Knie.

Gegenseits kam Don Diego
Mit dreihundert edlen Männern.
Unter ihnen Don Rodrigo,
Er der stolze Castellaner.
Auf Maulthieren ritten alle,
Er allein auf einem Roß;
Bisamhandschuh' trugen alle,
Er allein den Reiterhandschuh;
Alle reich in Gold und Seide,
Er allein in Waffenwehr.

Und das Volk, den Zug ersehend,
Und der Hof, als an sie kamen,
Alle riefen: „Schaut den Knaben,
Der den tapfern Gormaz schlug!"

Ringsumher sah Don Rodrigo
Ernst und fest: „Ist euer einer,
Den des Grafen Tod beleidigt,
Freund, Verwandter, wer er ist:

„Sei's zu Fuße, sei's zu Rosse,
Stell' er sich." Sie riefen alle:

„Dir mag sich der Teufel stellen,
Er nur, wenn es ihm beliebt."

Ab von ihren Mäulern stiegen
Die dreihundert edle Knappen
Ihres Königs Hand zu küssen;
Sitzen blieb auf seinem Roß

Don Rodrigo. „Steige nieder,
Sohn Rodrigo", sprach der Vater,
„Deines Königs Hand zu küssen." —
„Wenn Ihr es befehlt, o Vater,
Eurethalben thu' ich's gern."

6.

Mit zerrissnem Trauerschleier,
Sprach Ximene jetzt zum König —
Thränen schwollen ihre Augen,
Wie war sie in Thränen schön!

Schön wie die bethaute Rose
Glänzte sie in ihren Thränen;
Schöner blühten ihre Wangen
Glühend in gerechtem Schmerz.

Ihre Worte singt der Sänger,
Doch nicht ihre Blick' und Seufzer —:
„König", sprach sie, „edler König,
Schaffe mir Gerechtigkeit!

„Er erstach mir meinen Vater,
Er erstach ihn, eine Schlange,
Meinen Vater, der, o König
Denk' es! dir dein Reich beschützt;

„Meinen Vater, der von Helden
Stammte, die mit ihren Fahnen
Einst Pelagius, dem ersten
Christenkönig, folgeten;

„Meinen Vater, der den Christen-
Glauben selbst mit Macht beschirmte,

Ihn, das Schrecken der Almanzors,
Ihn, der Ehre deines Reiches
Ersten Sproß, in deiner Krone,
Ihn, den ersten Edelstein.

„Recht nur fleh' ich, nicht Erbarmen.
Recht muß beistehn jedem Schwachen;
Unwerth ist ein ungerechter
Fürst, daß ihm der Edle diene,
Daß die Königin ihn liebe,
Keines ihrer Küsse werth. —

„Und du wildes Thier, Rodrigo,
Auf! durchbohr' auch diesen Busen,
Den ich hier in tiefster Trauer
Dir eröffne! Mord' auch mich!

„Warum nicht die Tochter tödten,
Der du ihren Vater raubtest?
Warum nicht die Feindin morden,
Die dir's jetzt und ewig sein wird?
Rache fordert sie, des Himmels
Und der ganzen Erde Rache,
Gegen dich!" Rodrigo schwieg.

Und des Rosses Zaum ergreifend,
Kehret langsam er den Rücken
Allen Feldherrn, allen Kriegern,
Wartend, ob ihm einer folge;
Aber keiner folget ihm.

Als Ximene dieses sahe,
Rief sie lauter noch und lauter:
„Rache, Krieger, blut'ge Rache!
Ich selbst bin des Rächers Preis!"

7.

An der Tafel saß Fernando
Zu Burgos im Königs Palast,
Als Ximene, tief in Trauer
Und in Thränen, vor ihm kniete.

Mit bescheidener Geberde
Sprach sie jammernd diese Worte:
„König, eine arme Waise
Komm' ich, suchend Euern Schutz.

„Eben starb auch meine Mutter,
Gramvoll, die mir unsers Hauses
Schmähung nachließ; denn der Mörder
Unsers Hauses lebet noch.

„Täglich darf er sich mir zeigen,
Der großsinnig stolze Lainez,
Reitet täglich mir vor Augen,
Seinen Falken auf der Hand,

„Der mir meine Tauben würget,
Alt und jung. Schau' her, o König,
Sieh das Blut auf meiner Schürze,
Meiner jüngsten Taube Blut.

„Oft hab' ich's ihm untersaget;
Und was gab er mir für Antwort?
Lies, o König; diese Zeilen
Sandt' er heute mir zum Hohn."

„An Doña Ximena.

„Du klagest, einzige, verehrte, schöne
Ximene,
Daß täglich Dir mein Falk' die Tauben
Komme zu rauben.

Sein Herr begleitet ihn —
O dürft' er kühn
Die Einmal sehn, der auf so harte Art
Vom Schicksal und vom Falk er angemeldet ward!"

Als der König dies gelesen,
Stand er auf von seiner Tafel,
Schrieb sofort an Don Diego,
Heimlich sandt' er ihm den Brief.

Wissen will den vollen Inhalt
Don Rodrigo. „Nein, bei Gott nicht

Und bei seiner heil'gen Mutter,"
Sprach er, „lass' ich Euch, o Vater,
Euch allein nach Hofe ziehn."

8.

Eingefallen in Castilien
Waren Könige der Mauren
Fünf. Verwüstung, Lärm und Feuer,
Mord und Tod zog ihnen vor.

Ueber Burgos schon hinüber,
Montes d'Oca, Belforado,
San-Domingo und Najara
Steht verheeret alles Land.

Weggetrieben werden Heerden
Schafe, Christen, Christenkinder,
Männer, Weiber, Knaben, Mädchen;
Jene weinen, diese fragen:
„Mutter, wohin ziehen wir?"

Ruhmreich sammeln schon die Mauren
Ihren Raub, zurückzukehren;
Denn niemand begegnet ihnen,
Niemand, auch der König nicht.

Zu Bivar auf seinem Schlosse
Hörte diese Noth Rodrigo;
Noch war er nicht zwanzig Jahre,
Doch an Muth war er ein Mann.

Auf sein Roß, es hieß Babieça,
Stieg er, wie hoch in den Wolken
Gott auf seinen Donnerwagen,
Und durchrannte rings das Land.

Die Vasallen seines Vaters
Bot er auf; sie waren alle
Angelangt zu Montes d'Oca
Und erwarten ihren Feind.

Guter Himmel! von den Mauren
Zog fortan nicht Einer weiter.

Aber die geraubten Heerden,
Männer, Weiber, Christenkinder,
Alle ziehen ihres Weges
Froh und frei. Die fünf gefangnen
Mohrenkönige, dem König
Don Fernando schickt Rodrigo
Die Gefangnen zum Geschenk.

9.

Auf dem Throne saß Fernando,
Seiner Unterthanen Klagen
Anzuhören, und zu richten,
Strafend den und jenen lohnend —
Denn kein Volk thut seine Pflichten
Ohne Straf' und ohne Lohn —:

Als mit langer Trauerschleppe,
Von dreihundert edeln Knappen
Still begleitet, ehrerbietig
Vor den Thron Ximene trat.

Auf des Thrones tiefste Stufe
Kniete sie demüthig nieder.
Tochter sie des Grafen Gormaz,
Hob sie so zu klagen an:

„Sechs Monate sind es heute,
Sechs Monate, großer König,
Seit von eines jungen Kriegers
Hand mein edler Vater fiel.

„Viermal kniet' ich Euch zu Füßen,
Viermal gabt Ihr, großer König,
Euer Wort mir, mir zusagend
Rächende Gerechtigkeit.

„Noch ist sie mir nicht geworden;
Jung und frech und übermüthig
Spottet Eurer Reichsgesetze
Don Rodrigo von Bivar.

„Und Ihr schützt ihn, edler König,
Ihr; denn wer von Euern Männern

Seiner sich bemächtigt hätte,
Uebel wär' es ihm gelohnt.

„Gute Kön'ge sind auf Erden
Gottes Bild; die ungerechten
Sind undankbar ihren treuen
Dienern, nähren Factionen,
Haß, Verfolgung, ew'ge Feindschaft,
Seufzer und Verzweifelung.

„Denkt daran, o großer König,
Und verzeihet einer Waise,
Der die Klag' auf ihren Lippen
Schmerzlich Euch ein Vorwurf wird!" —

„Was Ihr spracht, sei Euch verziehen",
Sprach der König; „doch, Ximene,
Gnug geredet und nicht weiter.
Euch erhalt' ich den Rodrigo;
Wie um seinen Tod Ihr jetzo,
Werdet bald Ihr um sein Leben
Und um seine Wohlfahrt flehn."

10.

Nie erscholl ein Ruhm gerechter,
Größer nie als Don Rodrigo's:
Denn fünf Könige der Mauren,
Mauren aus der Moreria,
Waren ihm Gefangene;

Und nachdem er mit Vereidung
In Vasallenpflicht und Zinspflicht
Sie genommen, sandt' er alle
Wieder in ihr Land zurück.

Als nach sieben langen Jahren —
Nie wär' er von ihr gewichen —
Don Fernando jetzt die feste
Stadt Coimbra, fest durch Mauern
Und durch Thürme überwand,

Weihet' er der Mutter Gottes
Die prachtvollste der Moscheen;

Hier in diesem heil'gen Tempel
Hielt Rodrigo Ritterwacht.

Hier mit eignen Königshänden
Gürtet ihm das Schwert der König;
Und die Königin, sie führet
Selber ihm den Zelter zu;

Die Infantin Doña Uraca,
Schnallt ihm an die goldnen Sporen:
„Mutter", sprach sie, „welch ein Ritter!
Einen schönern sah ich nie.

„Glücklich ist das Bauermädchen,
Die ihn ohne Scheu des Vorwurfs
Unanständig niedrer Sitte
Lang' anschauen nach Gefallen,
Ohne Scheu ihn sehen darf!
Glücklicher ist die Gemahlin,
Die ihm zuführt seine Mutter,
Ihm dem Schönsten, den ich sah!"

Also sprach die Königstochter;
Doch nicht mit der Rosenlippe,
Tief nur im verschwiegnen Busen
Sprach also ihr stilles Herz.

11.

(Die Infantin Doña Uraca spricht.)

„Edler Ritter, Don Rodrigo,
Jung und kühn und klug und tapfer,
Strafe dich mit Schmach der Himmel,
Daß du mir mein Herz bekämpft,
Kühner! ohne zu bedenken,
Wer du bist und wer ich bin.

„Daß du eine Stadt bezwungen,
Daß fünf Könige der Mauren
Du in deine Fesseln zwangest,
Daß den stolzen Grafen Gormaz
Du in früher Jugend schlugest,
Macht dich dieses so verwegen?

Welcher Spanier, o Ritter,
Thät es nicht? und wohl noch mehr!

„Edel zwar bist du geboren,
Auszuüben schöne Thaten:
Dem, der einzig seine Pflicht thut,
Dem ist keinen Dank man schuldig,
Und gebührt er dir, so wisse,
Diese Pflicht ist nicht die meine,
Sie ist meines Vaters Pflicht.

„Wenn ein Mangel an Vermögen
Mich dir anzunähern scheinet,
Mich, die meine Königsabkunft
Ueber dich so hoch erhebt:
O so wisse, Königstöchter
Sind deßwegen arm an Gütern,
Weil der Adel ihres Stammes
Ihnen mehr als Reichthum gilt.
Armuth ist an mir kein Flecke,
Sie ist meiner Hoheit Ruhm.

„Reich, das weiß ich, ist Ximene,
Darum ist's, daß du sie liebest;
Nein, nicht darum: denn, Rodrigo,
Unrecht will ich dir nicht thun.
Sie auch liebt dich. Nun, so liebet!
Mir macht es den kleinsten Kummer,
Daß der Cid Ximenen liebt.

„Eines reichen Grafen Tochter
Gnüget dir, du kleiner Ritter;
Ich bin arm: bedarf ein edler
Diamant, bedarf er Gold?

„Schön bist du — wie einst Narcissus,
Weise — Salomon war weiser,
Edel — deren giebt es viele,
Tapfer — Spanien erziehet
Keine Memme, Don Rodrigo,
Reich — das sind so viele Narren,

Weit berühmt — das waren viele
Mehr als du, und starben dennoch
Eingehüllet in die Tücher
Menschlicher Vergessenheit.

„Ritter, wenn dein eigner Spiegel
Dir nur deine Schönheit vorhält,
So tritt her vor meinen Spiegel,
Er erniedert deinen Stolz.
Geh dann hin zu deinesgleichen,
Ritter; eine Königstochter
Blicke nur mit Ehrfurcht an!"

Also sprach die eifersücht'ge
Königstochter, Doña Uraca.
Und der Cid, er stand und schwieg.
Denn sie liebt' ihn tief im Herzen;
Und als sie nun ausgeredet,
Fuhr sie fort, mit ihrer Nadel
Ihm zu nähn die schönste Schärpe,
Die er — nicht begehrete.

12.

In dem blühnden Ostermonat,
Da die Erde neu sich kleidet,
Da die weißbehaarte Mutter
Sich wie eine Fee verwandelt
In die schönste junge Nymphe,

Da lustwandelte der König
Von Castilien, Don Fernando,
Er mit seinem ganzen Hofe
Vor Burgos im schönen Thal.

Und von seinem ganzen Hofe
Nahm er keinen als Rodrigo
Hin zu einer Silberquelle,
Glänzend schöner als Krystall.
Mit ihm sprach er an der Quelle;
Aller Augen sahn ihn sprechen,
Aber keines Ohr vernahm,
Was zu Cid der König sprach.

Dies sprach er: „Ich lieb' Euch, Ritter;
Jung seid Ihr und brav und tapfer,
Aber noch nicht welterfahren,
Und am wenigsten versteht Ihr
Euch aufs weibliche Geschlecht.

„Alle wollen sie regieren,
Und regieren denn auch wirklich;
Leider wir sind nur ihr Werkzeug:
Unsre männlichsten Gedanken,
Oft zerstörte sie — ein Weib.

„Gleich als hätte Gott zuletzt noch
In sein schönes Haus, die Schöpfung,
Deshalb nur die Frau geführet,
Daß durch sie und für sie alles,
Alles je geschehen sollte,
Sonder Schein, daß sie es thut.

„Junger Mann, die Frauen kennen
Ist dir nützlich, dieses Wissen
Uebersteiget jedes andre;
Doch — zu weithin forsche nicht!

„Dir sonst könnt' es auch so gehen
Wie dort jenem alten Weisen:
Weil er ihn nicht fassen konnte,
Stürzet' er sich in den Schlund.

„Das Geheimniß ist — der Weiber
Macht auf unsre Männerherzen.
Dies Geheimniß steckt in ihnen
Tief verborgen, Gott dem Herren,
Glaub' ich, selber unerforschlich.

„Wenn an jenem großen Tage,
Der einst aufsucht alle Fehle,
Gott der Weiber Herzen sichtet,
Findet er entweder alle
Sträflich oder gleich unschuldig;
So verflochten ist ihr Herz.

„Ungeheu'r ist die Entfernung
Zwischen einem Mann und Mädchen,
Und durchaus zum Vortheil dieser;
Junger Mann, weißt du warum?

„Darum: Männer gehen vorwärts;
Und das Weib — es sieht sie kommen.
Er veranschlagt; sie begegnet
Seinen Planen — weißt du wie?

„Sieh dort jenen leichten Vogel,
Der von Zweig zu Zweige hüpfet.
Necken wird er lang den Jäger,
Der ihm folget Schritt vor Schritt;

„Vor dem Angesicht des Eigners
Wird er seine schönsten Früchte
Naschen, weil er ohne Waffen
Ihn da vor sich stehen sieht:
Und was haben gegen Weiber
Wir, die Männer, wohl für Waffen?
Deshalb dann regieren sie.

„Und hiebei ist keine Ausnahm',
Jede gleicht hierin der andern.
Junger Mann, der Weisheit Regel
Räth, — sich zu vermählen nie."
Also sprach zu Cid der König,
Der dadurch ihn prüfen wollte.
Hört, was er antwortete.

13.

An dem Rand der Silberquelle,
Als der König ausgesprochen,
Nahm der Cid also das Wort:

„Freilich bin ich jung, o König,
Für die Regeln alter Weisheit;
Aber das Gesetz der Ehre
Zu verstehen, nicht zu jung.

„Denn aus gutem Blut erzeuget
Und genährt in guter Schule,

Spricht die Ehre mir: Erhalten
Muß ein Edler sein Geschlecht.

„Muß dem Vaterlande dienen,
Muß in Rath und That dem Herren
Hold und treu sein und gewärtig,
Muß ihm beistehn mit Gewicht;

„Dazu also einen Namen,
Einen hohen Baum sich pflanzen,
In deß Schatten auch der Fremde
Ruh' und Schutz und Rettung sucht;

„Muß der Kirche, muß dem Staate
Kinder geben, die ihm gleichen.
Dies ist mein Gesetz der Ehre,
Das Vermählung mir gebeut.

„Wer das heil'ge Band der Ehe
Flieht, o König, der verläugnet
Feige, wie ein Ueberläufer,
Väter und Religion.

„Er zerreißt den Zaum der Ehre,
Trennt das Band, das ihn an Menschen,
Das an sein Geschlecht ihn knüpfet
Und an andere Geschlechter;
Dafür wird er hart gestraft.

„Den entlaufenen Verächter
Straft Verachtung aller Edlen;
Jedermann erscheint er nutzlos
Und unwürdig seines Stammes.

„Was das Regiment der Frauen
Anbetrifft, o großer König,
So ist meine Meinung dies:

„Sie regieren wie die Diener
Ueber fehlerhafte Herren.
Wer zur Decke seiner Mängel
Ihrer nicht vonnöthen hat,
Gegen eine Welt von Feinden
Ist er stark und stehet sicher.

Sonderlich im Punkt der Ehre
Gab kein Weib dem Mann Gesetze,
Durft' auch nie ihm solche geben;
Das Vergnügen ist ihr Feld,

„Und da mögen sie regieren;
Sie verstehn darauf sich besser,
Besser, dünkt mich, als die Männer.
Dies ist meine Meinung, Herr.

„Und was anlangt ihre Gleichheit,
Unterwerf' ich mich der Meinung
Meines Lehnherrn. Alle taugen
Nicht, sobald der Mann nicht taugt.

„Also nehm' ich's gegen alle
Auf, zu Roß und auch zu Fuße;
Nur behaupt' ich, jedes Weibes
Fehler ist des Mannes Schuld.

„Eine Bitte noch, o König,
Vor dem Ende des Gespräches:
Zur Vermählung mit Ximenen,
Waise jetzt des Grafen Gormaz,
Bitt' aus königlicher Gnade
Ich mir die Bewilligung."
An dem Rand der Silberquelle
Gingen jetzt sie auseinander,
Don Fernando und der Cid.

14.

Rodrigo.

In der stillen Mitternacht,
Wo nur Schmerz und Liebe wacht,
Nah' ich mich hier,
Weinende Ximene —
Trockne deine Thräne!
Zu dir.

Ximene.

In der dunklen Mitternacht,
Wo mein tiefster Schmerz erwacht,
Wer nahet mir?

Rodrigo.

Vielleicht belauscht uns hier
Ein uns feindselig Ohr;
Eröffne mir —

Ximene.

Dem Ungenannten,
Dem Unbekannten
Eröffnet sich zu Mitternacht
Kein Thor.
Enthülle dich;
Wer bist du, sprich!

Rodrigo.

Verwaisete Ximene,
Du kennest mich.

Ximene.

Rodrigo, ja ich kenne dich;
Du Stifter meiner Thränen,
Der meinem Stamm sein edles Haupt,
Der meinen Vater mir geraubt —

Rodrigo.

Die Ehre that's, nicht ich. Die Liebe will's versöhnen.

Ximene.

Entferne dich! Unheilbar ist mein Schmerz.

Rodrigo.

So schenk', o schenke mir dein Herz;
Ich will es heilen.

Ximene.

Wie? Zwischen dir und meinem Vater, ihm!
Mein Herz zu theilen? —

Rodrigo.

Unendlich ist der Liebe Macht.

Ximene.

Rodrigo, Gute Macht!

15.

Als der König, Don Fernando,
Von Rodrigo und Ximenen

Beider Wort und Treu' empfangen,
Zu vergessen allen Haß

Und deshalb sich vor dem guten
Frommen Bischof Luyn Calvo
Zu vermählen — denn die Liebe,
Sie allein verzeihet ganz —,

Gab er, um den Cid Ximenen
Gleichzumachen an Vermögen,
Valduerna und Saldaña,
Belforado und San-Pedro
De Cerdaña gab er ihm.

Herrlich ging am Hochzeittage
Auf die Sonne. Don Rodrigo,
Abgelegt die Waffenrüstung,
Kleidet sich mit seinen Brüdern
Hochzeitlich und fröhlich an.

Echt walloner Pantalone;
Mit Scharlach gezackte Schuhe,
Fein an Leder, zween Stifte
Hefteten sie fest und enge
An den kleinen netten Fuß.

Jetzo zog er an die Weste,
Eng anliegend, ohne Borten;
Dann die schwarze Atlasjacke,
Wohlgepufft mit weiten Aermeln —
Wenig hatte sie sein Vater
Nur getragen. Auf den Atlas
Fiel von ausgezacktem Leder,
Breit anständig das Collet.

Und ein Netz von goldnen Fäden,
Eingewirkt in grüne Seide,
Schloß sein Haar ein. Auf dem Hute,
Von cortrayer feinem Tuche,
Hob sich eine Hahnenfeder
Wunderbarlich hoch und roth.

Schönbefranst bis auf die Hüfte
Reichet ihm die Jazerine,
Und um seine Schultern spielet
Ausgeplüscht ein Hermelin.

Und der unverzagte Degen,
Tizonada war sein Name,
Er der Schrecken aller Mauren,
Hängt in schwarzen Sammetbändern
An dem festen tapfern Gurt.
Ausgezackt, gefaßt mit Silber
War der Gurt; ein feines Schnupftuch
Wohlgefaltet hing an ihm.

So gekleidet, ging der edle
Cid, begleitet von den Brüdern,
Hin zum weiten Kirchenplatz,
Wo der König und der Bischof
Und die Herrn des Hofes alle
Mit Ximenen ihn erwarten,
Mit Ximenen, seiner Braut.

Sittsam stand sie da, Ximene.
Von elastisch feiner Leinwand
Puffte ihre Flügelhaube;
Von dem feinsten londner Tuche,
Wohl garnirt war ihre Kleidung,
Die von Schultern zu den Füßen
Barg und zeigte ihren Wuchs;
Auf zwei rosigen Pantoffeln
Stand als Königin sie da.

Ihren Hals umschlang ein Halsband;
An ihm hingen acht Medaillen,
Einer Stadt an Werthe gleich,
Und die reichste unter ihnen,
Den Sanct-Michael darstellend,
Schwer von Perlen und Juwelen,
Hing Ximenen an der Brust.

So begaben die Verlobten
Zum Altar sich; vorm Altare,

Eh' der Braut die Hand er reichte,
Sah er mit dem Blick der Liebe
Und sprach zu ihr tief beschämt:

„Fräulein, einen Mann von Ehre
Leider hab' ich euch getödtet;
Denn es wollt' es Ehr' und Pflicht.
Diesen Mann geb' ich Euch wieder,
Und was Ihr mit ihm verloret,
Vater, Freund, Verwandte, Diener,
Alles geb' ich Euch, mit allem
Mich Euch, Euren Ehgemahl."

Aus zog er den kühnen Degen
Vorm Altare, kehrt' zum Himmel
Seine Spitze. „Mich zu strafen",
Sprach er, „diene dieser da,
Wenn mein Leben lang den Eidschwur
Ich verletze: Euch zu lieben
Und Euch alles zu ersetzen,
Wie ich Euch vor Gott gelobt. —
Und nun auf, mein guter Onkel
Luyn Calvo, segnet uns!"

16.

Vom Altar und aus der Kirche
Zog die Hochzeitfeier prächtig:
Don Rodrigo und Ximene;
Stattlich an Ximenens Seite
Ging der König, der Vermählten
Vormund; an Rodrigo's Seite
Ging der fromme gute Bischof;
Dann der Herren langer Zug.

Wohl durch einen Ehrenbogen
Ging der Zug hin zum Palaste.
Ausgehängt aus allen Fenstern
Hingen, goldgestickt, Tapeten,
Und den Boden deckten Zweige,
Frische Kräuter, Rosmarin.

Auf den Straßen, auf den Gassen
Längs hinan bis zum Palaste
Tönten in getrennten Chören,
Unter Saitenspiel und Cymbeln,
Glückwunsch, Freud' und Lustgesang.

Alvar Fañez, unter allen
Freunden Cids ihm stets der erste,
Jetzt von Dienern reich begleitet,
Und geschmückt mit schönen Hörnern
Zeigt er prächtig sich als Stier.

Antolin, auf einem Esel,
Ihn gleich einem Rosse tummelnd.
Martin Pelaez, mit Blasen
Voller Erbsen, die er auswarf
Allem Volk zur lauten Lust.

Herzlich lacht darob der König,
Gab dem Pagen, der, den Damen
Zum Erschreck, den Teufel spielte,
Eine Hand voll Maravedis,
Auszuwerfen unter's Volk.

Also führete der König
Sich zur rechten Hand Ximenen;
Und die Königin empfing sie;
Hinter ihr die Herrn vom Hofe.
Froh und freier ward der Zug.

Weizen warf man aus den Fenstern,
Daß der Hut des Königs selber,
Daß Ximenens Busenkrause
Dicht und voll von Weizen lag;
Korn nach Körnern las der König
Selbst ihn aus Ximenens Krause
Vor der Kön'gin Angesicht.

Alvar Fañez, der es ansah,
Rief als Stier: „Wol möcht' ich lieber
Statt des Kopfes meines Königs
Jetzt besitzen seine Hand."

„Gebt ihm einen Korb voll Weizen",
Sprach der König; „und Ximene,
Angelanget im Palaste
Ihr umarmt ihn für den Scherz."

Aber von Ximenens Seele
War das taumelnde Gelächter
Weit entfernt; sie ist zu glücklich,
Als daß sie sich lustig zeige.
Mehr spricht ihr gerührtes Schweigen
Als die lautste Fröhlichkeit.

17.

Zu dem hochverehrten Sitze
Pedro's, den der Bischof Victor
Damals einnahm, trat der Deutschen
Kaiser — Heinrich war sein Name —,
Klagend trat er so vor ihn:

„Gegen König Don Fernando
Von Leon und von Castilien,
Heil'ger Vater, klag' ich hier.
Jede Christenmacht erkennet
Mich für ihren Herrn und Kaiser;
Er verweigert mir die Ehre,
Er verweigert uns Tribut.

„Zwingt ihn dazu, Heil'ger Vater,
Zur Erhaltung wie des Glaubens
So auch unsrer beider Reich'!"

Drohende Befehle sandte
Victor jetzt zu Don Fernando,
Einen Kreuzzug ihm ankündend,
Wenn er nicht dem Heil'gen Stuhle
Und dem Kaiserthum der Deutschen
Ehr' und Gaben willigte.

Lange stand Castiliens König
In Gedanken wohl erwägend,
Wenn die Sache fürder schritte,
Die Gefahren seines Reichs.

Alle riethen nachzugeben,
Nachzugeben größrer Macht.

Nur der Cid — er war abwesend,
In der ersten Zeit der Liebe
Schlummernd an Ximenens Brust;
Aber als er von der Botschaft
Und von Königs Rath gehöret,
Eilt' er und sprach zu ihm so:

„Ach, zum Unglück Eures Reiches
Wäret Ihr geboren, König,
Wenn, solang' Ihr lebt, ein Andrer
Hier geböt' in Eurem Reich!

„Nimmermehr soll es geschehen,
Solang' Ihr lebt und ich lebe;
Denn, o König, jede Ehre,
Die Euch Gott gab, zu erhalten,
Ist uns, Euern Dienern Pflicht;
Wer Euch anders rieth, o König,
Rieth Euch sonder Ueberlegung
Und vermindert Euern Ruhm.
Fordert sie heraus, die Droher!
Die Ausfordrung ist des Königs!
Die Ausführung ist des Kriegers.
Fordert sie: ich nehm' es auf.

„Denkt, o König und bedenket:
Wir erwarben Euch Castilien,
Wir, mit Ehre, Gut und Blut;
Eher gäb' ich auch mein Leben
Hin, eh' diese fremden Wespen
Zehren sollen unsre Beute,
Ernten unsrer Siege Frucht.
Denn, o König, gebt Ihr ihnen
Etwas, o so bleibt Euch — nichts."

Und so führt der Unverzagte
Cid zehntausend wackre Männer
Durch die Alpen hin in's Feld.
Ihm entgegen zog Graf Raymund

Von Savoy'n mit vielen Rossen;
Doch der Cid, er schlug den Grafen,
Macht' ihn selber zum Gefangnen,
Und nur gegen seiner Tochter
Geiselschaft gab er ihn los.

Auf der Welt das schönste Fräulein,
Ward sie Königes Geliebte;
Und der Sohn, den sie erzeugten,
Ward der Kirche Cardinal.

Auch der König der Franzosen
Sand' dem Cid ein Heer entgegen,
Das er schnell zerstreuete;
Da er dann mit seinen Tapfern
In Italien also waltet,
Daß in Eile Papst und Kaiser,
Beide des Tributs vergessend,
Botschaft senden zu Fernando,
Nur den Cid hinwegzuziehn.

Und so kehrete der Feldherr
Stolz zurück mit seinen Tapfern.
Seine königliche Rechte
Reicht' ihm dankend Don Fernando:
O, wie war der Cid so fröhlich
Ueber seines Königs Dank!

18.

Gen Zamora, wo der König
Eben Hof hielt mit den Edeln,
Kamen maurische Gesandte
Zum Rodrigo von Bivar.

Von fünf Königen der Mauren,
Die er einst in Pflicht genommen,
Waren sie die Abgesandten,
Ihm zu reichen den Tribut:

Hundert Pferd', Araberstammes,
Edle Rosse, drunter zwanzig
Weiße, zart wie Hermelin,

Zwanzig apfelfarbne-graue,
Dreißig rothe, dreißig braune,
Alleſammt mit reichen Decken
Ueberlegt und ſtolz gezäumt;

Für Doña Ximena brachten
Reichen Schmuck ſie an Juwelen,
Zwei koſtbare Hyacinthen;
Auch zwei Kiſten Seidenſtoffe,
Ihren Knappen zur Livrei.

Ehrerbietig, wie Vaſallen,
Naheten ſie ihrem Lehnherrn,
Nannten ihn Gebieter Cid.
„Freunde", ſprach der Cid, „ihr irret;
Wo mein Herr, der König, Hof hält,
Bin ich ſelber ein Vaſall.
Der Tribut, den ihr mir bringet,
Er gehöret meinem Herrn." —

„Sagt", erwiderte der König,
„Euren Herren, daß ihr Lehnherr
Kein Monarch zwar ſei, doch leb' er
Mit Monarchen. Ich beſitze
Nichts, was ich nicht ihm verdanke.
Meinem Feldherrn, eurem Cid."
Alſo kehrten die Geſandten
Rückwärts, ohne recht zu wiſſen,
Wer Vaſall, und König ſei.

19.

Sehnlich wartete Ximene
In den Sälen ihres Palaſts,
Sehnlich harrt' ſie auf Rodrigo;
Denn die Stunde der Entbindung
Naht, die grauſamſüße Stunde
Ihres Lebens, wie ſie hoffet,
Freudenreichſter Augenblick.

Eines Morgens — es war Sonntag —
Meldeten ſich ihr die Schmerzen,

Und es badet sich in Thränen
Ihr bescheidnes Angesicht.
Seufzend nimmt sie ihre Feder,
Manche, manche zarte Klage,
Mehr als tausend liebevolle
Bitten schreibt sie dem Gemahl,
Den sie wohl erweichen könnten,
Wenn die Ehre nicht in Felsen
Wandelte der Helden Herz.

Nochmals nimmt sie jetzt die Feder
Und mit neuer Klag und Seufzen
Schreibt sie auch an ihren König,
An den edelsten der Welt:

„Guter, weiser, großer König,
Sieghaft und gerecht und bieder,
Eure Dienerin Ximene
Klaget vor Euch, über Euch.

„Scherz nur war es, Don Fernando,
Eurer königlichen Laune,
Die mir den Gemahl einst gab;
Denn wohl wenig junge Frauen
Waren weniger vermählet,
Als ich bin — verzeiht, o König! —
Und allein durch Eure Schuld.

„Diesen Brief schreib' ich in Burgos,
Wo mein Leben ich verwünsche
Und auch Euch viel Böses will;
Denn von den Geboten Gottes,
Welches gibt Euch Recht, o König,
Ehgenossen also lange
Sie zu trennen und so oft?

„Welches gibt Euch Macht, o König,
Mir aus einem zarten Manne,
Artig, liebenswerth, bezaubernd,
Aller Welt zum wüsten Schrecken
Einen Löwen zu erziehn?

„Sechs Monate, Tag und Nächte,
Haltet Ihr ihn fest im Zügel,
Und wohl einmal kaum im Jahre
Sieht er seine Gattin, mich.

„Und wie kommt er? Blutgebadet
Bis zu Füßen seines Pferdes.
Wenn ich dann mit meinen Armen
Ihn umfange, schläft er ein;

„Träumet, wie ein Wildbesessner,
Schlachten, Kämpfe. Kaum noch taget
An dem Firmamente drunten
Der Aurora frühster Strahl,

„Ohne mich nur anzuschauen,
Ob ich wache, ob ich schlafe,
Springt er auf. Mit welchen Thränen,
Großer Gott, empfing ich ihn!
Vater wollt' er mir und alles,
Vater und Gemahl mir sein!
Alles fehlet der Verlassnen
Jetzo, Vater und Gemahl.

„Thut Ihr dies, um ihn zu ehren:
König, deß bedarf er nicht.
Längst war er der Vielberühmte;
Eh' am Kinn der Bart ihm sproßte,
Waren Könige der Mauren
Fünf ihm schon Gefangene.

„Königlicher Herr, den letzten
Augenblick erwart' ich bald;
Bald wird er Euch Nachricht geben —
Und ich fürchte fast, die Thränen,
Die dem Vater ich vergossen,
Schadeten vielleicht dem Kinde,
Das an meinen Herzen schläft.

„Guter König, also schreibet
Mir in Eures Herzens Sprache,
Wollt Ihr den Gemahl mir senden?

Oder wollt Ihr, daß die Gattin
Eures ehrenvollsten Feldherrn
Ihm den Erstgebornen bringe
Einen Waisen, vaterlos?

„Nachschrift.

„Und noch eins, o guter König:
Werfet meinen Brief ins Feuer,
Daß nicht Eurer Höfling' einer
Ihn belache! Denkt daran.

„Und auch daran, Don Fernando,
Daß statt meines Ehgemahles
Mir nur seine alte Mutter
Blieb, die mir zur Seite schläft."

20.

Zehn Uhr war's am frühen Morgen,
Als der König seinen Schreiber
Rief und forderte Papier.
Mit vier Punkten und dem Zuge
Paraphirt er Kreuz und Namen,
Und also antwortet er:

„Edle sittsame Ximene,
Meinen Gruß Euch ehrerbietig,
Meine Hochachtung und Gunst!

„Ihr beklagt um den Gemahl Euch
Gegen mich, Doña Ximene,
Wenn ich ihn zum Nachtheil Eurer
Mir zur Lust zurückbehielte,
Klagtet Ihr mit vollem Recht.
Aber da die Heidenkriege,
Die auf meinen Grenzen stürmen,
Ihn rückhalten, ist es meine,
Oder ist es seine Schuld?

„Daß er nicht in Euren Armen
Stets geschlafen, dies beweiset,
Edle Doña Euer Brief.

Also glaub' ich auch der Furcht nicht,
Daß Ihr einen vaterlosen
Säugling in dem Schooße tragt.

„Drängt ihn nicht, zurückzukommen,
Euren Ehgemahl; er hörte,
Auch an Eurer Seite hört' er
Mit Unlust die Kriegsschalmei.
Und wenn er nicht Feldherr wäre,
Saget mir, was wär't ihr beide?
Edelmann und Edelfrau.

„Hatt' er Könige der Mauren
Fünf als Jüngling zu Vasallen:
Wollte Gott, er hätte deren
Fünfmal fünf: denn um so minder
Hätte Feinde jetzt mein Reich.

„Kann er also nicht, Ximene,
Bei Euch sein im Augenblicke,
Wo Ihr ihn so sehnlich wünscht:
So erlaubt mir, edle Mutter,
Daß ich seinen Platz vertrete;
Denn ich glaub' es, nur der König
Ist für ihn des Platzes werth.

„Euren Brief sollt' ich verbrennen?
Sehen sollen ihn die Lacher
Meines Hofes, tief beschämt.
Daß Ihr meinen nicht verbrennet,
Zeichne ich ihn zum Contracte
Und verbinde mich, Ximene,
Ist's ein Sohn, den Ihr gebäret,
Geb' ich Zelter ihm und Degen,
Mit zweitausend Maravedis,
Ihm, dem Ritter, zum Geschenk;
Ist es eine Tochter, setz' ich
Vierzig Mark an gutem Silber,
Vom Geburtstag an, ihr aus.

„Und so lebet wohl, Ximene!
In der Stunde Eurer Schmerzen

Helf' Euch die hülfreiche Mutter,
Aller Himmel Königin!

„Nachschrift.

„Eben kommt, ich hör' ihn kommen,
Euer ernster lauter Feldherr,
Mir die Lection zu lesen,
Daß ich nicht zu Felde bin."

21.

Ehren, Glück und Macht und Güter,
Aller Ruhm und Pracht der Erde,
Eine leichte Wasserblase
Seid ihr, auf den Lüftchen schwebend
Einen kurzen Augenblick!

Don Fernando, er, der Große —
Und mit Recht so zubenannt —,
Spaniens Monarch und Kaiser,
Liegend auf dem Todesbette,
Seine letzte Stund' erwartend,
Denkt er nur der Ewigkeit.

Ausgetheilet hatt' er alle
Reich und Güter seinen Söhnen. —
Welche Stimme schallt auf einmal
In den traurigen Gewölben
Des Palastes? Der Infantin
Doña Uraca Stimme ruft.

Weinend tritt sie vor den König,
Trauernd tief im Trauerschleier,
Nahet sie dem Bett des Vaters,
Fällt aufs Knie vor seinem Bette;
Die verehrte Hand ihm küssend,
Flehet sie ihn also an:

„O mein Vater, unter allen
Göttlich-menschlichen Gesetzen
Nennet mir, was Euch verbindet,
Eure Töchter für die Söhne

Zu enterben? Ausgetheilet
Habt Ihr Eure Reich' und Länder
Meinen Brüdern, und vergaßet,
Vater, und vergaßet mich.

„Also bin ich Eure Tochter
Nicht, Señor; denn wenn ich's wäre,
Wär' ich auch nur Euer Bastard,
Hätte, meiner zu gedenken,
Euch erinnert die Natur.

„Hab' ich, königlicher Vater,
Diese Schmach um Euch verdienet,
Nun so nennet meine Schuld.
Nennet Ihr sie nicht, was werden
Fremde Völker von Euch sagen,
Sagen alle edle Männer,
Wenn sie von dem Unrecht hören,
Das Ihr, stets gerechter König,
Einer Unbescholtnen thut?

„Männer, in die Welt eintretend,
Bringen, Güter zu erwerben,
Kräfte sich und Ansehn mit;
Was sie sich erwerben konnten,
Müßigen zu hinterlassen,
Hieße das nicht, edler Vater,
Seine Söhn' erniedrigen?
Aber sagt, was kann die Tochter,
Was kann sich ein Weib erwerben?
Hingeworfen auf die Erde,
Hat sie nichts als des Gehorsams,
Als des Dienens niedern Lohn.

„Wenn Ihr mich enterbet, Vater:
Ohne Land und ohne Boden,
Muß ich in die Fremde flüchten,
Muß — verzeiht ein hartes Wort mir —,
Eure Härte zu verbergen,
Muß die Tochter Euch verläugnen,
Weil Ihr sie verläugnetet.

„Wohl, so geh' ich dann als Pilgrim
In die Welt. In meinen Adern
Wallet königliches Blut;
Dessen fürcht' ich zu vergessen,
Weil mein Vater es vergaß."

Also sprach mit lautem Weinen
Die Infantin Doña Uraka.
Als sie ausgeredet hatte,
Wartete sie auf die Antwort
Ihres Vaters, der im Sterben
War, des Königs letztes Wort.

22.

Königen den Mund zu schließen,
Darf es oft nur eines Weibes
Freier Rede. Don Fernando,
Eine Beute jetzt des Todes,
Hörend seiner Tochter Klagen,
Hatte Kraft genug, zu seufzen
Ueber ihre stolze Kühnheit,
Aber kaum genug der Kräfte,
Zu antworten. Lange sucht' er
Worte, bis er also sprach:

„Tochter, flössen Eure Thränen,
Die Ihr jetzt um eitle Güter
Weinet, so um Euren Vater:
Sie verlängerten, ich glaub' es,
Selber noch mein Leben jetzt;
Aber da Ihr, stolze Tochter,
Hier vor meinem Todesbette
Nur um Erdengüter weint,
So bedenkt, was nehm' ich jetzo
Sterbend mit mir aus der Welt?

„Und ich dank' es meinem Schöpfer,
Daß er mir, Euch zuzureden,
Euch zu reinigen die Seele,
Kraft noch und Vermögen schenkt.

Graden Weges geht zum Himmel
Jetzo, hoff' ich, meine Seele;
In dem Feuer Eurer Worte
Litt sie ihre Läutrung schon;
Denn bedenket es, o Tochter,
War die Stunde meines Scheidens,
Mich also noch zu betrüben,
Ein erlesner Augenblick?

„Eurer Brüder Reich' und Güter
Neidet Ihr, und wollt nicht sehen,
Daß mit dem Besitz ich ihnen
Auch auflege Pflicht und Last?.
Pflicht, die Länder zu beschützen,
Last, sie weise zu regieren.
Alles des bedürft Ihr nicht.
Sie vielleicht sind arm bei Vielem,
Ihr bei Wenigem die Reiche;
Denn Personen Eures Standes,
Denen niemand gleich sich schätzt,
Was bedürfen sie für Reichthum
Als, ihr Leben hinzuleben,
Eines Klosters Einsamkeit!

„Freilich seid Ihr meine Tochter,
Denk' ich, aber eine Eitle;
Wohl dacht' ich an Eitelkeiten,
Als ich Euch erzeugete.
Euch trug eine edle Mutter;
Aber eine böse Amme —
Denn das zeugen Eure Reden —
Säugte Euch mit schlechter Milch.

„Drohet Ihr, in fremde Lande
Euch zu flüchten: wer, o Tochter,
So der Zunge läßt den Zügel,
Reißet auch der Ehre Zaum;
Längst hatt' er ihn schon zerrissen,
Als er so verwegen sprach. —
Leichter wird mir's, die Verwirrung
Eures Kopfes zu gedenken,

Tochter, als daß meines Blutes
Also Euer Herz verdarb.

„Euch, die Schwestern, sollten Eure
Brüder — dieses war mein Wille —
Unterhalten; jetzt befehl' ich,
Um mit mir den Segen aller
Meiner Kinder mitzunehmen,
Jetzt befehl' ich — höret mich:

„Arm will ich Euch nicht verlassen,
Seit Ihr, was Ihr sprechet, spracht.
Edel ist dein Blut, Uraca,
Doch ich kenne dein Geschlecht.
Also meine Stadt Zamora
Laß ich dir, die wohlverwahrte,
Wohlbevölkerte. Dich werden
Tapfre Männer in ihr schützen
Und dir solche Ehr' erzeigen,
Daß der Ehre zu gedenken
Du durch sie gezwungen wirst.
Ob mich deine jüngste Schwester
Gleich mit keinen Bitten anging,
Setz' ich' ihr, wie dir Zamora,
Das Gebiet von Toro aus.

„Dieses ist mein ernster Wille;
Und wenn meiner Söhne einer
Euer Erbtheil Euch zu rauben
Je gedenkt, dem geb' ich meinen
Schwersten väterlichen Fluch."

Alle, die den König also
Reden hörten, sprachen: „Amen!
Fluch dem Räuber seiner Schwestern!
Schrecklich treff' ihn Tod und Fluch!"
Don Garzia, Don Alfonso
Sprachen Amen; doch Don Sancho,
Er allein in der Versammlung
Vor dem Bett des Vaters — schwieg

II.

Der Cid unter Don Sancho dem Starken.

23.

Lärm und Schlachten, Blut und Feuer,
Kriegesstimmen allenthalben,
Trommeln, Pauken und Trommeten
Schallen in Castilien laut.

Denn kaum hatte mit den Brüdern
Seines Vaters Sarg Don Sancho
Mitbegleitet an die Gruft,
Steigt er auf sein Roß, und blasen,
Blasen läßt er allenthalben
Gegen seine Brüder Krieg.

Die Vasallen seines Reiches
Bot er auf: nicht seine Rechte
An der Brüder Land zu prüfen;
In das Treffen sie zu führen,
Rief er sie bei Ehr' und Pflicht.

„Ach, Rodrigo", sprach Ximene,
„Also hast du sie beschlossen,
Meine Leiden?
Eins von beiden
Soll ich missen,
Eins aufgeben —
Wohl mein Leben,
Oder mindstens die Geduld!

„Meiner Treue mich zu rühmen,
Stehet mir nicht an; der Liebe
Ist treu sein die schönste Pflicht;
Nur wie dürft Ihr mir der Treuen,
Mir der Liebenden, Rodrigo,
Von so langem Abschied sagen?

„Ach beschlossen ist's, beschlossen,
Eins von beiden

Soll ich meiden,
Eins aufgeben —
Wohl mein Leben,
Oder mindsteus die Geduld!

„Wenn ich Euch verehrend liebe,
Denkt Ihr nicht daran, Rodrigo,
Daß die Zeit ja alles, alles
Rückwärts führe? daß im Herzen
Auch der tiefsten Liebe Wurzel
Sterbe, wenn man sie nicht pflegt?
Zwar ist dies Euch keine Drohung;
Denn in Worten wie in Thaten
Kann Ximene den Rodrigo
Nie beleid'gen. Eifersüchtig
Könnte sie als Kind nur — sterben.

„Ja, es ist, es ist beschlossen,
Eins von beiden aufzugeben,
Die Geduld oder mein Leben!

„Undankbare Männerherzen!
Euch entflammt der Weiber Leichtsinn;
Die Beständigkeit des Weibes
Tödtet eurer Liebe Gluth,
Kennten wir euch recht, ihr Männer,
Würden wir euch je vertraun?
Sprich mir auf dein Herz, Rodrigo,
Denkst du noch an jene Schwüre,
An die süßen Schmeicheleien,
An die Thränen und Gelübde,
Die du einst mir treu gelobt?
Alles ist dir aus der Seele,
Aus dem Herzen dir verschwunden;
Wie ein Lüftchen überm Sande
Hat die Zeit es fortgeweht."

Zärtlich küssete Ximenens
Angesicht der tapfre Feldherr,
Schwur ihr auf den Griff des Degens,

Schwur ihr, treu zurückzukommen,
Sei's lebendig oder todt.

24.

Lange führeten die Brüder,
König Sancho in Castilien,
In Gallicien Don Garzia,
An der Reiche Grenzen Krieg.
Endlich trafen sie zusammen,
Und von beiden Seiten fielen
Tapfre Männer, bis Don Sancho,
Sancho selbst gefangen ward.
Nahe war's, daß der mit Unrecht
Krieg begonnen, ihn mit Schande
Endigte; denn unter allen
Streitenden war König Sancho
Wohl an Leibeskraft der stärkste,
Doch der feigeste an Muth.

Alvar Fañez, er der erste
Freund des Cid, kaum sieht den König
Er gefangen, drängt er stürmend
An den Platz des Unglücks ein.
„Laßt den König, ihr Verräther!"
Ruft er wüthend, und sie flohen,
Die harten Asturier.

Frei stand also König Sancho.
Doch die Schlacht, sie war verloren!
Uebrig waren dem Befreiten
Kaum sechshundert Castilianer.
Wie? sechshundert Castilianer?
Für die ganze, weite Erde
Sind sie gnug, wenn Cid sie führt!

An kommt er. Auf seinem Rosse,
Als ihn Sancho kommen siehet,
Ruft er laut zu seinem Heer:
„Auf von neuem in das Treffen!
Bald ist jetzt das Schlachtfeld unser;

Denn der Cid ist da! Willkommen,
Cid! Ihr kommt zu rechter Zeit."

Ernst antwortet ihm Rodrigo:
„Und Ihr, Herr, zu sehr unrechter
Trafet Ihr auf diesen Platz.
Besser wäret ihr am Grabe
Eures Vaters stehn geblieben
Betend mit gefaltnen Händen,
Als im ungerechten Kriege
Mit dem Bruder einzuernten
Eures Vaters harten Fluch.

„Ungern nehm' ich Don Garzia
Jetzt gefangen; für die Ehre
Und doch muß ich's, für die Ehre,
Für den Dienst muß ich es thun,
Muß ich nehmen, oder sterben
Als ein Kriegsmann. Euch, o König,
Bringet hier in diesem Felde
Weder Sieg noch Niederlage
Ruhm, Euch schändet dieser Krieg."

Eben trat Garzia singend
Auf den Kampfplatz, tief unwissend,
Was geschehn war und geschah.
Stracks erklangen die Trommeten,
Die Trommeten und die Zinken,
Neue Brüderschlacht begann.

Und in Mitte seiner Edlen
Ward Garzia bald gefangen.

„Ach, was thut Ihr, edler Cid?" —

„König, was für Euch ich thäte,
Wenn Ihr mein Gebieter wäret.
Jetzt will es das Schicksal also.
Unterzieht Euch ihm, wie ich!"

25.

Als Don Sancho seinen Bruder,
Den gefangenen Garzia,

In den festen Thurm von Luna
Eingesperret: wie ein Sperber,
Der den ersten Raub gekostet,
Jetzt nach reicherm, größerm Raube
Dürstet und nach wärmerm Blut,
Warf auf seine jüngste Schwester
Sancho sich; er schleppt' Elviren,
Wie die schwache Taube wehrlos,
Aus dem ihr verliehnen Toro
Gen Burgos ins Kloster hin.

Jetzt entblößet Don Alfonso,
König von Leon, die Spitze
Seines Degens und verkündet
Laut der Welt und offenbar:
Aus Ehrfurcht für seinen Vater,
Und sich selber zu beschützen,
Unternehm' er diesen Krieg,
Doch nicht gegen seinen Bruder,
Einzig gegen den Beschützer
Eines niederträcht'gen Räubers;
Der Beschützer heiße Cid.
„Denn", sprach er, „die Bösen müßten
Abstehn von den Frevelthaten,
Wenn zu solchen kein Rechtschaffner
Ihnen diente; denn der Beste
Wird im Dienst der Bösen schlecht." —

„Rede jetzt", sprach König Sancho,
„Perle meines Reiches, rede:
Ziehet er nicht gegen mich?" —

„Gott ist's, der uns alle richtet!"
Sprach der Cid. „Doch wollt Ihr's wissen,
König und mein Herr, so sag' ich:
Euer Bruder, weil er recht hat,
Eilet er vorjetzt zum Unglück." —

„Auf, zu Waffen!" rief Don Sancho,
„Fliegt, ihr Fahnen! Fliegt, Paniere!
Seht, es kommen die Leoner,

Löwen der Standarten kommen,
Doch nicht Löwen, die sie tragen;
Und wir haben für sie Thürme*),
Thürm' und Schlösser zum Gefängniß."

„Auf!" fiel Cid ihm in die Rede,
„Auf! weil man an mich denn will."

„Gott genad' ihm, wer an dich will,
Braver Cid, du Blume Spaniens,
Spiegel echter Ritterschaft!"

Also zogen sie zum Kriege.
Don Alfonso ward gefangen,
Und gefangen ward Don Sancho,
Jener von den Castilianern,
Von den Leonesen dieser,
Und noch wankt das Glück der Schlacht.

Als der Cid auf seinem Rosse
Lossprengt auf den Haufen Krieger,
Der Sancho umschlossen hielt:
„Fangen oder hangen!" rief er.
„Nicht das eine, nicht das andre,
Guter Cid!" ward ihm zur Antwort.
„Fangen oder hangen!" rief er;
Und sein König stand befreit.

Don Alfonso blieb gefangen,
Ward gesperret in ein Kloster,
Wo ihn bald, zum Dank der Ehre,
Die dem Cid er laut erzeiget,
Doña Uraca ihn ins Freie
Fördert, daß er gen Toledo
Hin zu Ali-Maimon floh.

26.

Auf Zamora geht der Feldzug,
Auf die feste Stadt Zamora.
Zahllos ist das Heer der Krieger,

*) Anspielung auf die Wappen von Leon und Castilien, deren jenes Löwen, dieses Castelle führt.

Zahllos Königes Entwürfe. —
Tapfrer Cid, du edler Feldherr,
Vor Zamora ziehest du?

Unterweges spricht der König
Zu ihm: „Freilich, ausgehauen
Ist die Stadt wie aus dem Felsen,
Der ihr anliegt wie ein Panzer;
Dick wie eines Mannes Länge
Ist die Dicke ihrer Mauern,
Und die Thürme dieser Mauern,
Ihre Festen aufzuzählen,
Forderte wohl einen Tag.
Abzuleiten den Duero,
Der sie einschließt wie ein Mädchen,
Ist ganz über Menschenmacht.
Uebergäbe mir Zamora
Meine Schwester, Cid, so hätt' ich
Eine Festung, in ganz Spanien
Wär' ihr keine Feste gleich.
Guter Cid, von meinem Vater
Als ein Kleinod mir vererbet,
Eidlich mußten wir versprechen,
Lebenslang Euch hoch zu ehren
Und zu folgen Eurem Rath;
Guter Cid, du unsers Hauses
Säule, thu' es mir zur Liebe,
Bringe Botschaft nach Zamora,
Fordre es von meiner Schwester,
Fordre es zum Tausch um alles; —
Doch vergiß nicht beizufügen,
Wenn sie mir die Bitte weigert,
Daß ich nehme, was ich bat." —

„Freilich weiß ich nicht", antwortet
Ihm der Cid; „je mehr die Mauern
Von Zamora ich betrachte,
Desto kühner, desto stolzer
Scheinen sie mir dazustehn." —
„Recht", spricht Sancho, „recht geredet,

Dieſes ſind die erſten Mauern,
Die nicht deinem Anblick zittern."

Und je näher Cid der Stadt kam
Ging ſein muntres Roß Babieça
Langſam und hing ſeinen Kopf.

27.

Trauer war noch in Zamora
Um den Tod des großen Königs
Don Fernando, tiefe Trauer.
Ueberhängt mit ſchwarzen Tüchern
Waren Kirchen und Altäre;
Kein Geſang, kein Ton der Freude,
Auch kein Inſtrument der Liebe
Ließ ſich hören auf den Gaſſen.
Die Infantin Doña Uraca,
Schmerzlich bitter weinte ſie
Um den Tod des großen Vaters,
Um den Gram, den ſie ihm ſterbend,
Noch in ſeiner letzten Stunde
Zugefügt, um ſeine Güte,
Um das Unglück ihrer Schweſter,
Der vertriebnen Doña Elvira,
Um das Unglück ihrer Brüder
Don Garzia, Don Alfonſo;
Und — wer ſollt' und könnt' es glauben? —
Noch beweint im tiefſten Herzen
Einen andern Wunſch Uraca.
Den Verluſt wird ſie beweinen,
Wenn ſie jeden längſt vergaß.

Denn dem Glück, geliebt zu werden,
Gleicht kein ander Glück auf Erden;
Die geliebte Schäferin,
Sie allein iſt Königin.

In dergleichen Gramgedanken
Tief verſenket ſaß Uraca,
Als auf einmal vor den Thoren
Von Zamora Cid erſcheint.

28.

Grad einreiten in Zamora
Will der Cid, als ihm die Wache,
Ihn mit seinen funfzehn Kriegern,
Anhält draußen vor dem Thor.
Laut und lauter wird der Lärmen,
Lauter das Geschrei der Straßen,
Bis es zur Infantin drang.

Und in ihren Trauerkleidern
Eilte schnell sie auf die Mauer,
Als — das Schrecken von Castilien —
Sie den Cid da vor sich sieht.
Ihre schönen Augen netzen
Thränen; an die Mauer drücket
Sie die Brust, enthüllt ihr Antlitz,
Und vorbreitend ihre Arme,
Rufet sie ihm furchtbar zu:

„Da du uns zu Feinden haben wolltest,
Warum klopftest du an unsre Thore?
Da durch dich wir hier in Jammer leben,
Warum kommst du und was willst du weiter?
Da, der Freundschaft Maske weggeworfen,
Du dem Unrecht deinen Arm geliehen —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!

„Seit er seinen Eid an mir gebrochen,
Den er zuschwor einer Königstochter,
Mich zu schirmen, mich, die einst ihn liebte
Und noch jetzt sein Bild in diesen Mauern
Ehrt, in Mauern, die er kommt zu stürmen;
Seit, von einem neuen Glücke trunken,
Er vergaß die schönen Jugendtage,
Die an meines Vaters Hof er lebte.

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!

„Dem mein Vater Ritterwaffen reichte,
Meine Mutter selbst den Zelter zuführt',
Ich anschnallete die goldnen Sporen,
Knieend auf dem Marmor. Er bemerkte
Damals nicht, was jedes Mädchen merket;
Er vergisset, was er war, und denkt nur,
Was er ist. Auch ich, so manches dacht' ich,
Was der Himmel mir um meiner Fehler
Willen nicht vergönnte. Meine Eltern
Hoben ihn; er stürzte mich hernieder.
Weil ich denn um seinetwillen weine —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!

„Ich, ein Weib, dazu noch stolz und zärtlich,
Kann ihm zwar kein Leid vom Himmel wünschen;
Hat er mich mit seinem Stolz beleidigt,
Hat er innig mir das Herz verwundet,
Kommen von ihm alle meine Leiden:
So komm auf ihn meine Güt' und Gnade!
Ich verzeih' ihm. Er darf mich beleid'gen
Ohne Strafe; denn des jungen Ritters,
Seiner, in der prächt'gen Kirche zu Coimbra
Werd' ich stets gedenken. Aber dennoch —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!

„Daß er nicht den Bruch des Eids verhindert',
Den Don Sancho meinem Vater zuschwur,
Daß er seinem Raube nicht gewehret,
Der dem Don Garzia, Don Alfonso
Ihre Reiche nahm — der eine schmachtet
Im Gefängnisse, der andre mußte,
Zu Ungläub'gen fliehen, zu den Heiden;
Daß Don Sancho meiner armen Schwester,
Die im Kloster jetzt von Milde lebet,
Toro, ihr rechtmäßig Erbtheil, raubte

Und der Cid auch dieses ihm nicht wehrte;
Daß mein Bruder nicht und auch der Cid nicht
Tief erröthen, mich hier zu bekämpfen,
Mich, die Schwester, mich, ein schwaches Weib nur,
Die zu Waffen nichts sonst hat als Thränen:
Deshalb —

„Rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo!
Deine Ehre ist verloren!
Rückwärts, rückwärts, stolzer Cid!"

Also sprach, gepreßt den Busen
An die Mauer, Doña Uraca!
So antwortet sie dem Cid.

Er, betroffen von der Antwort,
Hält verworren; dann auf einmal
Lenkt er um sein Roß Babieça:
„Rückwärts!" höret man ihn murmeln,
„Rückwärts!" zwischen seinen Lippen,
Reitend nach dem Lager stumm.
Und so kommt er von Zamora
Wohl von manchem Pfeil verwundet,
Der, auch ohne Spitz' und Eisen,
Tief im Herzen bohrend glüht.

29.

Still versunken in Gedanken,
Gab der Cid, als von Zamora
Jenes Tages er zurückkam,
Stracks gab er dem König Sancho
Rechenschaft von seiner Botschaft,
Der ihm diese Worte sprach:

„Solches ist der Kön'ge Schicksal,
Wenn sie mit zu wenig Klugheit
Zu viel Ehr' erzeigen einem,
Einem stolzen Unterthan.

„Ihr, Graf von Bivar, ich weiß es,
Jenen kecken Zamoranern

Riethet Ihr den Ungehorsam
Und das Widerstreben an.

„Eure Weisheitsregeln kenn' ich,
Fortan sind sie nicht die meinen;
Und zu meinen Füßen läge
Augenblicks hier Euer Kopf,
Hätt' ich es nicht meinem Vater,
Ich mit allen meinen Brüdern,
Auf sein Haupt zuschwören müssen,
Euch zu ehren. Fort dann! Fort
Aus Castilien. Weg aus allen
Meinen Reichen!" —

„Auch aus denen,
Die ich Euch erobert habe?
Oder nur aus denen Reichen,
Die ich, König, Euch erhielt?" —

„Fort aus allen!"

Don Rodrigo,
Der gedankenvoll erst dastand,
Lächelte, sah ruhig um sich
Und — bestieg sein Roß Babieça.
Todesstille herrscht im Lager,
Denn der Cid — er ist hinweg!

30.

Ein Geräusch von Waffenrüstung;
Pferdetritt', Galop, Galope;
Zween zamoraner Ritter
Sind es, von der ersten Bravheit.

Längs dem Ufer des Duero
Reiten sie mit grünen Schilden —
Füchse reiten sie, die Degen
Sind von braunem scharfen Stahl.

Wohlgewaffnet, auf dem Sattel
Fest und leicht, wie Hasen sprengen
Sie hinauf dort jenen Hügel,
Und im Augenblicke stehn sie

Vor den Castilianerfahnen
Also nah', daß man sich hört.

Einer ist ein alter Ritter,
Arias Gonsalo sein Name,
Weit bekannt. Zwei Gegner sind ihm
Wie ein Haar aus seinem Bart.
Neben ihm der junge Ritter
Ist sein jüngster Sohn; er scheute
Wohl auch nicht den dritten Mann.
Unverzagt, sobald sie hörbar
Reden konnten, rufen sie:

„Sind im königlichen Lager
Zwei der Ritter, die mit zweien
Zamoranern ihre Lanzen
Brechen wollen, sind wir da,
Sie zu lehren, König Sancho
Sei kein Edelmann, indem er
Seiner Schwester das zu rauben
Kommt, was ihr der Vater gab.

„Thun dabei Verzicht auf jede
Ritterehr' und Königsladung,
Nie zu sitzen einem Edlen
An der Seite, nie von Frauen
Zu empfangen Lieb' und Gunst;
Thun Verzicht auf dieses alles,
Wenn mit zweien Lanzenstößen
Wir den Platz von unsern Gegnern
Nicht geleert. Wenn zwei sich fürchten,
Mögen drei, und vier, und zwanzig
Selbst auch mit dem Teufel kommen,
Nur mit Einem nicht — dem Cid."

Als zwei Castilianergrafen
Hörten diese kühne Fordrung,
Wie die Löwen brüllten sie:
„Wartet, Ritter, zwei Minuten,
Anzulegen uns die Waffen."

Indeß sie sich also rüsten,

Sprach der alte Zamoraner,
So sprach er zu seinem Sohn:

„Rückwärts sieh dich um, o Jüngling!
Auf den Mauern, auf den Thürmen
Von Zamora sehen Frauen
Und Jungfrauen auf uns her,
Nicht auf mich, der alt und grau ist,
Aber auf den jungen Ritter,
Den mannhaften, schauen sie.
Führest du dich wohl, so gäb' ich
Für mein Landgut nicht die Bänder,
Die man dir verehren wird;
Gegentheiles stürb' ich lieber,
Als die Spötterein zu hören,
Die sich rüsten deinem Ohr.

„Fest im Bügel! Halt die Lanze
Grade vor dich, auf den Schild;
Halt' dein Roß zum Angriff fertig;
Wer im Kampf den ersten Stoß thut,
Hat das halbe Werk gethan.
Sieh, da kommen sie! Wohlauf dann!
Siegen oder sterben, Sohn!"

Sieg war Ausgang ihres Kampfes.
Allen Damen in Zamora
Hoch zur Freude, wirft der Jüngling
Seinen Feind mit einem Stoß
Um und um; des Alten Gegner
Flog vor seiner starken Lanze
Zehn Schuh weit von seinem Roß.

In die edle Stadt Zamora
Zogen jetzt als Ueberwinder
Ein der Vater und der Sohn.

31.

Sehr verlegen war Don Sancho
Vor Zamora sehr verlegen.
Nahen konnten seine Krieger

Nicht der Stadt; doch aus Zamora
Naheten oft seinem Lager
Stolze Ritter, trotzig-kühn.

Endlich traten alle edlen
Castilianer vor den König:
„Großer König, nimmer werden
Wir Zamora nehmen, nimmer,
Hilft uns Gott nicht und der Cid.
Euch, o König, ausgenommen,
Wiegen alle wir zusammen
Ihn nicht auf. Er überwiegt."

Also sendete der König
Don Diego von Ordoña,
Aufzusuchen und ins Lager
Rückzuführen ihn, den Cid.

Wenn ein Herr auch unrecht zürnet,
Muß ihm der Vasall gehorchen;
Wenn ein König sich entschuldigt,
Muß er ihm treu sein und hold.

Als Don Sancho von Rodrigo's
Rückkehr hörte, zog er freudig
Ihm entgegen, weit hinan.
Wenn ein König unrecht zürnte,
Muß er sich zur Ehrerstattung
Zwingen mit Erniedrigung.

Kaum ersahe Cid den König,
Sprang er schnell von seinem Pferde;
Um so mehr beschämt' es diesen,
Daß Cid sich erniedrigte.

„Bald nun nehmen wir Zamora",
Sprach der König. „Und ich sage
Nochmals: nehmt Euch vor Zamora,
König, nehmet Euch in Acht."

Pfeifen, Trommeln, Clarinetten
Künden an dem Kriegeslager
Cid's Rückkehr. Des Don Sancho

Ohren ärgerte der Lusthall,
Doch sein Mund — er sprach kein Wort.

32.

Hüte, hüt' dich, König Sancho,
Vor Verräthern! Vor Verräthern
Hüte jeder sich, am meisten,
Wer Gewalt und Unrecht thut.

Aus dem Thore von Zamora
Eilt heran Bellido Dolfos;
Seht, wie er sein Roß dort spornet;
Seht, er eilt zu Königs Zelt.
„Großer König, Gott beschütze
Eure Waffen", spricht Bellido.
„Gott beschütz' Euch", spricht der König,
„Edler Mann, was führt Euch her?" —

„Eu'r Vasall bin ich geboren,
Hoher König", sprach Bellido,
„Unter Euren Fahnen stritt ich;
Unter ihnen blieb mein Herz.

„Als ich dieses in Zamora
Frei bekannte und Zamora
Rieth, an Euch, an Euch den Herren
Willig sich zu übergeben,
Droht mir Gonsalo, der alte
Arias drohet mir den Tod.
Da ich drinnen nichts vermochte,
Komm ich, Euer pflichtverbundner
Castilianer, hier ins Lager,
Sichern Weges Euch, o König,
Einzuführen in die Stadt.

„Einen engen Gang der Mauer
Kenn' ich, eine kleine Oeffnung . . ."

Als er also im Gespräch war,
Zeigte auf dem nächsten Bollwerk
Sich der edelste der Krieger,
Arias Gonsalo, und rief:

„Sei es Euch gesagt, o König,
Euch gesagt, ihr Castilianer:
Ein Verräther ist entwichen
Aus der Stadt, er heißt Bellido.

Vier Verrätherein beging er;
Wenn er Euch die fünfte zufügt,
Keinem edlen Zamoraner
Rechnet's an; Ihr seid gewarnt."

Hüt' dich, hüt' dich, König Sancho,
Vor Verräthern! Vor Verräthern
Hüte jeder sich, am meisten,
Wer Gewalt und Unrecht thut.

„Glaubet nichts davon, o König
Sprach Bellido, „was der Alte,
Euch Mißtrauen zu erregen,
Dorther von der Mauer ruft:
Wohl weiß er, daß ich die Oeffnung
Und den Gang der Mauer kenne;
Und dann weiß er auch sein Schicksal." —

„Ja, Bellido", sprach der König,
„Ich kenn' ihn als einen stolzen,
Einen unbiegsamen Mann.
Ungern küßt' er mir die Hand einst.
Auf! wohlauf dann zu der Oeffnung,
Zum geheimen Mauergang!" —

„Jetzt, o König, würde jeder
Uns mit seinen Augen folgen."

„Wohl dann, so geschehʼ es später." —
„Und am besten wär's, o König,
Erst die Lage zu besehen;
Ihr und ich, wir gehn allein."

Ehʼ sie gingen, stellt der König
All sein Heer hin in die Waffen;
Schwören sollten alle Führer,
Nichts zu schonen in Zamora,
Keinem Flehn zu geben nach.

Als der Cid so schwören sollte,
Sprach er: „Meine Männer werden
Wie des Mannes Freunde kämpfen,
Der nichts fürchtet, allenthalben
Werden sie mich vorwärts sehen;

Aber abgelegt die Waffen,
Schwör' ich bei dem Himmel droben,
Gegen die erhabne Schwester
Meines Königes den Degen
Nie zu zücken. Hört den Schwur!"

Einen Wurfspieß in die Rechte
Nahm der König, und sie gingen.
Längs dem Ufer des Duero
Sah man lang sie vorwärts gehn;
Bis auf einmal sich Bellido
Hob und mit dem Dolch den König
Zehnmal in den Rücken stieß.
Fallen sah man den Monarchen,
Todverwundet, doch nicht todt.

Vor Verräthern, vor Verräthern
Hüte jeder sich, am meisten,
Wer Gewalt und Unrecht thut.

Unbewaffnet wie er dastand,
Schwang sich auf sein Roß Rodrigo,
Einzuholen den Verräther.
An die Pforte vor Zamora
Sprengt' er; ach, als sich die Pforte
Eben hinter dem Verräther
Schloß! „O zeuge mir's die Erde
Und der ganze weite Himmel",
Rief er, „wie ich mich verwünsche
Jetzt um einen Augenblick!
Hätt' ich Sporen, ach, ich wäre
Vorgekommen dem Verräther,
Hätt' ihn hier am Thor ergriffen,
Ihm gegeben seinen Lohn!"

Todverwundet trug den König
Man ins Lager; alle sprachen
Zu ihm, und ein einz'ger nur
Sprach die Wahrheit, die ihm diente,
Ein bejahrter Rittersmann:
„König, denkt an Eure Seele,
Sonst an nichts mehr auf der Welt!"

Sterbend seufzete Don Sancho,
Als der edle Graf von Cabra
Diese Worte zu ihm sprach:
„Ach, der Kön'ge hartes Schicksal,
Daß, wenn man sie nicht mehr fürchtet,
Dann nur ihnen Wahrheit spricht!" —

„Auch zu andern, andern Zeiten
Sagt man ihnen wohl die Wahrheit;
Aber sie, sie hören nicht",
Sprach der Cid; er sprach es leise,
Daß er seines Königs Seele
Scheidend nicht beleidige.

33.

Sterbend noch die letzten Blicke
Hingekehret gen Zamora
Liegt der König, bleich und todt.
Um den blut'gen Körper stehen
Ringsum seine besten Ritter;
Alle schweigen, tief verstummt.

Traurig, doch mit edler Stimme
Bricht der Cid das todte Schweigen
Und geleitete die Seele
Seines Herrn mitleidig so:

„Unglück-unglückse'ge Stunde,
Als Ihr wider meinen Willen
Hierher vor Zamora zogt!
König, wer Euch das gerathen,
Scheute weder Gott noch Menschen,
Hieß Euch das Gelübde brechen
Eurer heil'gen Ritterpflicht.

„Jetzt erscheint Ihr vor dem Richter,
Der Euch die, die Ihr bekriegtet,
Ernst als Eure Schwester zeigt,
Die ihr Leben, die ihr Erbtheil,
Das Ihr ihr abdringen wolltet,
Gegen Euch vertheidigte.

„Ihr, das Schrecken aller Eurer
Brüder, Schwestern, Unterthanen,
Was seid jetzt Ihr? Eine Hand voll
Staubes, die indeß wir ehren,
Ehren woll'n mit aller Macht. —

„Krieger, eh' der Tag sich endet,
Muß ein Ritter vor Zamora,
Auszufordern alle wegen
Schändlicher Verrätherei."

Sprach es; doch niemand erhob sich.
Alle, scheint es, alle fürchten
Arias Gonsalo und seiner
Vier berühmten Söhne Muth.
Alle heften ihre Blicke
Auf den Cid, der weiter spricht.

„Krieger", sprach er, „meinen Eidschwur
Wisset ihr, mich nie zu rüsten
Gegen dies Zamora. Doch
Einen Mann will ich euch nennen,
Als wählt' ich ihn für mich selbst."

Don Diego von Ordoño,
Der dem königlichen Leichnam,
Wie abwesend in Gedanken,
Traurig stumm zu Füßen saß,
Er, der Ritterschaft von Lara
Blühnder Ruhm, erhob die Stimme
Mit unmuth'gem Laute so:

„Hat", sprach er, „der Cid geschworen,
Was er wohl nicht schwören sollte,
So entbrech' er sich, uns einen

Herzunennen, den er wählt.
Viele Ritter hat Castilien
Wie den er uns nennen würde,
Und — doch ohn' ihn zu verachten —
Ritter selbst wie er, der Cid.
Wer die Fordrung gen Zamora
Bringt und sie besteht, bin ich."

Damit griff er zu den Waffen,
Und hinaus, hin vor die Mauer.
Da mit aufgehobnen Händen
Und mit fürchterlicher Stimme —
Seine Augen flammten Feuer
Zorns und Ehre — sprach er so:

„Ihr meineidige Verräther,
Niederträcht'ge Zamoraner,
Memmen! denn das seid ihr alle,
Seit ihr einer feigen Memme,
Einem niedrigen Verräther,
Meuchelmörder meines Königs,
Dem Bellido, Zuflucht gabt;
Denn Verräther ist der selber,
Welcher die Verräther schützt.

„Ins Gesicht nenn' ich euch solche,
Eure Vorfahrn, euren Abstamm,
Und das Brod, das ihr genießet,
Und das Wasser, das ihr trinkt.

„Daß ihr's seid, will ich beweisen.
Komme einer gegen einen,
Einer nach dem andern fünf!
Diego Ordoño ist mein Name,
Unbescholtnen Bluts, aus Lara;
Und ich werf' euch Zamoranern
Nicht, weil ihr ihn nicht verdienet,
Meinen Handschuh hin; ein Pferdhaar
Werf' ich euch hin, statt des Handschuhs,
Gieß' aus dieser Tintenflasche
Schwarze Tint' euch in's Gesicht."

Arias Gonsalo, der Edle,
Gab herunter von der Mauer
Ihm zur Antwort, kalt und fest:
„Ist es, was du redest, Wahrheit,
Lara, o so wär' ich lieber
Nie geboren; doch ich nehme
Deine Forderung an und hoffe,
Dir mit Gott es zu beweisen,
Daß du, ein Verleumder, lügst."

Damit stieg er von der Mauer,
Und versammelnd alle edlen
Zamoraner, sprach er so:
„Tapfre Krieger, Zamoraner,
Die das ganze Weltall ehret,
Findet unter euch sich einer
In den Schandverrath verflochten,
Nenn' er sich und tret hervor!
Lieber will in meinem Alter
Ich auf fremder Erde sterben,
Tief versteckt in Dunkelheit,
Als um niederträcht'gen Mordes
Willen, auf geschlossnem Felde,
Ueberwinder sein im Kampf." —

„Feu'r vom Himmel falle nieder
Und verzehr' uns", riefen alle
Zamoraner, „wenn ein einz'ger
Von uns auf die mind'ste Weise
Theil hat an der Frevelthat!
Fechten könnet ihr mit gutem,
Redlichem Gewissen, Graf."

34.

Auf die Forderung des edlen
Don Diego Ordoño Lara,
Mehr von ihres Bruders Tode
Als vom Vorwurf auf Zamora
Tief betroffen und verwirrt,
Rief in größter Eil' zusammen
Doña Uraca ihren Rath.

Niederträcht'ge nur verschonet
Feige Niederträchtigkeit;
Auf die edelsten Gemüther
Spritzet sie zuerst ihr Gift.

„Warum zögert denn der Alte?"
Murmelt in der Rathsversammlung
Der und jener. „Nicht aus Kleinmuth;
Zögert er wohl aus geheimem
Mitbewußtsein des Verraths?"

Niederträchtiger, du lügest!
Murmelnd bleibe die Verleumdung,
Daß er wohl aus Mitbewußtsein
Zögre, dir in deinem Bart!

In den Saal der Rathsversammlung
Tritt mit allen seinen Söhnen
Majestätisch ein der Graf,
Ganz in schwarze Trauerkreppe
Eingekleidet, als beweinten
Die begrabne Ehre sie.

Vor der königlichen Tochter
Ließ der Greis auf's Knie sich nieder,
Und also sprach er zu ihr:
„Königstochter, und ihr Edlen,
Helden dieser Rathsversammlung!
Don Diego Ordoño Lara —
Seinen Namen nur zu nennen,
Ist zum Ritterruhm ihm gnug —,
Statt des Cids ist er erschienen,
Uns des Mordes an dem Kön'ge
Von Castilien laut zu zeihn.
Diese Schmach von uns zu wälzen,
Stell' ich mich und meine Söhne.
Nicht mehr ist es Zeit zu sprechen,
Zeit ist es, das Schwert zu zücken,
Schon zu lange säumten wir."

In dem Augenblick zerriß er,
Er und seine vier Begleiter

Ihren Trauerschmuck: in blanken
Waffen standen sie gerüstet,
Alle fünf gerüstet da.
Niedersenkten sich die Häupter
Der erst murmelnden Versammlung.
Aus dem Auge der Infantin
Flossen Thränen.

Arias sprach:

„Und nun, edelste Infantin,
Würdigt mich und meine Söhne,
Anzunehmen, sie als Kämpfer
Für die Ehre von Zamora,
Mich, den Greis, als ihren Rath.
Ihren Mangel an Erfahrung
Heb' und stütze Eure Gnade;
Deß zum Zeichen reichet ihnen
Eure königliche Hand.
Eine leichte Gunst wie diese
Ist der Sporn für edle Krieger;
Für gemeine ist's der Sold."

Huldreich reichte die Infantin
Den vier jungen edlen Kriegern
Ihre königliche Hand.
Feuer drang in ihre Adern,
Stärke drang in ihre Glieder. —
Aufbrach die Versammelung.

35.

Und mit Thränen in den Augen,
Unaussprechlich rührend, flehte
Die Infantin Doña Uraca,
Den ungleichen Kampf zu meiden,
An den väterlichen Greis.
„Trätet Ihr dem Cid entgegen",
Sprach sie, „ach, der edle Cid
Wüßte sein und unsre Ehre,
Beide rettend, zu verbinden;
Aber Lara, unversöhnlich

Dürstet er nach unserm Blut.
Und Ihr in so hohen Jahren,
Nach so viel bestandnen Kämpfen,
Wollt Ihr Eurer mich berauben,
Edler Greis? O so bedenkt,
Was Ihr meinem Vater schwuret,
Nie mich zu verlassen, nie!

„Ach hätt' es gewollt der Himmel,
Daß der Cid . . ."

„Wie dann, Infantin?
Daß der Cid . . ."

„Vom Undankbaren
Freilich sprechen wir zu viel.
Doch versprecht mir . . ."

„Was versprechen?" —

„Wenigstens zuletzt zu kämpfen." —

„Ich zuletzt? Wie dann, Infantin,
Habe nicht ich auf der Mauer,
Ich den Schimpf empfangen, ich?" —

„Unbiegsamer, lasset Eure
Jungen Söhne vor Euch streiten." —

„Wenn sie fallen, denkt, Infantin,
So verlieret Ihr mit ihnen
Ihrer Dienste sechzig Jahr." —

„Und wenn Ihr fallt?" —

„Eine Stunde
Oder zwei von meinem Leben,
Die verlier' ich und nicht mehr.
Und mein Tod, wenn er dem Kampfe
Meiner Söhne kühn vorangeht,
Ihnen schaffet er den Sieg."

Alle Damen, alle Krieger,
Arias' Söhne selbst, vor allen
Doña Uraca, alle flehen
An den väterlichen Greis,

Zuzuschauen erst dem Kampfe.
Er, gezwungen von den Bitten,
Nicht im mind'sten überzeuget,
Wirst, ohn' einig Wort zu sagen,
Wirst die Waffen weg im Zorn.

36.

Nah der Mauer von Zamora
War zum grausen Todeskampfe
Zubereitet schon der Platz;
Schon durchritt ihn Don Diego,
Mit der Stärke des Alciden,
Seine jungen Feind' erwartend.

Schweigt unglückliche Trommeten!
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bei eurem Hall.

Wer den väterlichen Segen
Erst empfing, es war Don Pedro,
Er, der Brüder ältester:
Als er vor Diego's Antlitz
Kam, begrüßt' er ihn bescheiden,
Als den ältern Kriegesmann;

„Möge Gott, Euch vor Verräthern
Schützend, Eure Waffen segnen,
Don Diego! Ich erschein' hier,
Von dem Schimpfe des Verrathes
Mein Zamora zu befrein" —

„Schweig!" erwidert Don Diego,
„Denn Verräther seid ihr alle!"
Und so trennen beide sich,
Raum zu nehmen; beide rennen
Mächtig los; es sprühen Funken —
Ach, das Haupt des jungen Kriegers
Trifft Diego, er zerspaltet
Seinen Helm, durchbohrt sein Hirn:
Pedro Arias stürzt vom Rosse
In den Staub hin.

Don Diego
Hebt den Degen und die Stimme
Fürchterlich hin gen Zamora.
„Sendet einen andern!" rief er,
„Dieser liegt." Es kam der andre,
Kam der dritte; der auch fiel.

Schweigt, unglückliche Trommeten!
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bei eurem Hall.

Thränen flossen, stille Thränen
Auf des guten Greises Wangen,
Als er seinen jüngsten Sohn,
Seines Lebens letzte Hoffnung,
Waffnete zum Todeskampf.

„Auf", sprach er, „mein Sohn Fernando!
Mehr, als du an meiner Seite
Noch im letzten Kampf geleistet,
Mehr verlang' ich nicht von dir.
Eh' du in die Schranken eintrittst,
So umarm' erst deine Brüder
Und dann blick' auf mich zurück" —

„Weint Ihr, Vater?" —

„Sohn, ich weine.
So weint' über mich mein Vater
Einst, beleidiget vom König
Zu Toledo — seine Thränen
Gaben mir des Löwen Stärke,
Und ich bracht' ihm, welche Freude!
Seines stolzen Feindes Haupt."

Mittag war es, als der letzte
Sohn des Grafen Arias,
Don Fernando, auf den Platz trat:
Dem Besieger seiner Brüder,
Seinem stolzen Blick begegnet
Er mit Ruh' und Festigkeit.

Dieser, spielend mit dem jungen
Krieger, nahm den ersten Streich auf,
Auf die Brust; er war nicht tödtlich.
Aber bald lag mit den Trümmern
Ihrer Rüstungen der Kampfplatz
Ueberdeckt. Gebrochen lagen
Schon die Schranken; beide Rosse
Keuchen, durch und durch in Schweiß,

Als man ihnen Morgensterne,
Kolben brachte, deren Eisen
Blitzt in ihrer beider Hand.
Und der erste Schlag des Eisens
In der stärkern Hand Ordoño's
Traf — des edlen Jünglings Haupt.

Todverwundet, seinem Rosse
Griff er um den Hals und hält sich
An der Mähn' ihm; Hölleneifer
Gibt zum letzten Streich ihm Kraft.
Diesen Streich, er thut ihn tapfer:
Aber weil das Blut des Hauptes
Sein Gesicht bedeckt, so trifft er,
Ach, die Zügel nur des Rosses,
Sie durchhau'nd. Es bäumt das Roß sich,
Wirft den Reiter aus den Schranken —
„Sieg!" schrien alle Zamoraner;
Das Gericht des Kampfes schwieg.

Arias Gonsalo, zum Kampfplatz
Eilend, fand den Kampfplatz leer;
Sah den jüngsten Sohn verblühen,
Ihn verblühn wie eine Rose,
Eh' sie sich entfaltete.

Schweigt, unglückliche Trommeten!
Eines Vaters Eingeweide
Wenden sich bei eurem Hall.

III.

Der Cid unter Alfonso dem Sechsten, dem Tapfern.

37.

„Fliegt, getreue Boten, flieget
Zu Alfonso, meinem Bruder!"
Sprach Uraca. „Er vergisset
Seines Glückes in Toledo,
Da sein Glück ihn nicht vergißt.

„Sagt ihm, daß der Feind nicht mehr ist,
Daß sein Bruder, Don Garzia,
Aus dem Kerker in das Grabmal
Seiner Ahnen wanderte.
Sagt ihm, daß die Castilianer,
Die Asturier, die Leoner
Ihn erwarten, ihren König,
Wie die Schwester ihren Bruder.
Sagt es ihm und flieget schnell." —

„Was zu thun?" sprach Don Alfonso;
„Ali-Maimon, dieser gute
Sarazene, that mir Gutes.
Was dem Flüchtling man erzeiget,
Thut man das auch einem König?
Ob mein neuer Stand dem Mauren
Wohlgefalle, weiß der Himmel;
Eines, weiß ich, ist mir nöthig,
Mit Vorsicht geheime Flucht." —

„In der Rundung dieser Mauern
Ist ein Ort", sprach der Gesandte,
„Niedersteigen wir zur Nacht,
Auf rückwärts beschlagnen Pferden
Eilen sicher wir davon."
Angekommen in Zamora,
Zog Alfonso dann nach Burgos,
Und die Reichsversammlung sprach:
„Erbe seid Ihr aller Thronen
Unsers großen Don Fernando!

Niemand streitet sie Euch jetzt.
Aber ohn' Euch zu mißfallen,
Fordern wir von Euch den Eidschwur,
An dem Morde des Don Sancho
Theilgenommen nie zu haben,
Mittel- und unmittelbar;
Solchen Eidschwur uns zu leisten
Förmlich, wie es uns gefällt,
Und bekräft'gen ihn zu lassen
Von zwölf Eurer Edelsten."

„Dieser Wunsch sei euch gewähret",
Sprach Alfonso; „morgen schwör' ich
In der Kirche der Gadea
Vor dem heiligen Altar.
Heut' begehr' ich nur zu wissen,
Wer von euch mir diesen Eidschwur
Abzunehmen dann gedenkt." —

„Ich", sprach Cid.

„Ihr, Don Rodrigo?
Denket Ihr daran, daß morgen
Ihr ein Unterthan mir seid?" —

„Noch nicht; daran werd' ich denken,
Herr, wenn Ihr mein König seid."

38.

Vorm Altare der Gadea
Knieend, seine Hand geleget
Auf das Evangelium
Und ein Eisenschloß und eine
Leimruth': so, das Haupt entblößt,
So erwartet Don Alfonso
Seinen Eidschwur von dem Cid.
Fürchterlich war dieser Eidschwur;
Schrecklich war's, ihn anzuhören,
Grausenvoll dem, der ihn that:

„Feig' ermordet müss' ich werden
Von dem niedrigsten der Menschen,

Wie Don Sancho von Bellido;
Mein Gedächtniß sei entehret;
Ausgerissen aus der linken
Seite soll das Herz mir werden,
Und verschlucken müss' ich es:
Wenn ich nicht die Wahrheit sage,
Daß am Morde meines Bruders
Ich durch Wollen, Rath und Wissen
Habe nicht den kleinsten Theil." —
„Sprechet Amen!" rief der Cid.

Und also zu dreienmalen
Wiederholte Don Alfonso
Den ihm vorgesagten Eidschwur;
„Sprechet Amen!" rief der Cid.

Unverwandt, mit Feuerblicken,
Flammend von des Zornes Flamme,
Sah, als er den Eid ablegte,
Sah Alfonso an den Cid.

39.

„Künftig rath' ich Euch mehr Vorsicht —
Euch betrifft jetzt meine Rede,
Don Rodrigo von Bivar —
Zittert über jenen Eidschwur.
Den mit Schimpf Ihr von mir nahmt!
Jenes Schloß und jene Leimruth',
Zeugen meines Schwures, waren
Zeugen meiner tiefen Schmach.
Künftig rath' ich Euch, zu wissen,
Daß ich Euer König bin.

„Seid Ihr tapfer, wohl, so zeiget
Euch auch ohne Leidenschaften;
Unterwürfigkeit gebühret
Dem Vasallen auch im Recht.
Zeiget Ihr im Felde Kühnheit,
Kopf und Herz, so zeigt am Hofe
Höfliche Bescheidenheit.
Mit den Worten nimmt die Zunge

Weg die Hälfte des Verdienstes,
Das der Arm sich kühn erwarb.

„Viel zu viel habt Ihr gesprochen,
Viel zu viel Euch angemaßet;
Doch — Ihr dientet meinem Vater,
Sonst — und dann, was sagt der Cid?

„Durch die Hand des schlecht'sten Menschen
Sterben. Nur des schlecht'sten Menschen —
Nie die Hand des Edelmannes
Waget an den König sich.

„Kurz, des Unbenehmens halber,
Und Bescheidenheit zu lernen,
Weis' ich Euch aus meinen Landen,
Don Rodrigo, auf ein Jahr." —

„Und ich nehme vier der Jahre",
Sprach der Cid, „um so viel lieber,
Da vom Hofe die Entfernung
Mir der König selbst gebeut."

Ohne ihm die Hand zu küssen,
Ging Rodrigo von Alfonso;
Seine dreimalhundert Männer,
Mit gespitzten scharfen Lanzen,
Mit Wolfsrachen auf den Schilden,
Alle zogen sie mit ihm.

40.

Um zehn Uhr am frühen Morgen
Putzt Ximene ihre Töchter,
Doña Sol und Doña Elvira;
Schönre Kinder sah man nie.

Schmückte sie mit art'gem Kopfputz,
Und mit feinen Linnenkleidchen,
Uebersä't mit seidnen Blumen,
Die Ximene selbst gestickt.

Ließ dann ihre edlen Knappen
Anziehn ihren reichsten Anzug;

Denn die Liverei der Diener
Zeigt des Herrn Reichthum und Stand.

So geputzet schickt Ximene
Ihre Kinder der Infantin,
Die zu sehen sie begehret.
Sie selbst ging nicht mit den Kindern;
Denn des Cids Gemahlin hält sich
Nach der Vorschrift des Gemahls.

Seinen Rang beliebt zu machen
Bei Geringeren, bei Höhern
Ihn behaupten, war sein Wort.

Auch die wild'sten Herzen rühret
Schon der Anblick dieser Kinder
Und erfreut den Schauenden.
Thränen fließen der Infantin,
Wenn die Kleinen ihr zulächeln.
Man weiß nicht, ob sie sie hasse,
Oder liebe. Wie im Unmuth
Stößt sie sie zurück, und zieht sie
Liebender zu sich heran.

Fast verschlingt sie sie mit Küssen,
Und wenn sie sie still betrachtet,
Steigen Seufzer ihr empor;
Nennt sie bald die schönsten Kinder,
Die die Erde sah, und findet
Dann in ihren Zügen etwas,
Das das Bild des Vaters stört.

Dann verändert ihren Putz sie,
Als ob er durch ihre Hände
Schöner würde. O wie manches
Ging im Herzen der Infantin,
Ihr selbst unbemerket, vor!

„Wem gehören diese Kinder?"
Fragt Alfonso. — „Einem Krieger,
Der verbannt ist, den die ganze
Christenheit mit Wunsch zurückruft

Und die Maurenwelt mit Wünschen
Von sich treibet. Das Gerücht geht,
Daß der Cid in allen Städten
Furcht verbreite. Seht die Kleinen,
Seht die liebenswürd'gen, Bruder,
Die sind nicht so fürchterlich." —

„Kinder", sprach Alfonso lächelnd,
„Bittet was von mir. Was wünscht ihr?" —
„Euer Wohlsein, großer König,
Wünschen wir", antworten beide. —
„Hört Ihr", sprach des Königs Schwester,
„Was sie wünschen? Ihren Vater
Bitten sie zurück." —

„Das hör' ich",
Sprach der König, „daß Uraca
Den Verbannten noch ein wenig
Lieb hat." — „Nein, ich schwör' Euch, Bruder,
Daß ich ihn von Herzen hasse." —
„Nehmt in Acht Euch", sprach Alfonso,
„Daß Ihr nicht aus lauter Hasse
Ihn bis zur Anbetung liebt."

41.

Eines Sonntags in der Kirche
Des San-Pedro de Cardeña
Nach der Messe sprach Alfonso
Mit dem Cid Campeador.

Neue Plane der Eroberung
In den Ländern, einst verloren
Durch des Gothenkönigs Schuld,
Den die Liebe scharf anklaget
Und doch auch die Lieb' entschuldigt —
Neue Plane der Eroberung
Legt Alfonso seinem Feldherrn
Vor, der dann mit stillem Ernst
So antwortet:

„Zu erobern,
König, ist wohl nicht das Hauptwerk;

Das Eroberte erhalten,
Dieses ist das Schwerere.
Ihr seid neu auf Euerm Throne,
Traget noch ein junges Scepter;
Euer Reich Euch zu versichern,
König, sei jetzt Euer Werk.
Nichts gefährlicher war öfters
Fürsten als Abwesenheit.

Statt des Königes erwidert
Abt Bermudo: „Seid des Feldzieh'ns,
Edler Cid, Ihr etwa müde,
Daß Ihr jetzt so friedlich denkt?
Oder gab Euch die Gemahlin
Solche Lehren? Wohl, so gehet,
Mehr zu lernen, nach Bivar.
Spanien hat zu edlen Kriegern
Mehr Feldherren als den Cid."

Cid sprach: „Bruder, Eure Kutte
Steht Euch schief." — „Die Kutte, Feldherr,
Weiß ich in dem Chor zu tragen,
Wie im Feld einst die Standarte.
Hab' ich Könige der Mauren
Nicht besiegt, so hab' ich Söhne,
Die gar wohl für mich es können;
Auch bin ich ein Pferd zu spornen,
Manns genug." —

„Wohin zu spornen?
Sprach der Cid, „etwa zur Flucht?" —
„Fast auch glaub' ich", sprach der König,
Unterbrechend diese Reden,
„Daß nicht Furcht zwar, aber Liebe
Euch so friedlich denken macht." —
„Weder eines noch das andre,
Mein Monarch. Kein ander Weibsbild
Sah man je an meiner Seite
Als die Tizonada*) hier."

*) Cid's Degen.

„Cid, Ihr duldet an Euch Fehler,
Die auch Steinen Stimme geben;
Möchtet Ihr nicht selbst die Kirche
Hier zum blut'gen Felde machen?
Und — um welche Kleinigkeit!" —

„Herr", antwortete der edle
Feldherr, „mir ist's unerträglich,
Daß ein Mann, der in den Kleidern
Wol Oelflecken, aber keines
Tropfen Bluts Blutflecken hat,
Daß der Mann vom Feldziehn sprechen
Und dem König und dem Feldherrn
Unverschämt einsprechen darf.
Seine Stell' ist vor dem Chorpult,
Seine Pflicht für die zu beten,
Die im Felde Streiche thun."

Besser wär' es dir gewesen,
Edler Cid, du hättest allen
Sarazenen Hohn gesprochen,
Als der Kutte dieses Abts.

42.

(Der König spricht.)

„Wenn Ihr, um Euch hoch zu heben,
Meines Armes zu bedienen
Wisset Ritter von Bivar,
So erwartet Ihr vergeblich
Künftighin auf diesem Wege
Euren Gang zum Firmament.

„Fürchterlich ist Euer Gradsinn;
Auf den Knien vor mir zu bleiben,
Ziemet Stolzen, wie Ihr seid,
Vor mir Euer Haupt zu blößen —
Dessen Stolz sich gnug entblößte
Sammt der hassenswerthen Ursach'
Eures so gestiegnen Ruhms.

„Welches edle Unternehmen

Hielt Euch seit dem letzten Winter
Meinem Hofe so entfernt?
Warum tragt Ihr, da zum Hofmann
Edel Ihr geboren wurdet,
Warum tragt Ihr Bart und Haare
Wie ein Wüsteneremit?
Mir antworten auf die Frage
Werdet Ihr wol nicht, das weiß ich;
Doch ich weiß auch, Heucheleien
Gibt es von verschiedner Art.

„Und ob Ihr mir sagen wolltet,
Daß dem Feldherrn, sich zu putzen,
Weder Zeit noch Lust gebeut;
So geruht mir auch zu sagen,
Warum ihr denn meine Plane,
Sie enthüllend, scheitern machtet,
Ihr wißt es, zu Alcala?

„Feinde, werdet Ihr mir sagen,
Hab' ich. Ja, so sagt der Beste,
Und wohl auch der Schlechteste.
Feinde, das darf ich Euch sagen,
Feinde habt Ihr allenthalben,
Keinen Freund. Und ohne Freunde
Ist der Redlichste auf Erden
Wol auch der Unnützeste.

„An den Grenzen meines Reiches,
Sagt man, fürchten Euch die Mauren,
Andre lieben Euch, und alle
Ehren Euch als einen Gott.
Wohl, prägt ihnen ferner Achtung
Ein für Euch, auch mir entgegen;
Einer dessen Freund Ihr nicht seid,
Ali-Maimon in Toledo,
Bleibt mein Bundsgenoss' und Freund.

„Nach dem unglückselgen Tode
Meines Bruders küßten alle
Mir die Hand, Ihr nicht, der Cid;

Ihr dagegen ließet schwören
Und verhöhntet mich, den König,
Mit dem Eidschwur auf die Bibel
Und die Leimruth' und das Schloß.

„Stolz betruget Ihr Euch damals,
Und um diesen Stolz zu beugen,
Sag' ich Euch, was damals viele,
Viele sagten: den Verräther,
Den Bellido, hätte freilich
Cid erfassen, tödten können,
Als ein Mann von Ehr' auch sollen,
Zeit hatt' er genug dazu;
Doch er that es nicht, denn immer
Thut der Cid nur, was er — will.

„Keiner, der mir angehörte,
Mann und Weib, es dachte keiner,
Daß an meines Bruders Tode
Theil ich hätte; nur der Cid.
Seinen Tod sandt' ihm der Himmel,
Sagten alle, Ungehorsams
Wegen gegen seinen Vater;
Nur der Cid argwohnete.

„Dessen dann und anderswegen
Bann' ich Euch zum zweiten Male
Fern aus allen meinen Reichen
Und bemächtige mich Eurer
Güter. Wem anheim sie fallen,
Dies entscheide mein Gericht.
Auch verbiet' ich Euch auf Alles,
Was ich Euch gesagt, die Antwort."

Also sprach, von schlechten Menschen
Angereget, Don Alfonso;
So sprach er zum Ruhm und Spiegel
Aller Tapferkeit, zu Cid.

43.

(Cid antwortet.)

„Euch antworten muß ich, König;
Denn ich hab' Euch zu antworten,
Und ich kenne, wer die Antwort
Mir verbieten darf, nur Einen,
Und der Ein' ist nicht auf Erden,
Gott! Kein Braver darf sich fürchten;
Aber Unschuld geht zu Grunde
Durch unzeitig Schweigen, Herr.

„Hätten, Ehre zu zerstören,
Worte Macht, so war es besser,
Einen Dolch auf mich zu zücken,
Als zu reden wie Ihr spracht.
Aber das Gesetz entehret,
Nicht der König. Ihr vermöget
Mich so wenig zu entehren,
König, als der schlecht'ste Mann.

„Ich auf Knieen vor Euch liegen?
Als ein Sklav'? Und, mich zu heben,
Eures Arms bedarf ich nicht,
Keines Menschen Arms als dieses,
Und der ist der meinige.

„Laßt sich die vor Euch bedecken,
Die Euch schmeicheln. Sie thun wohl.
Ich auch werde mich bedecken,
Ich, der nie Euch schmeichelte.

„Daß ich nicht bei Hof erschienen,
Und was ich beim Friedensbündniß
Für Euch that zu Alcala,
Hiervon schweig' ich. Wer die Gutthat
Nicht empfand, die ihn verbindet,
Dem wird sie umsonst erklärt;
Des Wohlthäters Rede löschte
Gleich dem Schwamm die Wohlthat aus.

„Es erfreu' Euch, Don Alfonso,

Daß den Cid die Mauren achten;
Wenn sie ihn nicht mehr verehren,
Fürchten sie Euch schwerlich mehr.

„Euer gutes Herz, o König,
Bring Euch lieber in Gedanken,
Was ich Guts für Euch gethan.
Hätt' ich Euch, o König, wollen
Mit den Flecken der Verachtung
Vor mir sehen auf dem Thron,
Wahrlich, ich hätt' Eure Ehre
Durch den Schwur nicht hergestellt.

„Wer mir von Bellido redet,
Kann mich wahrhaft tief betrüben,
Aber nicht beleidigen.
Freilich hätt' ich ihn ergriffen,
Fehleten mir nicht die Sporen —
Ach, in solchen Fällen seufzet
Jedes edle, brave Herz;
Indem es den Fehl gestehet,
Fühlt es schmerzlicher die Schuld.

„Endlich, da ich mein Vermögen,
König, Eurem Dienst geopfert,
Da ich, was durch meine Waffen
Ich erworben, Euch verehret,
Was wollt Ihr mir nehmen, Herr?
Weder Ihr noch Eure Räthe
Können finden, wo nichts ist.

„Aber von nun an, o König,
Von nun an will ich erwerben,
Ich für mich und nicht für Euch.
Nicht weil Ihr's befahlet, König,
Frei entfern' ich mich, beleidigt,
Weil Ihr also zu mir spracht.
Ehrenlos wer von dem König
Solche Reden duldete!

„Sei mit Euch des Himmels Jungfrau

Eure Waffen zu beglücken;
Daß Ihr nie vermißt, o König,
Einen Degen, der Euch fehlt."
Also sprach der Cid zum König —
Dies sind seine echten Worte —
Eh' er in die Bannung zog.

44.

„Undankbar=grausamer König,
Undankbarer Don Alfonso!"
Also rief in ihrem Schlosse,
Rief Ximene zu Bivar.
„Mir gehört's dich anzuklagen;
Denn allein der Weiber Herzen
Geben der Empfindung Laut.

„Unglück, Unglück dir, o König,
Daß du meinen Cid beleidigt!
Zwar mit Worten nur, du durftest
Es nicht anders; mit dem Degen,
Mit ihm redet mein Gemahl,
Müßig wär' er in der Scheide
Nicht geblieben, wärst, o König,
Wärest du ein Edelmann.

„Du verbannst ihn — welche Einfalt!
Ueberall in der Verbannung
Schafft sich Cid ein Vaterland.
Lässest beißen ihn vom Neide;
Der zerbeißt an ihm die Zähne,
Mein Cid ist bedeckt mit Stahl.
Lässest ziehn ihn mit dem Degen;
Wohl, du wirst zurück ihn wünschen,
Wünschen in der ersten Schlacht.
Eher schätzet man das Gute
Nicht, als bis man es verlor.

„Was denkst du, daß ihn gereue?
Reut ihn etwas, o so ist es,
Feinde sich gemacht zu haben
Um Freundschaft der Könige;

Ihrer Ohnmacht aufzuhelfen,
Furchtbar sich gemacht zu haben.
Deine Staaten zu vergrößern,
That er Alles, was er that;
Ohn' ihn wären deine Reiche
Nur Asturiens Felsen noch.

„Und wie hat er dir gedienet!
Hätt' er es gethan wie jene
Hofeskrieger, die dir schmeicheln,
Dich erheben, dich belügen:
Jetzt noch wär' er dir gar theuer,
Seine Dienste wohlbelohnt.
Sahst du ihn dagegen aber
Lieber geben als empfangen —
Undankbare Fürsten drücket,
Drückt und dränget nichts so schrecklich
Als großmüth'ger Unterthanen
Edelmuth auch gegen sie! —
Geht dann, gehet, Don Alfonso,
Euer Bann sei denen Strafe,
Die am Hofe, Müßiggänger,
Fürchterlich sind — nicht den Mauren,
Aber manchem edlen Mann,
Dessen Weib sie seitwärts locken,
Locken wie die jungen Hirsche,
Wenn der Mann für Lieb' und Ehre
Kämpfet und zu Felde liegt.

„Unglück, Unglück dir, o König!
Gunst und Wahrheit waren einmal
Nie beisammen in der Welt
Du, du gehst umringt von Hunden,
Hunden, die dir heute schmeicheln,
Morgen bei dem ersten Fehltritt
Dich anfallen, dich zerreißen.
So umgeben ist ein König,
Der, von Günstlingen verblendet,
Seiner Seele Blick verlor."

Also sprach in ihrem Zorne

Cid's Gemahlin, nie ablassend
So zu reden, als wenn Thränen
Hemmten ihrer Klage Ton.

45.

Als der gute Cid, der Feldherr —
Dessen Leben Gott bewahre,
Gott mit aller seiner Macht —
Als er ab nun reisen wollte
Mit Ximenen und den Töchtern,
Mit dem Hofe seiner Edlen,
Fand er alle seine Güter
In den Kriegen aufgezehrt,
Fand er keinen Maravedi,
Zu bestreiten seinen Zug.

Jene prächt'gen Hyacinthen,
Die die Könige der Mauren
Einst verehrt dem großen Cid,
Legt anitzt Doña Ximena
In die Hände des Gemahles
Zum Versatze, zum Verkauf.

Doña Sol und Doña Elvira,
Die zwei liebenswürd'gen Kleinen,
Als den Schmuck sie glänzen sahn
Und von dem Verkaufe hörten,
Bitter flossen ihre Thränen,
Seufzer stiegen aus dem Herzen
Der unschuld'gen Kleinen auf.
„Ach, die schönen Prachtjuwelen
Zum Versatze, zum Verkauf!" —

„Gleichen", sprach der Cid, „die Kinder,
Die um das, was glänzt, nur seufzen,
Gleichen sie nicht Königen?
Weiber, Könige und Kinder,
Eben ihrer Schwachheit wegen
Werden sie uns achtenswerth;
Denn der Schwachheit nachzugeben

Ist des Starken Pflicht. Ximene,
Geben wir den Kleinen nach" —

„Und behalten die Juwelen?"
Riefen froh die kleinen Mädchen;
Die des Vaters Bart sonst scheuten,
Ihn zu küssen, klimmen an ihn,
Küssen ihn mit Herzenslust.

Kommen ließ der Cid zwei Juden,
Neben sich an Tafel sitzen
Mit viel Ceremonien;
Will von ihnen tausend Goldstück'
Auf die Sicherheit von zweien
Großen Kasten, angefüllet
Mit all seinem Silberwerk;
Jedoch unter der Bedingung,
Nicht vor Jahresfrist die Kasten
Zu eröffnen und nur dann erst
Sich zu halten an den Inhalt,
Wenn er sie nicht ausgelöst.

Mehr gesichert durch den edlen
Namen Cid's als durch die Kasten,
Zahlten ihm die zwei Beschnittnen
Tausend Goldstück', gingen beide
Die Bedingung ein; doch nahmen
Sie mit sich die schweren Kasten,
Die der Cid — so wollt' es jetzo
Seine Noth — mit Sand gefüllt.

That dem Herzen Cid's das wehe?
Nicht im mindsten. Herzhaft that er's,
Voll Vertrauen auf sein Glück.
„Auf, Ximene! Jetzt zur Kirche!
Weihn wir jetzt zur Hülfe Gottes
Meine Waffen, mein Panier!"

46.

Laut von Priestern und von Kriegern
Ward die Messe Cid's gesungen,

Und das heilige Geheimniß
Mit Trommeten laut begrüßt;
Cymbeln klangen, Pauken schallten,
Daß die heiligen Gewölbe
Bebten; aller Krieger Herzen,
Der dreihundert Unverzagten,
Füllt ein neuer Heldenmuth
Zu dem Kampf entgegen Mauren,
Mauren in Valencia.

Als geweihet war die Fahne,
Nahm der Cid sie in die Hand;
Also sprach er: „Arme Fahne
Eines armen und verbannten
Castilianers! Nach dem Segen,
Den auf dich der Himmel legte,
Mangelt dir nur Spaniens Achtung;
Und die sag' ich dir vorher."

Hiermit rollt er auf die Fahne,
Hebt sie schwingend in die Lüfte:
„Sieg und Ruhm wird dich begleiten,
Fahne, bis vielleicht du fliegest
Neben Königes Panier.
Don Alfonso, Don Alfonso!
Unter der Sirenen Sange
Schlummerst du; dir drohet Unglück,
Wenn du, wenn du nicht erwachst!

„Krieger", sprach er, „ist's nicht also?
Wir sind aufgeweckt. Entehret
Wären wir, die etwas werth sind,
Dort, wo keiner etwas taugt.
Achtung und Verdienst, sie haben
Nur an ihrer Stelle Werth.

„Eingewiegt von den Sirenen,
Schlummert dort der tapfre König,
Nutzen wir den tiefen Schlummer,
Die Boshaften zu erschrecken,
Nicht am Hofe, sondern fern.

Fürchterlicher ist den Bösen
Nichts als derer, die sie hassen,
Fern erworbner schöner Ruhm.
Tausend edle Herzen seufzen
In Geheim, verfolgt von Bösen;
Glücklich, wenn, sie zu enthüllen
Vor dem Angesicht des Weltalls,
Sich, wie uns, der Anlaß beut!

„Edle Fahne, in den Lüften
Flattre stolz, die Zuflucht aller,
Die das Laster seufzen macht!"

Nieder senkt' er jetzt die Fahne:
„Tapfre Krieger, meine Freunde!
Rache des Vasallen gegen
Seinen angebornen Herrn,
Auch gerecht erscheint sie immer
Nur als Aufruhr und Verrath.

„Die Beleidigung verschmerzen
Ist das Merkmal höhrer Seelen,
Ob sie sie gleich tief gefühlt.
Gält' es Rache, mir entflöhen
Meine Feinde nicht; ich folgte
Ihnen nach zum Firmament.

„Hier, o Krieger, in des Friedens
Und der Liebe heil'ger Wohnung,
Hier blas' ich jetzt in die Lüfte
Das Gedächtniß meiner Schmach.
Jegliches Gefühl der Rache
Geb' ich athmend hin den Winden;
Einzig trag ich meine Waffen,
Die ich für mich selbst anlegte,
Einzig trag' ich für Castilien
Sie und für die Christenheit.
Hab' ich Stärke gnug, so pflanz' ich
Meine Fahne gen Toledo,
Und was dort ich dann erwerbe,
Heiße Neu-Castilien.

„Unterdeß für jetzt, ihr Freunde,
Da uns eine Herberg' fehlet,
Ist uns baldigst die Erobrung,
Eines kleinen Schlosses noth.
Wer auf mehr als Ehre wartet,
Der verlasse mein Panier."

Hiermit hob er auf die Fahne:
„Edle Fahne, schwinge, schwinge
Dich entfaltend durch die Lüfte!
Clarinetten und Trommeten,
Tönt! Ihr Trommeln und ihr Pauken,
Euer Sammtgehall erschrecke
Nur die Schwachen und die Bösen
Und der falschen Heuchler Zunft!"

47.

Kön'ge wollen ihre Diener
Nur an ihrem Platze sehen;
Den erhabneren darüber
Drücken sie, wie Buhlerinnen
Den verächtlich-stolz behandeln,
Der sich, ihnen zu gefallen,
Nicht verächtlich machen ließ;
Oder wie die großen Götter,
Deren hoher Zorn im Donner
Nur das Binsenrohr verschont.

Als des Cids ruhmreichen Abzug
Don Alfonso's Ohr vernahm,
Sprach in Mitte seines Hofes,
Sprach er also: „Weggewandt
Hat sich heut' von unsern Fahnen
Wohl der tapferste der Ritter,
Der je maurisch Blut vergoß.

„Schien zuweilen seine Freiheit
Schrankenlos und nah' der Kühnheit,
Ihm vielleicht war diese Freiheit
Zu erlauben seiner Treue,

Seiner alten Liebe wegen,
Die für unser Haus er trug.

„Jetzo geht er, und auf lange —
Ein einfacher Mann; und tausend,
Tausend Herzen gehn mit ihm.
Ein einfacher Mann; verliert er
Mit dem Hofe, wo er nichts war,
Etwas? Einzig schon sein Name
Macht ihm einen andern Hof,
Wo er Alles ist. Vom Schlosse
Wenn ein hoher Stein sich losreißt,
Folgen bald ihm andre nach.

„Könige sind nie in Ruhe.
Dieser will und der den Degen;
Und an alles soll der König
Denken, prüfen, widerstehn! —
Sagt' ich dem gesammten Hofe,
Daß der Cid mir für euch alle
Gilt, nähm' ich euch das Vergnügen
Seines Falles, und ihr nähmet
Meine Red' als Vorwurf auf
Oder sprächet: das sind Launen,
Launen sind's der Könige.

„Summa: Cid, der erste Krieger,
Edel, auf der Ehre Gipfel,
Treu, verständig, mannhaft, klug —
Ohne Beugung vor dem Herren,
Was kann er vom Herrn erwarten?
Also bleib' es, wie es ist;
Damit auch die fremden Völker —
Hört es alle, die umherstehn! —
Damit auch die fremden Völker
Sagen, daß König Alfonso's
Ahndung keiner seiner Diener,
Selbst der Cid auch nicht, entging."

48.

Dasteht nun der Cid gerüstet.
Unwissend, was werden solle,
Schwört der Maure bei Mahoma.
Daß er Cid beleidigt habe,
Reuet jetzt König Alfonso.
Doch der Cid, er steht in Waffen:
Es geht nach Valencia.

Dasteht nun der Cid gerüstet.
Aufgestützt auf seinen Degen,
Spricht zuletzt er mit Ximenen;
Babieça beißt die Zügel,
Heiß erwartend ihren Reiter,
Und des Cids Paniere rauschen
In der Luft, erwartend ihn.

„Warum weinet Ihr, Ximene?
Ist so schwach denn unsre Liebe,
Daß sie nicht ertragen könne
Einige Abwesenheit?
Jeder Edle ist dem König
Dienste schuldig; dem gerechten
Leistet man sie pflichtenmäßig,
Undankbaren schenkt man sie.

„Muth und Sinn ist Euer Erbtheil;
Tochter eines Heldenstammes,
Die Gemahlin eines Kriegers,
Frei von jeder Weibesschwachheit:
So, Ximene, lass' ich Euch.

„Jeden Augenblick des Tages
Wendet wohl an, nähend, stickend;
Singt am Abend mit den Töchtern,
Und um Euer Haus zu ordnen,
Wachet mit Auroren auf.

„Zu Vergnügungen verlass' ich
Euch die Sorge für die Heerden,
Für die Wolle, fürs Gefieder!

Nie, Ximene, nie seid müßig!
Arbeit ist des Blutes Balsam,
Arbeit ist der Tugend Quell.

„Eure reiche Kleidung schließet
Ein, bis auf mein Wiederkommen,
Nicht, darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann.
In Abwesenheit des Mannes
Kleidet einfach sich die Frau.

„Junge Mädchen — fern vom Feuer
Wie den Werg; doch laßt die Töchter,
Wenn Gefahren Ihr entfernet,
Sie nichts merken von Gefahr.
Lasset sie an Eurer Seite
Schlafen, und hinaus ins Grüne
Nie ausgehen ohne Euch.
Töchter ohne ihre Mutter
Sind wie Lämmer ohne Hirt.

„Zeigt den Hausgenossen Würde;
Euren Frauen seid gesprächig;
Gegen Fremde seid bescheiden,
Gegen Euch und Eure Kinder
Unnachgebend streng und fest.
Keiner Freundin, auch der besten,
Zeiget einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen Eurer Briefe zeige;
Denn das Band der Ehgenossen
Ist ein zart vertraulich Band.

„Nie erwirbt man sich Hochachtung,
Wo man Alles von sich wissen,
Alles übersehen läßt.
Die geschwätzige Gemahlin
Zieht den Mann in ihr Geschwätz,
Macht dabei sich selbst verächtlich;
Und doch ruhet auf der Achtung
Eures Hauses seine Macht.

„Sollt' es Euch bisweilen Mühe
Kosten, meiner Briefe Inhalt
Zu verbergen — denn der Freude
Botschaft, sie verbirgt sich schwer —,
So entdeckt es, sie zum Schweigen
Zu gewöhnen, Euren Töchtern;
Ihrem Vater zu gefallen,
Schweigen, weiß ich, sie gewiß.

„Nehmet Rath von keinem Manne.
Fragt, was ich Euch rathen würde,
Wär' ich da, und folgt dem Rath;
Und in schweren Dingen schreibet!
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz.

„Zweiundzwanzig Maravedis
Laff' ich Euch zur Tagesausgab'.
Haltet Euch danach! Der wahre
Adel steht nicht im Ersparen,
Doch auch im Vergeuden nicht.
Seid Ihr geldbedürftig, lasset
Keinen als nur mich es wissen.
Keinen Eurer Leute setzet
Je zum Pfande; suchet lieber
Geldessummen auf mein Wort,

„Auf mein bloßes Wort, Ximene;
Dieses wie des Himmels Veste,
Weiß man, ist fest und gewiß.
Wie ich mich für Andre schlage,
Glaubt, so werden sich auch Andre
Froh bemühn für mich und Euch.

„Lebet wohl! Und einen Kuß noch!
Einen nur! ich bringe keinen
Aus den Schlachten dir zurück.
Lebe wohl, meine Ximene! —
Fort! die Krieger möchten sagen,
Ich sei hier dein Bräutigam."

IV.

Der Cid zu Valencia und im Tod.

49.

Handelt ungerecht der König,
Will der Cid nicht also handeln.
Er verließ sein Weib in Thränen
Und in Thränen seine Töchter,
Alle von ihm hochgeliebet;
Brach in Länder ein der Mauren,
Ueberwand sie in Gefechten,
Er erobert' ihre Schlösser,
Legte ihnen Zins und Pflicht auf.
Als er Alcocer erobert,
Schlossen ihn die Mauren ein;
Zahlreich waren ihre Heere,
Keinen Ausfall waget' er.

Da trat zu ihm Alvar Fañez,
Der sich nannte von Minaya:
„Galt es dazu unsre Mühe",
Sprach er zu den Kriegsgenossen,
„Daß wir unser Land verließen,
Um uns hier den Bart zu kämmen?
Brod, das müßig wir hier zehren,
Krieger, ist kein Ehrenbrod.
Auf! hinaus unter die Mauren!" —

„Alvar Fañez von Minaya",
Sprach der Cid, „du redest tapfer,
Du sprichst wie ein Ehrenmann.
Nimm die Fahne!" —
„Und beim Schöpfer
Schwör' ich dir", antwortet dieser,
„Wo du sie vielleicht nicht selber
Hintrügst, aus Bedenklichkeit,
Trag' ich sie." Der Ausfall glückte.
Alvar Fañez von Minaya
Drang fort in die Maurenländer.
Zwar beklagten sich die Mauren,

Da sie Königes Alfonso's
Schutz genössen, über Unrecht;
Aber welcher Ueberwundne
Klaget über Unrecht nicht?

50.

Briefe ließ der König schreiben,
Stolze Briefe an den Cid,
Voll von mancherlei Verleumdung
Seiner Feinde, der Spione.
Was dem Grafen Consuegra
Cid antwortete, vernehmt.

„Edle Männer von Villalon,
Tapfre Ritter von Valverna,
Gute Leute von Villalda,
Gute Christen von Sansueña,
Böse Spürer des Betragens
Andrer, les't und leset recht!

„Don Rodrigo ist mein Name,
Wohl auch Cid Campeador.
So ergeben meinem König,
Als mein Weib Ximene mir,
Leb ich als ein schlichter Kriegsmann,
Der kaum zweimal in der Woche
Ab die Kriegeswaffe legt;
Schlafe nirgend als im Zelte;
Thue keinem Freunde übel,
Stünd' es auch in meiner Macht;
Haue nur mit meinem Degen,
Aber nie mit Zung' und Feder;
Esse sitzend auf der Erde,
Weil mir eine Tafel fehlt;
Lasse niemand mit mir speisen
Als die Braven und die Guten,
Anzuspornen durch die Sitte
Meiner Freunde Heldenmuth;
Unsre Tischgespräche scharren
Nie auf die begrabnen Todten,

Greifen nie dem Urtheil Gottes
Ueber die Lebend'gen vor;
Ich, der Cid, ich spreche selten,
Kümmre wenig mich um Andre,
Frage nichts, als ob Babieça
Sei gewartet und gezäumt,
Aufzusitzen gleich nach Tafel,
Neu zu eilen ins Gefecht;

„Lege nieder mich zum Schlafe,
Nicht zu wachen und zu sinnen,
Wie auf Wegen des Betruges
Ich erschleiche fremdes Gut;
Wach' ich auf, so geht's zu Felde,
Hier ein feindlich Schloß zu nehmen,
Oder liegen es zu lassen,
Wie das Glück will, wie es fällt.

„Bin ich einsam, so gedenk' ich
An mein Weib, und das mit Seufzen;
Weinend mußt' ich sie verlassen,
Klagend wie die Turteltaube;
Und wohl einsam und wohl traurig
Lebet jetzt sie in der Fremde;
Doch sie lebet glücklich dort.

„Uebrigens, ihr hohen Herren,
Kann und darf der Cid antworten
Jedem, wer es sei, der frägt;
Er darf seine Seel' enthüllen
Ohne Lug und ohne Scham."

51.

Dort, wo seine Tapfern tafeln,
Rief der Cid, doch unvermerket,
Einem Krieger, der im letzten
Treffen übel sich erzeigt,
Martin Pelaëz; er rief ihn
Seitwärts und sprach so ihm zu:

„Essen beide wir zusammen
Heut an dieser sondern Tafel;

Denn das Mahl mit jenen Tapfern,
Die mit hohem Ruhm dort sitzen,
Steht für heute uns nicht zu.
Esset Ihr von Eurem Schemel,
Ich von diesem; beide werden
Wir hier wohl beisammen sein."

Fort fuhr er in dem Gespräche:
„Jene, die an hoher Tafel
Dort mit Alvar Fañez speisen,
Sind Dämonen, leiden keinen
Neben sich, der seine Ehre
Nur im mindesten befleckt.
Ehre duldet keine Flecken,
Jeder Fehl an ihr ist Brandmal,
Brandmal auf der schönsten Stirn;
Diesen Makel und sein Elend
Wegzutilgen, das vermögen
Spaniens reiche Schätze nicht."

Und sprach weiter: „Eine Quelle,
Abzuwaschen solche Flecken,
Quellet in des Feindes Brust;
Feindes Blut tilget die Schande
Des Verzagten. Lieber sterben,
Junger Mann, als scheun sich müssen
Und sich nicht erkühnen dürfen,
Mit den Braven umzugehn!

„An die Thaten Eures Vaters,
Meines guten Freundes Pedro,
Pelaëz, laßt uns gedenken;
Ha, wie spaltete sein Schwert!
Die Beispiele solcher Männer
Sollen uns aufmuntern, Jüngling,
Das zu thun, was jeder brave
Mann gehalten ist zu thun.
Bitten dürfen wir dann jene
Alten Teufel, daß sie wieder
Uns an ihre Tafel nehmen.

Sprecht mir, junger Mann, die Worte,
Mir mit Mund und Herzen nach:

„Lieber unterm Fuß der Heidenrosse
Sterben und zerquetscht, zertreten werden,
Als daß einer der lebend'gen Christen
Ehrlos uns vertreib' aus der Gesellschaft!

„Setzt Euch fest auf diese Worte, Jüngling,
Daß, wenn wir auf jene Ebne kommen,
Sie der Wind nicht etwa Euch entnehme.
Auf, zum Schwert! Eu'r Pferd habt Ihr verloren.
Sorget nicht; ich geb' Euch gleich ein andres."

Leise sprach er dies' und andre Worte
Zu dem Jüngling. Es ward aufgestanden;
Da ergriff er bei der Hand ihn rufend,
Rufend aus mit seiner Eisenstimme:

„Lieber unterm Fuß der Heidenrosse
Sich zertreten lassen, als bei Christen
Leben und entehrt sein!"

Also rief er.

Indem tönten die Trommeten,
Clarinetten, Cymbeln klangen.
Auf, ins Feld. Es geht zum Siege,
Krieger, gen Valencia!

Von den Reden Cid's entflammet,
That an diesem Tage Wunder
Pelaëz vorm Auge Cid's.

52.

„Da die Königin des Himmels,
Die gebenedeite Jungfrau,
Uns, Valencia zu erobern,
Hülfreich beigestanden hat,
Pedro, so geht zu den Mauren,
Schafft den Leidenden Erquickung
Und dem Todtenheer ein Grab.

„Sagt den Ueberwundnen allen,
Männern und den Weibern saget,
Daß, die Stolzesten im Kriege,
Wir die Sanftesten im Frieden,
Menschlich und großmüthig sei'n.

„Regt sie an, zu mir zu kommen,
Daß ich selbst mit ihnen spreche,
Und für ihre Schätz' und Weiber
Bleibe keinem eine Furcht.
Denn mir fehlen für die Schätze
Kasten, und für ihre Weiber
Fehlt ein Frauenharem mir.
Eine nur ist meine Gattin,
Eine, meine echte Frau.

„Alvar Fañez, auf! zu meiner
Armen leidenden Ximene;
Führt sie her und meine Kinder.
Nehmt auch etwas Gold mit Euch,
Daß sie sich das Nöth'ge kaufen
Und anständig hier erscheinen,
Diese schöne Stadt zu sehen
Und Rodrigo, ihren Freund.

„Ferner dreißig Mark an Golde
Nimm mit dir, dem heil'gen Pedro
Lege sie auf den Altar.
Auch zweitausend Silberstücke
Stelle den ehrhaften Juden
Israel und Benjamin
Bittend zu, mir zu verzeihen
Meine allereinz'ge Lüge,
Die ich lebenslang beging.

„Die verpfändeten zwei Kasten,
Die verschlossen sie annahmen,
Glaubten sie voll guten Goldes,
Und sie waren voller Sand.
Dennoch war es keine Täuschung;
Denn das Wort war in den Kasten,
Und mein Wort ist gutes Gold.

„Antolinez, Ihr begleitet
Alvar Fañez. Seine Zunge
Ist ein wenig träg', und Eure,
Sie gefällt im Sprechen sich.
Auf! erzählet der Ximene
Unsre Abenteuer alle;
Helft ihr dann auch im Gesange,
Denn sie liebt in frohen Stunden
Die Guitarr' und den Gesang.

„An den Hof des Königs ziehet
Dann auch beide miteinander;
Ueberreicht ihm die Geschenke,
Mit der ehrerbiet'gen Bitte,
Daß er Gattin mir und Kinder
Gnädig lasse mit Euch ziehn.

„Was in deiner Kriegersprache
Du zu sagen hast, vergiß nicht,
Alvar Fañez, auch kein Wort.
Wohl, daß einem Held am Hofe,
In der Schule seines Lehnherrn,
Du dabei zu lachen gibst;
Andre werden meine Plane
So wie deine Worte meistern
Und bespötteln. Mach' es also,
Daß dem Neide nichts auch bleibe
Als das Gift in seiner Brust.

„Zieht dann, meine Freunde, ziehet;
Wenn hierher zurück ihr kehret,
Findet Ihr mich Ueberwinder
Andrer Mauren, meiner Feinde,
Oder — findet mich nicht mehr."

53.

Angekommen itzt zu Burgos
Küssete die Hand dem König
Alvar Fañez von Minaya,
Antolinez neben ihm.

„Unterthänige Geschenke
Ueberbring' ich, großer König,
Von dem stolzesten Vasallen,
Den Ihr aus dem Reich gebannt.

„Um mich selbst in dieser Sendung
Nicht zu täuschen, so erlaubet,
Daß ich Euch die Worte sage,
Die er zu mir selbst gesagt;
Denn wo Cid nicht ist, bin ich.

„Also sprach er: 'Aus Valencia
Send' ich, was von dem Vasallen
Seinem Oberherrn gebührt.
Das Andenken an die Härte,
Die Ihr, König, mir erwiesen,
Längst ist es aus meiner Brust;
Vielmehr segn' ich alles, alles,
Was daher zu meinem Ruhme
Und für Euer Reich entsprang.
Ueberreichen wird Euch Fañez
Hundert ritterliche Pferde
Mit den Decken und Geschirr,
Hundert Sklaven, die sie führen,
Und im Kasten dreißig Schlüssel
Von den Städten und den Schlössern,
Die hiermit Euch der Verräther,
Die der Cid Euch übergibt.

„'Stolz bezahl' ich meine Schulden,
König, mit den Gütern reicher
Ueberwundner Könige.
Einem Armen und Vertriebnen,
Dem Ihr nichts, o König, ließet,
Bleibt nichts übrig, als auf Kosten
Andrer Euch befriedigen.

„'Alvar Fañez, mein Gesandter,
Ist ein Krieger, der sich selber
Sein Gut zu erwerben weiß;
Er begehret nicht Geschenke,

Nur daß Ihr ihm, König, zusprecht,
Wie es seiner Ehre ziemt.
Was ich nie von Euch erlangte,
Wahrlich, das verdienet er.

„'Ehrenworte kosten wenig,
Und sie sind so reich einträglich
Einem guten Könige,
Sie gewinnen ihm die Herzen,
Wenn bei ungerechten Worten
Sich das treuste ihm entzieht.

„'Daß der Cid Euch treu blieb, König,
Traut, o trauet nicht dem Beispiel;
Viele sind vielleicht an Muthe,
Wen'ge ihm an Großmuth gleich.
Edel hielt er's, Euch zu dienen;
Andre könnten's edel halten,
Sich zu rächen für die Schmach.
Wer den Dolch Bellido reichte,
Kann ihn dreißig andern reichen,
Wenn er sie dafür bezahlt.
Fing Bellido nicht mit Schmeicheln
Seinen Trug an bei Don Sancho,
Den sein Dolchstich endete?

„'Wer einmal den Schmeichlern wohlthut,
Leget sich die harte Noth auf,
Immer Ihnen schön zu thun.
Schmeichler sind es, die sich rächen;
Aus dem Honig ihrer Lippen
Machet Euch ein Bollwerk, König,
Und ihr werdet es erfahren,
Wie dies Euch vertheidige.

„'Werdet Ihr vielleicht mir sagen,
Aus dem ungestümen Munde
Cid's ergehen nichts als Lehren?
Freilich ging wohl mancher König
Irre durch zu viele Lehren;
Aber der war stets verloren,
Dem kein Rath gefällig war.'"

Spottend hob ein Graf die Stimme,
Sprach mit höhnischem Gelächter:
„Klar ist's, lieber heut' als morgen
Wünscht der Cid sich her nach Burgos,
Um hier fort zu predigen."

Alvar Fañez stieß im Zorne
Rückwärts sich den Helm, und knirschend
Rief er: „Wer hier wagt zu mucken —
Wo der Cid nicht ist, bin ich."

Alles schwieg. Und Antolinez,
Er begann mit süßer Rede;
Seine sanften Worte rührten
So die Seele des Monarchen,
Daß er augenblicks Ximenen
Frei es stellte, zum Gemahle
Hinzuziehn, zum großen Cid.

54.

Angekommen in Valencia,
Angelangt nach langer Trennung
In der schönen Stadt, gewonnen
Durch die Tapferkeit des Cid,
Lebten jetzt Doña Ximena,
Sie die Mutter, und die Töchter
Mit dem Cid, der hoch sie liebte,
In Verehrung, Freud' und Glück;

Als schnell eine Botschaft ankam:
Miramamolin der Große
Nahe sich mit mächt'gen Heeren,
Fünfzigtausend Mann auf Rossen,
Die zu Fuße nicht zu zählen;
Ihm Valencia zu entreißen,
Nah' er mächtig sich dem Cid.

Wohlerfahren in den Waffen,
Rüstet dieser stracks die Vesten
Aus mit Vorrath und mit Volk;
Muntert auf dann seine Ritter
Freudig, auf gewohnte Weise;

Führte dann Doña Ximena,
Sie und seine beiden Töchter
Auf des Schlosses höchsten Thurm.

Allda sahen sie zum weiten
Meer hinaus die Mauren kommen,
Sahn mit großer Eil' und Sorgfalt
Sie aufschlagen ihre Zelte
Unter Kriegsgeschrei und Trommeln,
Kriegsgeschrei und Paukenhall.

Großes Schrecken faßt die Mutter
Wie die Töchter; denn sie hatten
Solche Heere nie zu Felde,
Nie auf Einem Platz gesehen.
„Fürchtet nichts, ihr Lieben alle",
Sprach der Cid, „solang' ich lebe,
Nah' euch keine Sorg' und Angst.
Morgen, und ihr sehet alle
Diese Männer überwunden;
Töchter, und von ihrer Habe
Mehrt sich euer Heirathsgut.
Je mehr ihrer, desto besser,
Desto reicher wird die Beute
Für die Kirche zu Valencia,
Die, dem Volk zu hoher Freude,
Morgen euch zu Füßen liegt."

Jetzt bemerkend, daß die Mauren
Nah sich an die Thore drängten,
Sonder Ordnung im Gewühl,
Sprach er: „Alvar Salvadores,
Leget an Euch Eure Rüstung,
Nehmt mit Euch zweihundert Reiter,
Wohlgeübt auf ihren Rossen,
Und macht auf die Heiden Jagd,
Daß Ximene und die Mädchen
An dem Jagen sich erfreun."

Kaum gesprochen, so geschah es.
Im Getümmel, im Getrappel

Flohn die Mauren zu den Zelten;
Wer nicht fliehen konnte, blieb.
Doch hier wandten sie sich alle;
Und weil Alvar Salvadores
Vorwärts sich zu weit gewagt,
Fiel er in die Hand der Mauren,
Bis ihn Tags darauf mit reichem
Ruhm befreiete der Cid.

55.

Wohlgeordnet seine Völker,
Die zu Fuß und die zu Rosse,
Zog der Cid jetzt aus Valencia;
Aus dem Thor der Wasserschlange
Zogen sie hinaus ins Feld.

Seine Fahne trug Bermudes;
Hieronymus, der Bischof,
Zog in Rüstung mit dem Heere
Gegen den Barbarenkönig,
Miramamolin genannt,
Der dem Cid die schöne Beute,
Sein erworbnes Reich Valencia,
Mit wohl funfzigtausend Reitern
Trotzig abzunehmen kam.

Als einander gegenüber
Mauren nun und Christen standen,
So viel Mauren, Christen wenig,
War Alles in Furcht und Angst;
Bis auf seinem Roß Babieça
Cid erschien, in reichen Waffen,
Und mit lauter Stimme rief:
„Gott mit uns und San-Jago!"

Sprengte dann ein in die Feinde;
Hieb und tödtete; gebadet
War sein Arm in Heidenblut;
Wer sich ihm zu nahen wagte,
Jeder Maur', galt Einen Hieb.

Endlich fand den Maurenkönig
Selbst er auf im Schlachtgetümmel;
Dreimal traf er, dreimal schützte
Den Barbaren nur die Rüstung,
Bis er sich, erst hintern Hügel
Schleichend, dann in ein Castell zog
Und dem Cid das Feld verließ.

Von dem Volk, mit ihm gezogen,
Blieben wenig' ihm der Tausend;
Was nicht todt lag, ward gefangen.
Und das Lager, reich an Silber,
Reich an Pferden, ward erbeutet;
Und im allerreichsten Zelte,
Das die Christenheit je sah,
Fand sich Alvar Salvadores.

Hocherfreuet war der Cid;
Hocherfreuet kehrten alle
Nach Valencia; Mutter, Töchter,
Die vom Thurm die Schlacht geschauet,
Froh empfingen sie den Cid.

56.

Dankend Gott und San=Jago
Für den Schutz, den sie ihm schenkten,
Für die Kraft, die sie ihm liehen,
Auszufechten solche Schlachten,
Zu bezwingen so viel Mauren,
Zu gewinnen Städt' und Festen,
Wie kein andrer sie gewann —
Denn Gott und der Erzapostel
Hielten ob ihm ihre Hand —,

Lebte Cid jetzt, hochgefürchtet,
Hochgefürchtet und verehret,
In Valencia mit Ximenen
Und mit seinen beiden Töchtern
Doña Sol und Doña Elvira,
Die er über alles liebt.

Ringsum in Castilien gingen
Von ihm Wunderneuigkeiten,
Also daß zwei junge Grafen,
Reiche Grafen Carrion,
Vor den König Don Alfonso
Bittend traten, daß er beide —
Brüder waren sie — vermähle
Mit den edlen Töchtern Cid's.

Don Alfonso, kein Bedenken
Findend an der reichen Heirath,
Lud den Cid, ihn in Requeña
Zu besuchen, sprach mit ihm
Viel von seinen Wunderthaten,
Von den Schlachten, von den Siegen.
Rechenschaft gab ihm der Cid.

„Aber Ihr seid alt geworden,
Guter Cid", sprach Don Alfonso.
„Großer König", sprach der Feldherr,
„Soviel Sorg' und Kriegesarbeit
Macht schon alt; kaum hatt' ich Ruhe,
Kaum Erholung Einen Tag.
Alles indeß überstanden,
Ist Valencia Euch gewonnen,
Voll Vergnügen, voll von Gütern,
König, Euer Eigenthum." —

„Guter Cid, genießt das Eure",
Sprach Alfonso; „mir genüget
Eurer Thaten Ruhm, die Ehre
Eines Feldherrn und Vasallen,
Wie kein Christenreich ihn hat.
Gerne wünscht' ich Euren Töchtern
Standesmäßige Gemahle;
Und da haben sich zwei Grafen,
Reiche Grafen Carrion,
Brüder, sie von mir erbeten;
Uebel wäre nicht die Heirath,
Und ich steh' für die Gefahr."

Sprach der Cid: „Sie sind die Euren,
Guter König, und Ximenens
Wille ist gewiß der meine;
Die ich über alles liebe,
Meine Töchter schenk' ich Euch."

Traten zu ihm beide Grafen,
Küßeten dem Cid die Hände.
Nach Castilien zog der König;
Nach Valencia zog der Cid.

57.

Mit ihm zogen beide Grafen,
Ihm zu seinen Schwiegersöhnen,
Seinen Töchtern zu Gemahlen
Von dem Könige geschenkt.
Hocherfreuet war Ximene,
Hocherfreuet beide Töchter.
Alvar Fañez übergab sie
Den Gemahlen, und der gute
Erzbischof verlobte sie.

Feste werden angeordnet,
Ritterkämpfe, Prachtturniere;
Mohren, Christen, alle freuen
Auf das Fest sich, auf die Spiele.
Ach, ein böser Unfall störte
Alle Freuden, alle Lust!

Hört! Ein ungeheurer Löwe,
Den der Cid an seinem Hofe
Längst schon hielt, entkam dem Wächter,
Und als wär' er angewiesen,
Lief er auf die beiden Grafen —
Eben schlummerte der Cid —,
Warf die Tafel um und brüllte
Schrecklich. Sein Geschrei erweckte
Schnell den Schlummernden; er sprang
Auf den Stuhl, erhob die Stimme;
Und der Löwe, der ihn ansah,

Der die Eisenstimme kannte,
Wandte sich und ging zurück.
Blaß von Todesfurcht und Schrecken
Schleichen jetzt die Grafen seitwärts,
Wähnend, daß zu ihrem Schimpfe
Dieser Scherz bereitet sei;
Darin stärket sie ihr Oheim,
Der zur Heirath sie begleitet;
Und so werden Eins sie alle,
Abschied schnell vom Cid zu nehmen.
Wegzuziehn mit ihren Weibern
Und zu rächen an den Töchtern,
Was am Vater sie nicht könnten —
O des schändlichen Beginnens!
O des bübischen Verraths!

Ehrerbietig treten beide
Vor den Cid, Abschied zu nehmen,
Heimzuziehn mit ihren Bräuten
Und die Hochzeit dort zu feiern;
Also wünschte es ihr Vater.

Cid, befremdet und betroffen,
Hielt in seinem großen Herzen
Beide nicht für niederträchtig,
Nur für launisch und unhöflich;
Doch der Mutter Herz wehklaget,
Und es schlägt das Herz der Töchter
Unter Seufzern, unter Thränen
Scheidend. Cid begleitet sie.

58.

Auf geradem Wege zogen
Erst die Grafen, wohl empfangen
Von des edlen Cids Vasallen,
Freundlich auch von Jedermann;
Wer des Helden Namen kannte,
Wer des Helden Töchter sah,
War ihr froher Unterthan.

Auch die Schwiegersöhne heucheln
Freundlich ihrem guten Vater,
Der beklommen von den Töchtern
Und mit Seufzen Abschied nahm;
Denn ein Strom gepreßter Thränen
Gießt sich auf der Töchter Wangen:
„Warum geht Ihr, guter Vater?
Wem verlaßt Ihr Eure Töchter?" —
Warum gehst du, edler Cid?

Seitwärts ab vom Wege lenken
Jetzt die Grafen in die Wüste,
Vorausssendend ihren Zug.
Und als tief sie im Gebirge
Waren, einsam von den Menschen,
Hießen sie die edeln Doñas
Niedersteigen von den Mäulern —
O der niedrigen Verräther!
O des schändlichen Verraths!

Rache jetzt an Cid zu nehmen,
An Cid, der sie nie beleidigt,
Auch des Castilianer Adels
Neid und Haß und bittern Groll
Auszugießen, einzuprägen
Unauslöschbar auf sein Haus,
Reißen sie den Schmuck der Kleider
Ab vom Busen der Vermählten,
Schleppen sie an ihren Haaren,
Geben Streiche ihren Wangen,
Ihren Rücken Riemenstreiche,
Daß ihr Blut zur Erde fließt.

„Habt das jetzt für euren Vater,
Für den großen Cid, den edeln,
Der den Castilianer Adel,
Der den Hof verachtend schmähte,
Der auf uns den Löwen ließ!"

Also ließen sie die beiden,
Die Unschuld'gen, angebunden

Tief im Wald an einem Baum.
Und wie nach vollführtem Siege
Ziehen fürder sie die Straße.
„Wo ist unsre Herrschaft blieben?"
Fragt der Zug. Die Grafen sprechen:
„Doña Sol und Doña Elvira,
Beide sind sie wohl versorgt."
O der niedrigen Verräther!
O des schändlichen Verraths!

Doch vom Himmel und im Herzen
Ihres edlen großen Vaters
War die Rettung der Verlassnen
Wunderbar vorherbestimmt.
„Reitet" sprach der Cid beim Abzug
Zu Ordoño, seinem Neffen,
„Reitet querhin durch die Wüste;
Zu Valencia sehn wir uns."

59.

Angstgeschrei und Weh und Seufzen,
Aechzen wie der Sterbenden
Drang hinauf von den Verlass'nen,
Auf gen Himmel, und erreichte
Bald Ordoño's horchend Ohr.

Den Verlassenen zu Hülfe
Eilt' er tiefer in die Wüste,
Und als er die Edlen sah —
Wüthend rauft er sich die Haare,
Wüthend flucht er den Verräthern;
Feig entflohen waren sie.

Decket dann mit seinen Kleidern
Die Verlassenen, Halbtodten,
Löset ihre harten Bande,
Eilt, Erquickungen zu suchen,
Rettung, Obdach, Sicherheit.
Bald auch fand er einen Landmann,
Treu dem Cid und ganz ergeben;
In des Hütte trugen beide,

Schweigend, die Verlassenen,
Wo des Landmanns Weib und Töchter
Freundlich ihrer sich annahmen
Und sie treu verpflegeten.

Don Ordoño sprach: „Señoras,
Unter dieser guten Leute
Sichern Obhut weilet hier;
Ich geh' jetzt mit meiner Nachricht —
Ach, wo werd ich Worte finden,
Sie dem Vater, sie der Mutter
Zu verkündigen? dem Cid!"

Wo die Thaten Rache fordern,
Schweigen Worte. Cid erwidert
Nichts und schlug sich an die Brust:
Wohl hast du mir das gesaget,
Gutes Herz; doch so abscheulich,
Schändlich, häßlich, niederträchtig,
Nicht der Teufel handelt so!

Aber welche Thränenquellen
Werden jetzt der Mutter Augen!
Standhaft tröstet sie der Cid;
Sendet Boten ab zum König,
Schnelle Boten, um Erlaubniß,
Kommen selbst vor ihn zu dürfen
Gen Toledo, wo er war.

60.

Gnädig nahm ihn auf der König,
Als er ankam mit den Rittern,
Gnädig, wie es Cid verdient.
„Meine Dienste wißt Ihr, König,
Für Fernando, Euren Vater,
Für den unglückselʼgen Sancho
Und, Alfonso, auch für Euch."

Alsobald gebot der König;
Und die beiden Grafen reichten,
Schimpflich, und doch nicht beschämet,

Den Tizona und Colado
Ihrem edeln Herrn zurück.

„Hab' ich", sprach der Cid, „euch wieder,
Angedenken meines Lebens,
Dich Tizona, einst gewonnen
Von Bucar, dem Mohrenkönig,
Als Valencia ich bezwang;
Dich Colado, den der edle
Graf von Barcelona trug,
Als den Aragonierkönig
Wir mit Ruhm besiegeten!
Nehmt die Degen, Don Bermudes
Und Alvar Fañez Minaya;
Bis zum Schluß der Reichsversammlung
Wahrt vor jedem Niederträcht'gen,
Wahret sie in eure Hand."

Jetzt mit fürchterlichem Aufruf
Griff der Cid an seinen Bart,
Nannt' in Gegenwart des Königs
Und der ganzen Reichsversammlung,
Nannt' die Grafen und den Oheim,
Der den Anschlag angegeben,
Niederträchtige Verräther.
Als ein Mann von Ehre trug er
Ritterlich die Klage vor.

Sich entschuld'gen wollen beide;
Doch umsonst ist die Entschuld'gung,
Auf der Lippe stockt das Wort.
„Sprechet", rief der Cid noch lauter,
„Ist es Wahrheit, was ich sage?
Tod oder Bekenntniß." —

„Der",
Sprach im Spott Garzia Cabra,
„Der mit seiner Eisenstimme
Und mit seinem langen Bart
Will euch, Grafen, hier erschrecken;
Geh er hin zu seinen Mauren!" —

„Schweigt!“ antwortete der König,
„Recht gilt hier es und Gericht.
Fechten müßt Ihr, Angeklagte,
Drei mit drei: ihr beiden Grafen
Und der Oheim in Person;
Anderseits, wen von den Rittern
Gegenüber euch zu stellen
Der Beleidigte sich wählt.“

Auf der Stelle wählte Cid
Drei von seinen wackern Männern,
Don Bermudes und zwei Vettern,
Stellend sie dem Feinde dar;
Nahm darauf vom König Abschied,
Nach Valencia zog er heim.

61.

Niederträchtige Verräther
Bleiben immer hinterlistig.
Können sie mit Ritterehre
Nicht entgehn dem bösen Kampf,
Wollen sie ihn von Toledo
Fernhin ziehen auf die Ebne
Ihres Städtchens Carrion.

Schon versammelt sind dort alle
Große stattliche Verwandte,
Selbst aus königlichem Stamm,
Alle reich in goldner Rüstung,
Alle prächtig im Gefolge,
Uebermüthig, frech und stolz.

Und ihr Anschlag ist, die Ritter
Cid's voran hinwegzublasen,
Ehe noch der Kampf beginnt.
Kaum wird diesen solches merkbar,
Wenden sie sich an den König:
„Unter des Gesetzes Schutz
Und in deinem sind wir, König,
Dir vertraut, Dir anbefohlen!

Wenn wir hinterlistig fallen,
Rächen wird uns unser Cid."

So gewarnet, nimmt der König
Aller dreier Leib und Leben
Oeffentlich in seinen Schutz;
Weist die hinterlist'gen Grafen
Gen Toledo, untersagend
Das Gefecht in Carrion.
O wie sank das Herz den Frechen!
Vorm Colado, vor Tizona
Zittert jetzt ihr Uebermuth.

Feld und Platz sind abgemessen,
Aufgerichtet stehn die Schranken —
Wo bleibt Fernan Gonsalez?
Denn Bermudes steht erwartend —;
Endlich tritt er auf, erbebend,
Stößt zuerst mit seiner Lanze,
Und schon liegt er tief am Boden
Mit durchbohrtem Schild und Harnisch

Bittend fleht er um sein Leben,
Als er die Tizona sah
Aufgehoben. „Stirb, Verräther!"
Rief Bermudes. „Schenk', o schenke
Mir mein Leben", sprach der Feige;
„Ich erkenne mich besiegt!"

Martin Antolin von Burgos
Hob die Lanz' und den Colado
Gegen Diego Gonsalez.
Mächtig schrie er um Erbarmen
Unter Puffen, unter Streichen
Des Colado, bis sein Roß ihn
Günstig aus den Schranken riß
„O wie schändlich", riefen alle,
„Schändlich ist auch der besiegt!"

Nuño Gustios tritt entgegen
Dem verrätherischen Oheim,
Suer Gonsalez, durchbohret

Ihm auf einmal Helm und Schild;
Blutend liegt er an dem Boden,
Schon setzt Nuño ihm die Lanze
Ins Gesicht; da ruft des Vaters
Klägliches Geschrei: „Erbarmen!
Lieget er denn nicht besiegt?"

Ja besiegt, und niederträchtig
Feige, sind sie überwunden,
Die Stolzen, Vermessenen.
Nichts bleibt jetzt dem König übrig,
Als das Urtheil auszusprechen
„Niedriger Verrätherei".
Ehrlos werden ihre Namen,
Eingezogen ihre Güter,
Und kein Mann von Ehre nennet
Ohne Scham die Niedrigen.

Als der Cid von seinen Siegern
Froh die gute Botschaft hörte,
Dankt' er Gott; doch blieb im Herzen
Ihm die bittere Erinnrung
Lebenslang ein wunder Ort.
Seit der Schmach, die ihm begegnet,
Trug er fortan schwarze Rüstung,
Uebersät mit goldnen Kreuzen,
Und war stiller als vorher.

62.

Eingeschlummert, matt vor Alter,
Saß auf seinem hölzern Stuhle
Cid, der Feldherr. Neben ihm
Saß Ximene mit den Töchtern,
Stickend eine feine Leinwand;
Ihnen winkte mit dem Finger
Sie, des Vaters süßen Schlummer
Nicht zu stören. Alles schwieg;

Als zwei persische Gesandte,
Den ruhmvollen Cid zu grüßen,
Kommen mit Geräusch und Pracht.

Denn der Ruf von seinen Thaten,
Von der Größe seines Werthes
Drang durch Mauren und Araber
Hin ins ferne Persien.

Von des Helden Ruhm ergriffen,
Sandt' der Sultan ihm Geschenke:
Seidenstoffe, Specerein.

Angelanget mit Kameelen,
Traten vor ihn die Gesandten.
„Ruy Diaz", sprach der eine
Mit hinabgesenktem Blick,
„Ruy Diaz, tapfrer Feldherr!
Unser mächtiggroßer Sultan
Beut dir seine Freundschaft an.
Bei dem Leben Mahom's schwur er:
Hätt' er dich in seinem Lande,
Wohl die Hälfte seines Reiches
Gäb' er gerne dir als Freund.
Seine Achtung dir zu zeigen,
Sendete dir die Geschenke."
Ihm antwortete der Cid:

„Sagt dem Sultan, Eurem Herren,
Daß die Ehre seiner Botschaft
Ich empfange unverdient.
Was ich that, es war nur wenig;
Was ich bin, ward oft verleumdet;
Hätt' er sich bei uns erkundet,
Wer ich sei, er hätte schwerlich
Mir die Ehre wol erzeigt.
Indeß, wär' er Christ, ich machte
Ihn zum Richter meines Werths."

Also sprach der Cid und zeigte
Ihnen darauf seine Schätze:
Die Gemahlin und die Töchter,
Zwar nicht überdeckt mit Perlen,
Ohne Schmuck und Edelsteine,
Doch des Herzens Güt' und Unschuld

Sprach aus jeglichem Gesicht.
Ueber seiner Töchter Schönheit
Waren beide hoch erstaunt,
Und noch mehr, noch mehr erstaunet
Ueber seine schlichten Sitten
Ueber sein einfaches Haus.

Auch in Spanien besiegte
Bald sein Ruhm die ärgsten Neider.
Seine schönen edeln Töchter
Doña Sol und Doña Elvira
Fand der Lohn; an zwei Infanten
Aragoniens und Navarras
Wurden glücklich sie vermählt.

63.

Matt von Jahren, matt von Kriegen,
Obwohl überdeckt mit Ruhme,
Als der Cid Bucar entgegen,
Der, Valencia ihm zu rauben,
Auf ihn drang mit starker Heerskraft,
Dreißig Könige mit ihm —
Als Cid gegen sie hinauszog,
Sprach er zu Ximenen so:

„Wenn ich überdeckt mit Todeswunden
Auf dem Schlachtfeld falle, so bestatte
Mich beim heil'gen Pedro de Cardeña,
Nahe dem Altare; und, Ximene,
Sei wohl auf der Hut, daß dich der Mauren,
Keiner dann in Furcht und Schwachheit sehe.
Wenn man diesseits über meinem Leichnam
Ruhepsalmen singt, so rufe jenseits
Man zu Waffen, daß mein Tod den Feinden
Neuen Muth nicht und den Sieg nicht gebe.

„In der Rechte laß mir die Tizona
Auch in meiner Gruft, daß sie kein Andrer,
Kein Unwürd'ger führe. Will es Gott so
Und du siehst Babieça aus dem Schlachtfeld

Ohne mich heimkehren, öffn' ihm freundlich
Gleich die Pforte, streichle ihn, Ximene.
Wer dem Herrn so treu wie er gedient hat,
Ist auch Lohns werth nach des Herren Tod

„Hilf, Ximene, hilf mir in die Waffen.
Sieh, dort blinket schon die Morgenröthe;
Und es geht auf Leben oder Tod jetzt.
Gib mir, Liebe, gib mir deinen Segen;
Und, was ich erworben, sei der Himmel
Gnädig deiner Kraft es zu erhalten."

Ausgesprochen diese Worte,
Schwang er mühsam sich vom Eckstein
Auf sein gutes Pferd Babieça;
Das sah seinen Herren traurig,
Traurig hing es seinen Kopf.

64.

Matt von Kriegen, matt von Kämpfen
Lag der Cid auf seinem Lager,
Denkend an die nahe Zukunft,
An Gefahren der Ximene;
Als er neben sich am Bette
Leuchten sahe welchen Glanz!

Einen Mann an seiner Seite
Sah er; heiter war sein Antlitz,
Glänzend, und sein Haar gekräuselt,
Weiß wie Schnee; er saß ehrwürdig
Da, in süßem Himmelsduft.

„Schlummerst du, mein Freund Rodrigo?"
Sprach er. „Auf! ermuntre dich!" —

„Und wer bist du", sprach der Feldherr,
„Der im Wachen mit mir spricht?" —

„Pedro bin ich, der Apostel,
Dessen Haus dir so beliebt ist,
Hergesandt auf deine Sorgen,
Komm' ich zu verkünden dir,

Daß dich Gott nach dreißig Tagen
Rufet in die andre Welt,

„Wo dich alle deine Freunde
Wo die Heil'gen dich erwarten.
Um die Freunde, die du lässest,
Um Ximene sei nicht bange;
Aufgetragen meinem Vetter,
Dem San Jago, ist ihr Sieg.
Mache fertig dich zur Reise,
Und bestelle froh dein Haus."

Dies gehöret, sprang Rodrigo
Munter auf von seinem Lager,
Will dem heiligen Apostel
Dankend froh zu Fuße fallen.
Doch die himmlische Erscheinung
War hinweg; er stand allein.

65.

Tausendhundert zweiunddreißig,
Am dreizehnten Tag des Maimonds
War es, als der gute Feldherr
Von Bivar die Welt verließ.

Tages drauf, als ihm San-Pedro
Prophezeiend war erschienen,
Ließ er seine Freunde kommen;
Und Ximenen ihm zur Seite,
Sprach er seinen letzten Willen
Ernst und ruhig also aus:

„Zu San-Pedro de Cardeña,
Wie du mir versprachst, Ximene,
Wird mein Körper heimgeführt.
Jeden meiner edeln Männer
Gib fünfhundert Maravedis;
Denn sie waren treuergeben,
Treu dem Cid bis in den Tod. —
Alvar Fañez von Minaya,
Du, mein Freund, wirst sie vertheilen. —,

Was dir bleibt, meine Ximene,
Wend' es an zu frommen Werken,
Und für deine Güt' und Liebe
Habe meinen treusten Dank.
In das Kloster zu Cardeña
Wirst du meinen Leib begleiten;
Mein Vertrautester, Gil Diaz,
Don Jeronymo, der Bischof,
Alvar Fañez und Bermudes,
Meine Treugeliebten alle,
Werden, dir und mir gefällig,
Wohl mit dir die Reise thun."

So empfahl er Gott die Seele,
Nahm Abschied von seinen Freunden
Und empfing das Sacrament.

66.

Tages noch vor seinem Tode
Ließ Cid seine Freunde kommen,
Und als Feldherr sprach er so:

„Ich weiß, daß der Mohrenkönig,
Daß Bucar mit seinen Heeren,
Der Valencia hart umschließt,
Gierig meinen Tod erwartet:
Bergt den Sarazenen ihn.

„Und die kostbarn Specereien,
Die Balsame, die der Sultan
Mir aus Persien gesandt,
Sandt' er wohl für meinen Leichnam!
Wohl, ihr Freunde, laßt ihn waschen,
Balsamirt ihn mit der Myrrhe,
Kleidet ihn von Haupt zu Fuß.
San-Jago wird euch begleiten,
Und kein Klaggesang erschalle,
Keine Thräne wein' um mich.

„Vielmehr, wenn ich ausgeathmet,
Lasset die Trommeten tönen,

Laßt die Pauken, laßt die Cymbeln,
Laßt die Clarinetten rufen
Feldgeschrei zur nahen Schlacht.

„Und wenn ihr dann nach Castilien
Meinen Leichnam hinbegleitet,
Wiss' es ja kein Mohren-Seewolf,
Alle lasset hier zurück.
Sattelt meinen Freund Babieça,
Kleidet mich in meine Waffen,
Gürtet an mir die Tizona,
Und so setzt mich auf mein Roß.
Neben mir dann geht Gil Diaz,
Don Jeronymo der Bischof,
Und mein tapfrer Freund Bermudes. —
Ihr, Alvar Fañez Minaya,
Ziehet straks hin auf Bucar;
Daß Euch Gott den Sieg verleihn wird,
Sagte mir San-Pedro selbst."
Also sprach der Feldherr ruhig.
Und des Sultans Ehrenbalsam
War gesandt ihm zum Triumph.

67.

Fahnen, gute alte Fahnen,
Die den Cid so oft begleitet
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt?
Denn es brechen seine Blicke,
Er sieht euch zum letzten Mal.

Lebet wohl, ihr schönen Berge
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen seines Ruhmes,
Seines Glückes, seines Muths;
Lebet wohl, ihr schönen Höhen,
Und du Aussicht auf das Meer hin
Ach, der Tod, er raubt uns alles,

Wie ein Habicht raubt er uns!
Seht, es brechen seine Augen —
Er bickt hin zum letzten Mal.

Was hat er gesagt, der gute
Cid? Er liegt auf seinem Lager.
Wo ist seine Eisenstimme?
Kaum noch kann man ihn verstehen,
Daß er seinen Freund Babieça,
Ihn noch ein Mal sehen will.

Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden
In so mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten alten Fahnen siehet,
Die sonst in den Lüften wehten,
Hingebeugt aufs Sterbelager,
Unter ihnen seinen Freund,
Fühlt er seinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, steht mit großen
Augen stumm da wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts sprechen,
Er auch nichts zu seinem Herrn.
Traurig sieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letzten Mal.

Gerne hätt' sich Alvar Fañez
Mit dem Tode jetzt geschlagen.
Ohne Sprache sitzt Ximene;
Cid, er drückt ihr noch die Hand.

Und nun rauschten die Paniere
Stärker; durch das offne Fenster
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plötzlich schweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entschläft.
Auf nun, auf, Trommeten, Trommeln,
Pfeifen, Clarinetten, tönet!
Uebertönet Klag' und Seufzen;
Denn der Cid befahl es da.

Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entschlief.

68.

Ausgeathmet hat der gute
Cid, der von Bivar sich nannte.
Zu vollbringen seinen Willen
Ist Gil Diaz jetzt bedacht.

Balsamiret wird sein Leichnam:
Frisch und schön, als ob er lebte,
Sitzt er da mit hellen Augen,
Mit ehrwürdig weißem Bart;
Eine Tafel stützt die Schultern,
Eine Tafel Kinn und Arme;
Unbewegt auf seinem Stuhle
Sitzt er da, der edle Greis.
Als zwölf Tage nun vergangen,
Schalleten die Kriegstrommeten,
Weckten auf den Maurenkönig,
Der Valencia hart umschloß.

Mitternacht war's, und man setzte
Auf sein gutes Pferd Babieça
Grad' und fest den todten Herrn.
Schwarz' und weiße Niederkleider,
Aehnlich dem gewohnten Harnisch,
Den Cid an den Beinen trug,
Durchgenäht mit goldnen Kreuzen,
War die Kleidung; ihm am Halse,
Eingefaßt mit der Devise,
Wellenförmig hing sein Schild;
Von gemaltem Pergamente
Stand ein Helm ihm auf dem Haupte
Ganz in Eisen eingekleidet
Schien er da auf seinem Roß,
In der Rechten die Tizona.

Neben ihm zu einer Seite
Ging Jerorymo der Bischof,

An der andern ging Gil Diaz·
Beide führten den Babieça,
Der sich seines Herrn erfreute,
Der noch einmal auf ihm saß.

Sacht geöffnet ward die Pforte,
Die hin gen Castilien führet,
Trabethor wird sie genannt;
Durch sie zog Pedro Bermudes
Mit erhobner Fahne Cid's,
Neben ihm vierhundert Ritter
Zur Bedeckung ihr, voran;
Jetzt nun folgete Cid's Leiche,
Hundert Ritter um sie her;
Hinter ihr Doña Ximene.
Wohlbegleitet von sechshundert
Edeln Männern, ihrem Schutz.

Schweigend ging der Zug und langsam
Leis', als wären es kaum zwanzig.
Aus Valencia waren alle
Längst schon, als der Tag anbrach.

Alvar Fañez war der erste.
Wüthig stürzt er auf die Mauren,
Die Bucar hierher gelagert,
Ungeheuer war die Zahl;

Traf zuerst auf eine schwarze
Mohrin, die aus türk'schem Bogen
Gift'ge Pfeile tödtlich schoß
Also meisterhaft, daß man sie
Einen Stern des Himmels nannte;
Sie und ihre Schwestern alle,
Hundert schwarze Weiber, streckte
Alvar Fañez in den Staub.

Dies gesehn, erschraken alle
Sechsunddreißig Mohrenkön'ge;
Furchterblasset stand Bucar.
Wohl sechshunderttausend Ritter

Dünkt ihnen das Heer der Christen,
Alle weiß und hell wie Schnee.
Und der Schrecklichste vor allen,
Reitend vor auf weißem Rosse,
Größer als die andern alle,
In der Hand die weiße Fahne,
Auf der Brust ein farbicht Kreuz,
Sein Schwert glänzete wie Feuer —
Als er anlangt bei den Mauren,
Breitet ringsum er den Tod.
Alle fliehen nach den Schiffen,
Viele stürzen sich ins Meer.
Wohl zehntausend waren ihrer,
Die die Schiffe nicht erreichten,
Die des Meeres Flut verschlang.
Von den Mohrenkön'gen blieben
Zwanzig; nur Bucar entrann.

Also siegt' auch nach dem Tode,
Weil San-Jago ihm voranging,
Cid. Gewonnen ward an Beute
Großer Reichthum, alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber;
Auch der Aermste wurde reich.
Sodann setzten, nach dem Willen
Cid's, die freundlichen Begleiter
Nach San-Pedro de Cardeña
Ruhig ihre Reise fort.

69.

Boten sandte jetzt Ximene
Auf der Reise nach Castilien,
Boten an Cid's Anverwandte,
Boten auch an ihre Töchter
Und an ihre Schwiegersöhne,
Zwei gekrönte Könige:
Daß sie kämen und den Feldherrn,
Ihren Freund und Vater, ehrten,
Ihm erzeigend noch die letzte
Trauervolle Liebespflicht.

Alvar Fañez war der Meinung,
Daß man in den Sarg ihn legte,
Diesen dann mit Purpur deckte
Und mit goldnen Nägeln schlösse;
Doch Ximene Gormaz sprach:

„Cid mit seinem schönen Antlitz,
Mit den hellen offnen Augen,
Soll er in den Trauerkasten,
In den fest verschlossnen Sarg?
Nein! Es sollen meine Töchter,
Meine Schwiegersöhn' ihn sehen,
Wie er noch im Tode lebt."

Angenommen ward die Meinung.
Eine Stunde weit von Osma
Sammelte sich die Versammlung,
Und der Ehrenzug begann.
Aragoniens König Sancho
Kam mit seinen braven Rittern;

Ihre rückgekehrten Schilde
Hingen an den Sattelbogen,
Schwarze Mäntel trugen alle,
Aufgeschlitzte Trauerkappen,
Nach castilischem Gebrauch.
In der tiefsten Trauer waren
Doña Sol und ihre Damen,
Schwarz umhüllt mit Etamin.

Fast erhob sich schon ein Weinen;
Aber schnell verbot Ximene
Alle Klagen, alle Thränen,
Weil der Cid es untersagt.
Ihres Vaters Hand zu küssen,
Nahten still verehrend beide,
König und die Königin.

Auch der König von Navarra
Trat hinzu mit Doña Elvira,
Küssend ihres Vaters Hand.
Viele stille Thränen flossen,

Bis sie zu San-Pedro kamen,
Wohin sich der Cid gewünscht.

Selbst der König von Castilien,
Als er von dem Zuge hörte,
Sandt' er Boten, ihn zu grüßen,
Ehrenvoll ihn zu begleiten,
Eilte selbst hin nach Cardeña;
Und als er den Todten sah,

Wundert' er sich seiner Schönheit,
Ordnete, daß, statt im Grabe,
Er auf einem prächt'gen Stuhle
Säße, neben dem Altar.
Aufgerichtet, reich vergoldet,
Ward ihm schnell ein Tabernakel.
Länger als zehn Jahre saß er
Da in seiner vollen Rüstung.
Als ob er noch leibt' und lebte,
Die Tizona in der Hand.

70.

Sancho, König in Navarra,
Zugenannt der Heldenmüth'ge,
Er, des großen Cid's Urenkel,
Den ganz Spanien noch verehrt,
Mit Alfonso von Castilien
Führet' er siegreiche Kriege,
Drang hinein bis über Burgos,
Ueberall gewinnend Beute,
Bis mit solcher reich beladen
Er hinwegzog, voll des Wahnes,
Niemand könn' ihm widerstehn.

So kam er auf seinem Rückzug
In das Kloster de Cardeña,
Wo begraben lag der Cid,
Hochverehrt: denn niemand glich ihm
Seit der Zeit an Muth und Stärke
Wie an Gilt' und Redlichkeit.

Vorgesetzter dieses Klosters
War ein Abt, ein Mann von Jahren,
Der als Ritter einst in Waffen
Ehre sich und Ruhm erworben.
An Gestalt ein Mann von Ansehn,
Voll Gemüths; es drückt' ihn schmerzlich,
Daß der König von Navarra
Mit dem Schimpfe von Castilien
So viel Beute mit sich nahm.

Als der König zum Altare
Trat, bewundernd seine Fahne,
Derengleich er in ganz Spanien
Keine nirgend je gesehn,
Riß der Abt sie vom Altare
Und erhob die Fahne — Cid's.

„Wisse", sprach er, „großer König,
Wiss', in diesem heil'gen Kloster,
Das mir anvertrauet ist,
Liegt ein Held, mit dessen Fahne,
Unter ihr, darf ich mich messen,
Großer König, selbst mit dir.
Denn hier ist die Leichenstätte
Cid's, genannt Campeador.

„Eine Gunst von dir zu bitten,
Herr, ergriff ich seine Fahne
Kühn, und trage meine Bitte
Dir in tiefster Demuth vor:
Laß den Raub zurück, o König,
Den du unserm Land entzogest!
Dir gereicht's zu höherm Ruhme,
Wenn du ihn der Heldenfahne
Weihest und dem Grabe Cid's."

Einen Augenblick betroffen
Und nachdenkend stand der König
Ueber dieses Abtes Muth;
Dann sprach er: „Aus mehrern Gründen

Thu' ich, Vater, was Ihr bittet,
Und lass' meine Beute hier.

„Erstens, weil ich aus dem Blute
Des Campeadors entsprossen,
Der Urenkel bin von Cid;
Seine Tochter Doña Elvira,
Die Gemahlin Don Garzia's,
Rühm' ich, ist Großmutter mir.

„Zweitens, lass' ich aus Verehrung
Gegen diese Heldenfahne
Und des hier begrabnen Ruhm,
Eurer Obhut anvertrauet,
Gern die Kriegesbeute hier,

„Die ich dann auch, recht gesaget,
Wäre jetzt der Cid am Leben,
Wol nicht mit mir nehmen dürfte;
Nie wär' ich so weit gekommen,
Hätte nie sie mir erworben,
Nie ließ' er vor seinen Augen
Sie hinziehn aus seinem Lande,
Lebte noch der tapfre Cid.
Also lass' ich sie dem Todten,
Euch zu frommem Brauch, zurück."
Er befahl — und alle Beute
Blieb dem Kloster von Cardeña,
Sie ward eine fromme Stiftung.

Ein Wohlthäter für die Armen,
Ein Beschützer der Verlass'nen
Ward der Cid auch in der Gruft.

Goethe's sämmtliche Werke in 45 Bänden.

Geheftet 3 Thlr. 22½ Sgr. — In 10 eleganten Leinenbänden 6 Thlr.

Goethe's Werke. Auswahl.

16 Bände in 4 eleganten Leinenbänden 2 Thlr.

Grabbe's sämmtliche Werke.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

2 Bände. Geheftet 1 Thlr. — In 2 eleg. Leinenbänden 1 Thlr. 12 Sgr.

Hauffs sämmtliche Werke.

2 Bände. Geheftet 20 Sgr. — In 2 eleganten Ganzleinenbänden 1 Thlr.

Körner's sämmtliche Werke.

Geheftet 10 Sgr. — In elegantem Leinenband 15 Sgr.

Lessing's Werke in 6 Bänden.

Geheftet 1 Thlr. — In 2 eleganten Ganzleinenbänden 1 Thlr. 12 Sgr.

Lessing's poetische und dramatische Werke.

Geheftet 10 Sgr. — In elegantem Leinenband 15 Sgr.

Mignet, Geschichte der französischen Revolution

1789–1814.

Deutsch v. Dr. Fr. Köhler. Mit 16 Illustrationen von J. G. Flegel in Leipzig.

Geheftet 16 Sgr. — Elegant in Leinen mit Goldtitel gebunden 20 Sgr.

Milton's poetische Werke.

Deutsch von Adolf Böttger.

Geheftet 15 Sgr. — In elegantem rothem Leinenband 22½ Sgr.

Molière's sämmtliche Werke.

Herausgegeben von E. Schröder.

2 Bände. Geheftet 1 Thlr. — In 2 eleganten Leinenbänden 1 Thlr. 12 Sgr.

Schiller's sämmtliche Werke in 12 Bänden.

Geheftet 1 Thlr. — In 3 Halbleinenbänden 1½ Thlr. — In 4 eleg. Ganzleinenbänden 1 Thlr. 24 Sgr. — In 4 eleganten Halbfranzbänden 2 Thlr.

Shakspere's sämmtliche dramatische Werke.

12 Bände mit 12 Stahlstichen.

Deutsch v. Ad. Böttger, Th. Mügge, Th. Oelckers, K. Simrock u. A.

Geheftet 1½ Thlr. — In eleganten Leinenbänden 2 Thlr.

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht in drei Gesängen

von

Ernst Schulze.

Leipzig,
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Zueignung.

Als du mich jüngst nach manchen trüben Tagen
Zum ersten Mal mit holdem Wort gegrüßt,
Da wollte gern mein Mund den Dank dir sagen;
Doch hätt' ich's leicht mit deinem Zorn gebüßt,
Weil minder nicht als meinen leisen Klagen,
Auch meiner Lust dein Busen sich verschließt.
So magst du denn für mich die Muse hören;
Denn Göttern kann kein Mensch das Reden wehren.

Erſter Geſang.

1.

So kühlſt du denn mit lauen Lenzesſchwingen,
Genеſung, heut mir Bruſt und Angeſicht,
Und ſiegend ſteigt aus trüben Wolkenringen
Ein klarer Mond, des Lebens heitres Licht.
Nicht kann ich jetzt zurück die Blüte zwingen,
Die neubelebt aus voller Knospe bricht,
Im wunderbar in lieblichen Geſtalten
Durch alle Welt die Blätter zu entfalten.

2.

Denn wie empor an blauen Himmelshöhen
Mit meiner Kraft zugleich die Sonne ſchwebt,
Und weit hinweg die dunkeln Wolken wehen,
Die dort das Licht, wie mich das Leid, umwebt,
Läßt ſich auch mir die Welt von Neuem ſehen,
Wie einſt ihr Bild in meiner Bruſt gelebt;
Die Strahlen, die, mir lang verſchleiert, ſchliefen,
Erwachen hell in ihren heil'gen Tiefen.

3.

Und jenen Geiſt, der aus verſchwiegnen Quellen
Durch alles Sein ſich ſchöpferiſch ergießt,
Durch den Geſtalt und Leben ſich geſellen
Und todtem Wort ein blüh'ndes Bild entſprießt,
Ihn, der ſo hold aus Wolken und aus Wellen,
Aus Wieſ' und Wald mit leiſem Ton uns grüßt,
Sein Walten kann, wie einſt in ſchönern Zeiten,
Noch ein Mal jetzt mein Sinn verſtehn und deuten.

4.

Hier ruft der Hain mit tausend holden Stimmen,
Mit Klang und Duft mich in sein gastlich Haus,
Die Wölkchen, die durch helle Lüfte schwimmen,
Ziehn lustig dort auf ferne Reisen aus.
Ich seh die Lieb in allen Blüten glimmen,
Den Schönen schmückt die Wiese sich zum Strauß,
Die Rose birgt in ihrer zarten Hülle
Mit mehr der Lust der Schmerzen süße Fülle.

5.

Das Gärtchen auch, das dort, mir halb verborgen
Und halb enthüllt, so holde Blumen trägt,
Das all mein Glück und alle meine Sorgen
Mir oft so nah im engen Raum umhegt,
Der theure Ort, wo sie auch diesen Morgen
Mit zarter Müh die jüngern Schwestern pflegt,
Die, sanft berührt von ihren milden Händen,
Mir buntern Glanz und süßre Düfte senden —

6.

Wie scheint es jetzt viel reicher sich zu schmücken,
Wie glänzt der Thau, wie prangen Farb und Grün!
Wol hat das Licht aus ihren klaren Blicken
So holden Reiz den Bildern dort verliehn.
Stets bunter will der Zauber mich umstricken;
Es wächst der Raum, die engen Schranken fliehn;
Schon läßt dem Aug ein weit Gefild sich sehen,
Mit Wald und Thal, mit Quellen, Aun und Höhen.

7.

Und jene dort, nicht weiß ich, ob's die Rose,
Die sie erzog, ob sie es selber ist,
Die schüchtern blüht und unter zartem Moose
Den Dorn verhehlt und doch ihn nie vergißt,
Die Liebliche, die zagend nur und lose
Der laue Hauch mit Geisterlippen küßt,
Indeß von fern die Schmetterlinge fliegen
Und mit dem Duft bescheiden sich begnügen —

8.

Sie scheint ein süß Geheimniß mir zu hegen,
Das tief im Schooß der zarten Blätter ruht;
Solch Leben kann sich nicht in Pflanzen regen,
Fühllosem nicht entwehn so holde Glut.
Auch seh ich wol, daß Geister sie verpflegen,
Ihr Blühen steht in stiller Elfen Hut,
Die, schöngeschmückt mit thaubenetzten Kronen,
Im tiefsten Kelch als goldne Stäubchen wohnen.

9.

Und da ich nun den Blick zur Ferne richte,
Ins bunte Thal und in den lichten Hain,
Erkenn ich bald die freundliche Geschichte,
Weil ihren Strahl die Götter mir verleihn.
Von selber scheint zum zierlichen Gedichte
Sich Klang an Klang und Bild an Bild zu reihn;
Denn, wie es einst in ferner Zeit geschehen,
Das kann ich klar mit eignen Augen sehen.

10.

Das Königsschloß mit goldgeschmückten Zinnen
Erhebt sich dort am Hügel stolz und fest.
Nichts Schönes läßt im Traume sich ersinnen,
Was nicht sich dort noch schöner schauen läßt;
Allein das Schönste, wähn ich fast, ist drinnen.
Aus Weihrauch baut der Phönix ja sein Nest,
Daß schon von fern der süße Duft uns lehre,
Welch edlem Herrn solch edles Haus gehöre.

11.

Und sieh, so ist's; denn in des Gartens Hallen
Erscheint es jetzt gleich einem Traumgesicht.
Zwölf Jungfraun sind's, doch weil' ich unter allen
Auf Einer nur, die andern acht' ich nicht;
Denn wie sich oft auf glänzenden Krystallen
Der Sonnenstrahl in sieben Farben bricht,
So ist in ihr das Licht vereint, und jene
Sind Strahlen nur vom Abglanz ihrer Schöne.

12.

Wohin doch wol die vollen Rosen schwanden,
Die prangend dort mir ihren Kelch gezeigt,
Die Lilien, die dort so glänzend standen,
Die Veilchen auch, vom Thau so hell und feucht?
Ob Nymphen sie in bunte Kränze wanden?
Ob welkend schon ihr Haupt sich hingeneigt?
Jetzt seh ich sie nur noch auf jenen Wangen,
Auf jener Stirn, in jenen Augen prangen.

13.

Weich hat ihr Haar in sanftgelockten Ringen
Ein goldnes Netz um Hals und Brust gewebt;
Ein Frühling scheint aus ihrem Blick zu dringen,
Deß frischer Quell in ihrem Busen lebt.
Wie lieblich mag die zarte Stimme klingen,
Weil sie vom Hauch so holder Lippen bebt,
Die unentweiht, gleich halbentkeimten Blüten,
Nur erst im Traum, was Küsse sind, errieth'n!

14.

Ein blau Gewand, das goldne Schleifen binden,
Hüllt faltenreich die schlanken Glieder ein;
Doch was mir Haupt und Arm und Brust verkünden,
Mag mir ein Bild der stillern Reize sein.
Kein Meißel kann so reiche Formen ründen,
So züchtig glänzt kein Schnee, kein Elfenbein;
Und wenn nicht ganz die Augen mich betrügen,
Scheint leicht ihr Fuß auf Blumen sich zu wiegen.

15.

Von Anmuth ist ihr zartes Bild umflossen,
Wie unsichtbar dem Kelch der Duft entquillt;
Kein Thränlein hat dies Auge noch vergossen,
Das nicht auch gleich ein Lächeln schon gestillt;
Wenn in der Brust auch leise Wünsche sprossen,
Noch haben kaum die Knospen sich enthüllt,
Noch ahnt sie nicht, daß auch in ihrem Herzen
Ein Quell sich birgt von Sorg und süßen Schmerzen.

16.

Wol Mancher mag die weiße Ros' erheben,
Die still im Schooß den keuschen Frieden trägt;
Ich werde stets den Preis der rothen geben,
Aus welcher hell des Gottes Flamme schlägt:
So feuchten Glanz, solch glühend Liebesleben,
So lauen Duft, der Sehnsucht weckt und hegt,
Solch kämpfend Weh, verhüllt in tiefe Röthe,
Ich acht' es süß, ob's auch verzehr' und tödte.

17.

Drum wähn ich auch, wenn einst in jener Schönen
Aus leisem Schlaf das reiche Herz erwacht,
Wenn Wahn und Furcht, wenn Hoffnung, Wunsch und Sehnen
Ihr siegend nahn mit wandelbarer Macht,
Wenn Freud' und Schmerz von Einer Saite tönen,
In Einem Traum ihr Auge weint und lacht,
Erst dann wird ganz ihr Reiz, vom lauen Wehen
Der Lieb' umspielt, in voller Blüte stehen.

18.

Doch während nun die holde Schaar im Kühlen
Sich an den Rand der klaren Quelle setzt,
Und Jene dort mit zarten Blumen spielen,
Und Die am Lied der Vögel sich ergötzt,
Doch Manche still mit Thränen und Gefühlen
Den Gott ernährt, der heimlich sie verletzt,
Verlaß ich sie, um unter Blütenzweigen
Des Schlosses Marmortreppen zu ersteigen.

19.

Leontes ist's, der hier auf mächtgem Throne
Das Scepter führt mit väterlicher Hand.
Ihm hat Astolf das Kleinod seiner Krone,
Sein einz'ges Kind, Clotilden, jüngst gesandt,
Daß sie geschützt in seinen Mauern wohne,
Bis er vom Feind befreie Leut' und Land,
Der plötzlich ihn mit wilden Kriegeswogen
Aus altem Haß verderblich überzogen.

20.

Gern hat der Fürst das holde Pfand genommen;
Der Vater war als Waffenfreund ihm werth;
Auch schien ihm selbst ein neues Licht entglommen,
Weil er schon lang den eignen Sohn entbehrt;
Und Jene, die als Mittlerin gekommen
Und für den Freund den Liebesdienst begehrt,
War heimlich ihm seit frühen Jugendstunden
Mit süßem Band und theurem Schwur verbunden.

21.

Denn als gesellt dem kühnen Ritterstande
Leontes noch auf Abenteuer zog,
Und jugendlich durch manche fernen Lande
Der edle Ruhm von seinen Thaten flog,
Da kam er einst zum weiten Meeresstrande,
Wo ihn zu ruhn die kühle Nacht bewog;
Er ließ sein Roß am grünen Ufer grasen
Und lagerte sich auf den weichen Rasen.

22.

Doch hatt' er noch die Augen nicht geschlossen,
Als plötzlich ihm ein lieblich Bild erschien:
Er sah das Meer von bunten Blumen sprossen,
In Strahlen schwamm der Wellen dunkles Grün;
Ein süßer Klang kam durch die Luft geflossen,
Wie ums Gebirg oft leichte Nebel ziehn;
Ein holder Duft, wie von den selgen Höhen
Des Libanon, begann umherzuwehen.

23.

Dann nahte sich auf sanftgetheilten Wogen
Ein glattes Schiff dem blumenreichen Strand;
Wie lustig auch die seidnen Wimpel flogen,
Wie leicht die Luft das Segel auch gespannt,
Doch ward es sanft von Schwänen fortgezogen,
Um deren Hals ein goldner Zaum sich wand;
Aus Ebenholz erglänzten Mast und Stangen,
Von Elfenbein schien Bord und Kiel zu prangen.

24.

Ein heller Kranz von leuchtenden Rubinen
Schloß dichtgereiht den Rand des Schiffes ein,
Und lieblich schwamm, wie eine Ros' im Grünen,
Sein schönes Bild im irren Wellenschein;
Zu Tauen sah man zarte Seide dienen,
Der Anker schien ein goldner Pfeil zu sein,
Und schöngeschnitzt hob auf des Schiffes Spiegel
Der Liebesgott die rosenfarbnen Flügel.

25.

Mit blondem Haar und jugendlichen Wangen
Saß um den Bord ein Nymphenkreis gereiht,
Die in der Hand die Silberruder schwangen
Mit leichter Müh', im anmuthvollen Streit.
Sanft zitterte das stille Meer, es klangen
Vom leisen Schlag die Wogen weit und breit,
Als sei, beseelt zu lieblichen Accorden,
Die stumme Flut ein Harfenspiel geworden.

26.

Ein Baldachin entfaltete sich droben
Aus hellem Gold und zartem Himmelblau,
Und drunter saß, von leichtem Flor umwoben,
Auf reichem Thron die allerschönste Frau.
Nichts frommt es mir, der Augen Glanz zu loben,
Den süßen Mund, der Glieder schlanken Bau;
Ihr holdes Bild trägt auf der Welt nur Eine,
Und wer sie kennt, versteht es, was ich meine.

27.

Ein schmaler Reif von hellen Diamanten
Umgab ihr Haupt mit zauberischem Licht,
Und leicht umfloß mit reichgestickten Kanten
Ein zarter Flor ihr blüh'ndes Angesicht;
Allein den Strahl, den ihre Blicke sandten,
Verbürge selbst der Isis Schleier nicht;
Der eine Arm lag auf des Thrones Lehne,
Der andre hielt am goldnen Band die Schwäne.

28.

Janthe war's, die durch die glatten Pfade
Des Meeres zog im stillen Mondenschein.
Oft pflegte hier am mitternächt'gen Bade
Mit ihrer Schaar die Fee sich zu erfreun:
Denn schattig wob um's friedliche Gestade
Sich hier im Kreis ein blütenreicher Hain,
Aus dessen Schooß, von Rosen eingeschlossen,
In diese Bucht viel klare Quellen flossen.

29.

Als nun die Fee dem glatten Schiff entstiegen,
Fand sie am Quell, dem Meeresstrande nah,
Im frischen Grün den jungen Ritter liegen,
Der süßerstaunt das holde Schauspiel sah.
Er wähnte längst in Träumen sich zu wiegen
Und glaubte nicht, was um ihn her geschah;
Kaum ließ sein Mund den leisen Athem hören,
Aus Furcht, das zarte Luftgebild zu stören.

30.

Noch blüht' er hold in seinen jungen Tagen,
Sein Haar war blond, die Lippe sanft geschwellt,
Ein kühnes Herz schien diese Brust zu tragen,
Und Mild' und Kraft auf dieser Stirn gesellt.
Wol mochte man beim ersten Anblick fragen:
„Ist dies Apoll, der Hirt, ist's Mars, der Held?"
Doch sah man bald, daß solch ein lichtes Auge
Zum Leuchten wol, doch auch zum Blitzen tauge.

31.

Kaum hatte jetzt das Feenkind Janthe
Den hellen Blick auf ihren Gast geneigt,
Als rasche Glut in ihrer Brust entbrannte,
Die früher nie der Liebe Pfeil erreicht.
Bald in die Höh', bald auf den Boden wandte
Ihr Auge sich, von süßen Thränen feucht,
Die, tiefgeweckt von heimlichem Verlangen,
Ihr unbewußt durch ihre Wimpern drangen.

32.

Ihr Busen stieg, wie sanft im schwülen Wehen
Der Sommerluft ein weißes Segel schwillt,
Die Wange war wie Purpur anzusehen,
Mit irrem Licht ihr feuchtes Aug' erfüllt.
Zu eilen schien ihr Fuß, und doch zu stehen;
So täuscht uns oft ein wandelnd Marmorbild.
Wie Perlen oft aus ros'gem Wein sich heben,
Sah man den Kuß auf ihren Lippen schweben.

33.

Und wenn auch jüngst, seit an Armidens Blicken
Rinaldo's Kraft sich schwelgerisch verzehrt,
Mit Liebeshuld die Menschen zu beglücken
Des Schicksals Schluß den Feien streng verwehrt:
Janthe ließ sich von dem Netz umstricken,
Womit sie selbst so Manchen sonst bethört.
Mag ew'ges Leid die kurze Lust auch rächen,
Sie zaudert nicht, die süße Frucht zu brechen.

34.

Sie steht, sie schwankt, sie hebt den Fuß, sie schreitet
Mit leisem Schritt dem Ritter zu, sie naht.
Ob auch die Furcht noch mit der Liebe streitet,
Ein glühend Herz gibt nimmer sichern Rath.
Kein Wunder ist's, wenn Amor irr' uns leitet;
Der blinde Gott kennt selber nicht den Pfad:
Doch täuscht er uns mit lieblichem Gekose
Und lügt uns dreist den Stachel oft zur Rose.

35.

Schon steht die Fee mit holdverschämtem Schweigen
Vor ihrem Gast und lächelt leis' und mild;
Dann sieht man sie zu ihm sich niederneigen,
Daß wallend ihn ihr goldnes Haar umhüllt.
So senkt sich oft an schlanken Waldeszweigen
Die volle Frucht, die reich an Süße schwillt.
Mit scheuem Ton, der von dem holden Zagen
Des Herzens bebt, beginnt sie so zu fragen:

36.

„Wer führte dich zum fernen Zauberlande,
Zu dem der Fuß der Menschen nimmer dringt?
Mein ist die Luft, der Grund an diesem Strande,
Und mein der Raub, den hier die Welle bringt.
Drum fessl' ich dich mit diesem goldnen Bande,
Das weich sich schon um deinen Nacken schlingt,
Und werde streng als Herrin mit dir schalten,
Bis ich von dir der Freiheit Preis erhalten.

37.

Wol scheinst du dich vor Vielen zu erheben
An edlem Stamm, an fürstlich hohem Sinn:
Drum sollst du mir die reichste Lösung geben;
Für Schlechte nur ist jeder Preis Gewinn.
So nehm ich denn dein Herz, dein Blut, dein Leben,
Dein Glück, dein Leid, dich selber nehm ich hin,
Und halte dich mit süßem Band so lange,
Bis ich für dich dich selbst zum Preis empfange."

38.

So sprach die Fee, und Mienen, Blick und Winke,
Dem holden Wort bedeutend zugesellt,
Verkündeten, wie nah die Frucht schon blinke,
Die sonst so schwer und oft so spät erst fällt.
Als ob herab der Himmel auf ihn sinke,
Umarmte jetzt sein rasches Glück der Held,
Und sollt' auch tief die Erde rings sich spalten,
Er würd' es fest in starken Armen halten.

39.

Und hättet ihr der Wangen helle Flammen,
Die zarte Brust, bewegt von Amors Wehn,
Die Augen, die in süßem Taumel schwammen,
Den Mund, der sanft zum Kusse schwoll, gesehn,
Dann würdet ihr den Ritter nicht verdammen;
Wie kann der Mensch den Göttern widerstehn?
Und füllt uns auch der schadenfrohe Knabe
Den Kelch mit Gift, wir segnen seine Gabe.

40.

Wol ist es süß, im Schatten einer Linde
Mit seiner Braut zu ruhn im zarten Grün,
Und schäferlich in jedes Baumes Rinde
Verschlungne Züg' in stillem Traum zu ziehn:
Doch süßer ist's, mit einem Götterkinde
In reicher Lieb' und neuer Lust zu glühn;
Wenn auch das Licht aus ihren sel'gen Blicken
Den Schmuck beschämt, er scheint sie doch zu schmücken.

41.

Bald nahte jetzt mit hochgefärbten Wangen
Das schöne Paar des Schiffs bekränztem Bord;
Das Segel schwoll, die leichten Ruder klangen,
Sanft wiegte sich die Schwanenbarke fort;
Und durch das Lied, das ihre Nymphen sangen,
Stahl süß sich oft Ianthens holdes Wort,
Ein goldner Pfeil, verhüllt von Blumenbanden,
Vernommen kaum und dennoch stets verstanden.

42.

Noch hat der Mond mit seinem goldnen Heere
Sich in den Schooß der Welle nicht geneigt,
Als nahe schon aus sanfterhelltem Meere
Mit weichem Strand ein holdes Eiland steigt,
Dem kaum der Sitz der freundlichen Cythere,
Der goldne Hain der Hesperiden gleicht;
Gleich einem Traum, halb deutlich, halb vom Wehen
Der Nacht verhüllt, ließ sich die Küste sehen.

43.

Doch als zuerst mit rosenhellen Flügeln
Das Lichtgespann der frühen Sonn' erschien,
Da sah man klar mit Grotten und mit Hügeln,
Mit Thal und Wald, mit Blumen und mit Grün.
Mit Wies' und Quell und glatten Wasserspiegeln
Den sel'gen Strand in holder Mischung blühn;
Vom Duft des Hains, vom Lied der Nachtigallen
Schien Meer und Luft zu zittern und zu wallen.

44.

Die Lauben dort, die wildverschlungnen Hecken,
Der Bach, der hell von Fels zu Felsen springt,
Die Pfade, die mit irrem Lauf uns necken,
Die Grott' im Thal, von krausem Wein umringt,
Wohin die Ruh uns friedlich zum Verstecken,
Die Lieb' uns oft zum schönern Finden winkt:
Dies alles steht im Traumbuch jeder Liebe
Viel reizender, als ich es je beschriebe.

45.

Ein sel'ges Jahr (gern gäb' ich all' mein Leben
Für solch ein Jahr, für solche Stunde hin!)
Sah flüchtig hier der Held vorüberschweben
Im süßen Dienst der holden Königin.
Schön mag die Perl' im Rosenkelche beben,
Doch schöner glänzt der Tropfen Thau darin,
Und ist auch bald sein zarter Glanz zerflossen,
Nichts Süßres gibt's, als was du kurz genossen.

46.

Ein zartes Kind, ein Knab, in dem Janthe
Des Ritters Kraft und lichten Heldenblick,
In dem der Held Janthens Reiz erkannte,
Verrieth schon längst ihr süßverhohlnes Glück:
Da schlug die Stund', und seine Blitze wandte
Auf beider Haupt das strafende Geschick.
O süße Lieb', o reizendes Verbrechen,
Dich wird an mir das Schicksal nimmer rächen!

47.

Einst, als das Paar in süßen Tändeleien
Des Knaben Stirn mit blüh'ndem Schmuck umwand,
Da nahte rasch die Königin der Feien
Auf Wolken sich dem zauberischen Strand.
Schon ferne schien ihr Flammenblick zu dräuen,
Hoch führte sie den Stab in mächt'ger Hand;
Die schöne Stirn, das helle Roth der Wangen
War feindlich jetzt von finstrer Nacht umfangen.

48.

Wie oft im Bach an tiefgesenkten Zweigen
Die Rose bebt, bewegt von Well und Wind,
So sieht man jetzt Xanthens Haupt sich neigen,
Da bleiche Furcht durch ihre Wangen rinnt.
Sie drückt in stiller Scham und bangem Schweigen
An ihre Brust das holdbekränzte Kind;
Rings um sie fließt des Haares goldne Fülle,
Daß es das Pfand der süßen Schuld verhülle.

49.

Doch ach, Nichts hemmt die strafenden Gerichte
Der höchsten Macht, wenn ein Vergehn sie weckt!
Nicht kann das Kind, das nach dem hellen Lichte
Der Königin die kleinen Hände streckt,
Und nicht die Angst, die bleich im Angesichte
Der Mutter schwebt und jeden Zug versteckt,
Und nicht der Reiz in ihres Freundes Mienen,
Ob er die Schuld auch mildre, sie versühnen.

50.

Und so begann die Königin zu sprechen:
„Wol hast du schlimm dein leichtes Herz bewacht;
Drum klage nicht, wenn sich die Gluten rächen,
Die du ja selbst verwegen angefacht.
Der Knabe dort, der deine stillen Schwächen
So deutlich mir und dir so theuer macht,
Der Sünde Preis, der wechselnd dein Gewissen
Erweckt und täuscht, er sei dir jetzt entrissen.

51.

Und so wie du mit ordnungslosem Streben
Dir einen Herrn aus niedrem Kreis erwählt,
So lieb auch er ein fremdgeartet Leben,
Das träumend nur ein stummer Geist beseelt;
Und eher nicht sei dir die Schuld vergeben,
Bis er versöhnt, was du im Wahn gefehlt,
Und durch die Kraft der reichen Brust nach oben
Das, was er liebt, zu seinem Kreis erhoben."

52.

Als so die Fee den dunkeln Spruch verkündet,
Umschlingt sie auch den zarten Knaben schon,
Der weinend sich in ihren Armen windet,
Und steigt zurück auf ihren Wolkenthron.
Die Lüftchen wehn, der leichte Wagen schwindet,
Schon ist das Kind Ianthens Blick entflohn;
Nichts bleibt ihr jetzt von ihren Freuden allen
Als jener Kranz, der ihm im Fliehn entfallen.

53.

Und tiefbetrübt, versenkt in düstres Schweigen,
Mit hartem Stahl statt weichen Schmucks geziert,
Muß weinend jetzt der Held das Schiff besteigen,
Das ihn so froh an diesen Strand geführt.
Die Seufzer nur, die feuchten Blicke zeigen,
Was er mit ihr, was sie mit ihm verliert;
Doch keiner will mit lauten Trennungsklagen
Des Himmels Zorn noch mehr zu reizen wagen.

54.

O bittres Loos! Wol hab ich nie beim Scheiden
So tiefes Weh, so harten Zwang gewußt,
Als selbst den Trost des letzten Worts zu meiden,
Den letzten Laut der tiefbeklemmten Brust.
Und mischen auch sich alle jetzgen Leiden
In solchem Wort mit aller frühern Lust,
Ich zagte nicht, es muthig auszusprechen,
Sollt auch im Kampf mir rasch das Herz zerbrechen.

55.

Ihr grünen Höhn, ihr Quellen und ihr Haine,
Ihr weichen Au'n, ihr Blumen zart und licht,
Ihr spielt so froh im hellen Sonnenscheine
Und fühlt den Schmerz der holden Herrin nicht!
Jetzt sucht sie nur ein Herz, das mit ihr weine,
Ein dunkler Flor verhüllt ihr Angesicht;
Nicht wagt ihr Blick auf jene sel'gen Auen
Auch einmal nur im Fliehn zurückzuschauen.

56.

Und sie begann durch manches Land zu fahren,
Und wo ihr Aug' ein zartes Kind erkannt,
Das sie an Reiz, an Freundlichkeit, an Jahren,
An Namen nur dem ihren ähnlich fand,
Da sah man sie nicht Macht noch Liebe sparen,
Und glücklich ward ein solches Kind genannt.
Stets schien es ihr bei ihren reichsten Gaben,
Sie gäb es ihm, dem fernen, theuren Knaben.

57.

Doch wenn auch rings, wie Blumen das Gefilde,
Manch holdes Kind die reiche Erde trug,
Doch schien ihr keins so reizend wie Clotilde,
So freundlich keins, und keins so fromm und klug.
Wie hing sie gern an jenem zarten Bilde,
Worin das Herz so rein und friedlich schlug!
Wie sprach sie oft mit süßen Schmeicheltönen:
„Nur lieben kann ich dich, doch nicht verschönen!"

58.

Als nun der Krieg Astolfs Gebiet bedräute,
Da zagte sie, daß jener wilde Brand
Ein rauhes Loos der Lieblichen bereite,
Die kaum enthüllt in zarter Blüte stand.
Drum gab sie gern dem Liebling das Geleite
Zur fernen Fahrt in ihres Freundes Land,
Um sicher dort beim nahen Wettergrauen
Ihr Theuerstes dem Theuren zu vertrauen.

59.

Was Beide jetzt beim Wiedersehn empfunden,
Wie trauernd sie der schönern Zeit gedacht,
Wie heiß der Schmerz der kaum vernarbten Wunden
In ihrer Brust von Neuem aufgewacht —
Dies trübe Bild verblühter Liebesstunden,
Das male Der, dem Lieb und Freude lacht;
Ich, den so lang schon gleiche Schmerzen quälen,
Vermag es nicht, so Bittres zu erzählen.

60.

So war Clotild' in jenes Schloß gekommen,
So schwanden dort zwei Jahr' ihr schon vorbei;
Im vollen Glanz war jetzt ihr Reiz entglommen,
Und um sie war und in ihr Licht und Mai.
Noch hatt' ihr Herz von Liebe nie vernommen,
Und wußte nicht, wie süß das Weh oft sei.
Mag kleinres Glück auch manchen Schmerz uns sparen,
Doch ist es süß, das größte zu erfahren.

Zweiter Gesang.

1.

Wie eine Ros', am frühen Tag entsprossen,
Vom Thau gekühlt, mit scharfem Dorn bewehrt,
Vom zarten Kranz der Blätter dicht umschlossen,
Ein stolz Vertraun im keuschen Busen nährt,
Doch traurig bald, wenn mit den goldnen Rossen
Der Sonnengott am Himmel höher fährt,
Im fernen Strahl, der ihren Dorn nicht achtet,
Den Thau verzehrt, das Grün durchdringt, verschmachtet:

2.

So wähnt auch Ihr, holdselge, zarte Frauen,
So lang Euch noch kein stärkrer Reiz bewegt,
Ihr dürftet kühn auf jenen Stolz vertrauen,
Den Ihr im Geist, doch nicht im Herzen hegt.
Doch läßt nicht stets der Kühne kühn sich schauen;
Ein Steinchen hat oft weit den See erregt,
Und Blumen sind's, die Amors Taubenwagen
Im tiefsten Kelch gar still verborgen tragen.

3.

Einst kam der Tag, wo Ilios, die hehre,
Wo Priamus und sein Geschlecht versank,
Und schwache List vollzog, was nicht dem Speere
Des Göttersohns, nicht seinem Zorn gelang.
Ein Blick, ein Wort, ein Seufzer, eine Zähre,
Ein Nichts ist oft des Gottes stärkster Zwang.
Die ruhig lacht, wenn sie dein Herz gebrochen,
Bebt zärtlich oft, wenn dich ein Dorn gestochen.

4.

Drum mein' ich auch, es müsse nie verzagen,
Wer einmal sich solch schönes Ziel gesteckt.
Die Tulpe blüht schon in den frühsten Tagen,
Die Rose schläft, bis heißre Glut sie weckt.
Wol sollt ich kaum euch zu belehren wagen,
Den selbst so lang die Hoffnung schon geneckt;
Doch darf ich mir die eignen Leiden wählen,
So wähl' ich die, die mich mit Anmuth quälen.

5.

Solch süßes Leid, solch banges Liebessehnen
War auch Janthens Liebling zugedacht;
Und zag ich auch, benetzt mit leisen Thränen,
Den Blick zu sehn, der jetzt so friedlich lacht,
So weiß ich doch, daß sie den Reiz verschönen,
Wie köstlicher den Stein sein Wasser macht.
Auch sieht man nur bei sonnigen Gewittern
In lauer Luft den Regenbogen zittern.

6.

Dort, wo ein Bach, von weichem Grün umgeben,
Den nahen Hain vom Königsgarten schied,
Sah man, bekränzt mit zartverschlungnen Reben,
Vom reichen Schmuck der bunten Wies' umblüht,
Ein Hüttendach am Hügel sich erheben,
Das fast verschämt des Tages Helle mied,
Als ob es still mit seiner grünen Decke
Ein lauschend Aug', ein liebend Herz verstecke.

7.

Doch frühe, wenn von ihren Rosenschwingen
Den ersten Thau die Morgenröthe goß,
Und wenn die Stern' auf nächtgen Pfaden gingen
Und längst der Schlaf die müden Blumen schloß,
Begann von dort ein süßes Lied zu klingen,
Das durch den Hain wie Duft und Dämmrung floß,
Als ob, geweckt von holder Waldeskühle,
Ein Elfe dort mit Laub und Wellen spiele.

8.

Und hob auch stets in neuen Sangesweisen
Sich wandelbar das zarterfundne Lied,
Wie man die Bien' um manche Blume kreisen,
In manchem Glanz die Welle spielen sieht,
Doch schien es nur ein einz'ges Bild zu preisen,
Wie mancher Zweig aus Einem Keim entblüht,
Und konnte man auch leicht die Züg' erkennen,
Es wollte nie den süßen Namen nennen.

9.

Alpino ists, der Sänger zarter Lieder,
Der dort ins Spiel der hellen Harfe greift,
Seit Amor jüngst von goldenem Gefieder
Sein süßes Gift ihm in die Brust geträuft.
Er hatte sonst beweglich hin und wieder
Mit leichtem Sinn die weite Welt durchstreift,
Bis endlich hier ein zärtliches Verlangen,
Ein holder Traum den flücht'gen Gast gefangen.

10.

Denn als er jüngst im heißen Sonnenbrande
Schon manche Stund' auf irrem Pfade ging,
Und freundlich jetzt an jenes Baches Rande
Der kühle Hain den Schmachtenden umfing,
Da jagte jenseits grad am bunten Strande
Clotilde sich mit einem Schmetterling.
Wol mochte jetzt das zarte Kind nicht meinen,
Als sie ihn fing, sie fange zwei für Einen.

11.

Bezaubert lag, versteckt von dichten Bäumen,
Alpino da mit glühndem Angesicht.
Wol wähnt' er erst, aus seinen wachen Träumen
Entfalte sich dies liebliche Gedicht;
Denn oft schon sah sein Auge Blumen keimen
Und Früchte glühn, und Andre sahn sie nicht:
Doch fühlt' er bald, solch zartes, frisches Leben
Vermöge nie der schönste Traum zu geben.

12.

O armes Herz, wie bist du schlimm betrogen!
Wie hat so falsch mit listigem Bemühn
Dich Amors Hand zu diesem Ort gezogen,
Der dir so hold, so kühl, so friedlich schien!
Geschosse sind und Flammen diese Wogen,
Ein offnes Netz ist dieses zarte Grün!
Wol würdest du jetzt fern im heißen Sande
Viel kühler ruhn als hier am weichen Strande!

13.

Schon sinkt das Bild der Freundlichen, der Schönen
Ihm holder stets und tiefer ins Gemüth.
Sie ist sein Glück, sein Schmerz, sein Trost, sein Sehnen
Sein Denken, sein Gebet, sein Traum, sein Lied.
Von ihr allein darf Wald und Wiese tönen,
Da ja für sie nur Wald und Wiese blüht.
O süßer Trug, wen nie dein Netz umwunden,
Hat nie den Duft der Rose ganz empfunden!

14.

Jetzt ließ Alpin das stille Hüttchen bauen,
Das dort versteckt am grünen Hügel steht.
Er will nur fern die holde Herrin schauen,
Nur athmen, wo ihr süßer Athem weht;
Und wenn sie jetzt, umringt von ihren Frauen,
Durch's dunkle Grün der duftgen Schatten geht,
Dann fühlt er, daß nichts Eignes ihm geblieben;
Denn Blick und Wort und Herz und Geist sind drüben.

15.

Doch saß auch sie, die jenen ganz gefangen,
Jetzt häufiger am kühlen Wiesenbach.
Oft hing ihr Blick mit heimlichem Verlangen
An jenem Hain, an jenem stillen Dach.
Die Lieder, die von dort herüberklangen,
Sie hallten tief in ihrem Herzen nach;
Sie hätte gern, wie lieblich auch das Wehen
Der Töne war, den Sänger selbst gesehen.

16.

„Wer wohnt doch wol in jenen grünen Hecken?"
So sann sie oft und wiegte sanft ihr Haupt.
„Ich such' umsonst im Haus ihn zu entdecken,
Weil gar zu dicht der Wein die Thür umlaubt.
Er wird sich doch nicht gar aus Furcht verstecken,
Weil er vielleicht sich arm, sich häßlich glaubt?
Ich bin gewiß, es kann so süßes Singen
Aus holdem Mund, aus reicher Brust nur klingen.

17.

Man pflegt doch sonst nach Mädchen wol zu sehen;
Ergötzt man sich doch auch an Kranz und Strauß:
Allein wie viel auch hier im Garten gehen,
Nicht einmal schaut sein Blick zu uns heraus.
Zwar kann er leicht, was draußen ist, verschmähen.
Noch sah ich nie solch freundlich stilles Haus;
Auch sind mir längst die Blumen dort im Grünen
Viel reizender als unsre hier erschienen.

18.

Und jenes Lied und jene süßen Klagen,
Wen meinen sie? wo weilt dies holde Bild?
Er könnt' uns doch auch wol den Namen sagen;
Gern nennen wir, was ganz die Seel' uns füllt.
Und die er liebt, sie kann ihn doch nicht fragen:
„„Bin ich es, der dies süße Singen gilt?""
Besorgt er wol, sie möcht' es zürnend hören?
Und gält es mir, wie könnt' ich's ihm denn wehren?"

19.

So sann sie oft. Und wie aus dunkeln Bäumen
Sich ungesehn ein Säuseln oft erhebt,
Von dessen Hauch, noch halb in nächtgen Träumen,
Der zarte Kelch der Blumen flüsternd bebt,
Wenn leise schon mit rosiggoldnen Säumen
Vom nahen Licht der Himmel sich umwebt:
So schien Clotilden dann ein dunkles Ahnen
In tiefer Brust an schönres Glück zu mahnen.

20.

Und als ihr jetzt der Sinn der holden Töne
Stets klarer ward im träumenden Gemüth,
Als nach und nach ihr eignes Herz die Schöne,
Wofür das Lied Alpino's klang, errieth,
Als ihr im Blick die erste leise Thräne
Des süßen Wehs verstohlen aufgeblüht:
Da fühlte sie, daß in der tiefen Seele
Das Schönste sich am längsten oft verhehle.

21.

Und in der Lust und in der Liebe Prangen
Erschien die Welt ihr jugendlich und neu.
Jetzt wußte sie, was Quell und Vögel sangen,
Daß mehr als Licht und zartes Grün der Mai,
Daß Glück und Schmerz und Hoffnung und Verlangen
In jedem Halm, in jeder Blume sei.
Nur Liebe kann dem Herzen Kunde geben,
Es wohn' ein Geist, ein Gott in allem Leben.

22.

Allein wie oft an aufgeblühten Zweigen
Die Knospen, die zum Lichte sonst geblickt,
Ihr schüchtern Haupt jetzt tief zur Erde neigen
Und zagend scheun, was sie belebt und schmückt,
So zittert auch die Liebe, sich zu zeigen,
Und meidet bang, was heimlich sie beglückt.
Die Lust erst treibt zum Ringen und zum Wagen,
Die Liebe spricht durch Schweigen und Versagen.

23.

So mied auch jetzt Clotild' im zarten Bangen,
Was doch so süß, so lieblich ihr erschien,
Und mocht auch bunt der Bach von Blumen prangen,
Sie mußten spät und ungepflückt verblühn.
Doch wenn von fern Alpino's Lieder klangen,
Dann lauschte sie verhüllt vom dichten Grün,
Und heimlich stahl ihr Blick sich durch die Hecke,
Ob immer noch der Sänger sich verstecke.

24.

Doch trauernd saß, um jedes Glück betrogen,
Alpino jetzt verlassen und allein.
Wie schien ihm jetzt der blaue Himmelsbogen
So dicht umwölkt, die Flur so arm zu sein!
Wie bang erscholl sein Lied, wie klagend zogen
Die Töne jetzt hernieder durch den Hain!
Wie lagen Thal und Hügel rings in Frieden,
Und nur von ihm war alle Ruh' geschieden!

25.

Und ihn, der sonst so schüchtern sich verborgen,
Ihn reizte jetzt sein stilles Haus nicht mehr.
Bald irrt' er ohne Rast vom frühen Morgen
Bis in die Nacht durch Wald und Wies' umher,
Bald lag er still, versenkt in bittre Sorgen,
Am hellen Bach und seufzte tief und schwer,
Bald sah man ihn auf hohen Felsen stehen,
Um rings von dort den Garten zu durchspähen.

26.

Einst setzt' er sich an jene holde Stelle,
Wo ihm zuerst das theure Bild erschien,
Und träumend warf er Blumen in die Welle,
Und sah sie rasch im leichten Strudel fliehn.
„Du spielend Kind," so sprach er, „klare Quelle,
Du hast zugleich mir Glück und Leid verliehn;
Doch will ich gern mit holden Blütenkronen
Im langen Schmerz die kurze Lust dir lohnen."

27.

So rief er aus. Doch jene, die, umgittert
Vom dichten Grün, dem Spiele zugeschaut,
Sie fühlt sich tief von seiner Klag' erschüttert,
Sie athmet schwer, rasch klopft ihr Herz und laut.
Mit mildem Blick, worin die Thräne zittert,
Tritt sie hervor, erröthend wie die Braut;
Vergebens will ihr Antlitz sich verhehlen,
Ihr banger Fuß weiß nicht den Pfad zu wählen.

28.

Sie steht verschämt am weichen Ufermoose,
Sie hebt die Hand, sie wiegt das Haupt, sie sinnt,
Dann lächelt sie und bricht die schönste Rose,
Der Liebe Bild, des Lenzes jüngstes Kind,
Und wirft sie sanft ins liebliche Gekose
Der hellen Flut, die zu ihm niederrinnt.
Verstohlen scheint ihr Blick dem Quell zu sagen:
„Geh, meinem Freund dies Pfand hinabzutragen!"

29.

Und ob sie auch das Ufer längst verlassen,
Eh' Well und Wind den Raub hinüberwehn,
Jetzt kann sein Herz dies einz'ge Glück nur fassen,
Sein freud'ger Blick dies einz'ge Bild nur sehn;
Und sollt' er auch in dieser Stund' erblassen,
Das Leben scheint, doch auch der Tod, ihm schön.
O Stern der Dämmrung, erste Gunst der Liebe,
O wenn doch mehr als nur dein Traum uns bliebe!

30.

Ja, selig ist's, in jenem Rausch zu sterben,
Wozu den Kelch ein Gott nur Einmal beut!
Wenn sich im Lenz die Bäum' am höchsten färben,
Hat Eine Nacht die Blüten bald zerstreut.
Auf Flügeln naht dem Glück sich das Verderben,
Das tauschend dann dem Glück die Flügel leiht.
Nach Stunden zählt die Lust, der Schmerz nach Jahren;
Das sollt' auch jetzt Alpino's Herz erfahren.

31.

Denn kaum ist jetzt in ihres Schlosses Hallen
Mit raschem Schritt Clotilde heimgekehrt,
Da sieht man bunt das Meer von Segeln wallen,
Am Ufer wird ein freudger Lärm gehört:
Schon nahen sich der Burg Astolfs Vasallen,
Wo gnädig sie der Gruß des Königs ehrt.
Erloschen ist des Krieges wildes Lodern,
Der Vater schickt, die Tochter heimzufodern.

32.

Kaum kann der Fürst zur Trennung sich entschließen,
Die plötzlich ihm die holde Tochter raubt,
Doch läßt sie selbst noch heißre Thränen fließen,
Und nicht aus Lust, obgleich es Jeder glaubt.
Ihr Mund vermag die Boten kaum zu grüßen,
Sie sinnt und neigt ihr stillerbleichend Haupt.
Wie reichen Schmuck ihr auch der Vater sendet,
Sie wähnt dafür ihr ganzes Glück verpfändet.

33.

Und sehnt sie auch zu jenem theuren Greise,
Zu ihrer Mutter lang entbehrtem Blick,
Ins Vaterhaus und in die fernen Kreise
Der freundlichen Gespielen sich zurück,
Doch zittert sie vor dieser weiten Reise;
Denn näher wohnt ihr jetzt das liebste Glück.
Ach, statt des Meers trennt jetzt mit schmalem Strande
Ein Bach sie nur vom holden Vaterlande!

34.

Doch stillverschämt in ihres Herzens Grunde
Verschleiert sie mit zartem Sinn das Leid.
Und ach, schon naht, schon schlägt die bittre Stunde,
Der Bote ruft, die Führer stehn bereit!
Ach, keinen Wink, kein Wort aus scheuem Munde
Vergönnt dem Freund zum letzten Gruß die Zeit!
Die Winde wehn, die weißen Segel schwellen;
Schon schwimmt das Schiff dahin auf raschen Wellen.

35.

O du, der dort jetzt hinter grünen Ranken
So sorgenlos in stiller Hütte sitzt
Und sanft im Spiel mit freundlichen Gedanken
Auf seinen Arm die glüh'nde Wange stützt,
Ach, mahnt dich nicht der Zweige lindes Schwanken,
Der Thau, der rings wie helle Thränen blitzt?
Ach, singen nicht der Vögel leise Lieder
Dir bang ins Ohr: „Sie flieht und kehrt nicht wieder!“

36.

Du merkst es nicht in süßen Phantasieen,
Indeß dein Lied mit jener Rose spricht.
Sie ist dein Glück, dein Sorgen, dein Bemühen
Bei später Nacht, bei frühem Morgenlicht;
Im Schlummer selbst, wo alle Bilder fliehen,
Entschwindet nur dies einz'ge Bild dir nicht.
Wol hast du recht, dies zarte Pfand zu lieben;
Nichts ist dir sonst von allem Glück geblieben.

37.

Doch als nun Tag', als Wochen hingegangen,
Als Einmal schon der Mond den Kreis durchlief,
Und spät und früh Alpino's Lieder klangen
Und keins hervor die süße Freundin rief:
Da regte sich von Neuem das Verlangen,
Das wie ein Kind nur leis auf Blumen schlief.
Ach, jede Gunst der Liebe gleicht dem Blinken
Des kühlen Thaus, den bald die Strahlen trinken.

38.

Und als er jetzt den dunklen Ruf vernommen,
Der spät sich erst zu seiner Hütte fand,
Schon lange sei ein schnelles Schiff gekommen
Von fremdem Bau, mit fernem Volk bemannt,
Und scheidend sei sein Glück dahingeschwommen
Durch's wilde Meer ins weite Morgenland:
Da fühlt er tief mit mancher bittern Zähre,
Daß stets die Lieb' auch leise Hoffnung nähre.

39.

O, nahte doch in diesen dunkeln Tagen
Dem Trauernden ein Freund sich ernst und mild,
Um treu mit ihm zu weinen und zu klagen,
Bis Thrän' und Schmerz ihr reiches Maß gefüllt!
Verlassen muß der Arme jetzt verzagen,
Und Keiner weiß, wem sein Verzagen gilt;
Der heitre Muth, das Bild der schönern Stunden,
Die Hoffnung selbst ist treulos ihm entschwunden.

40.

Nur Einer bleibt und will ihn treu begleiten;
Das ist der Gott, der ihm das Lied verliehn.
Er kann allein die Bilder freundlich deuten,
Die düster jetzt um seine Seele ziehn;
Und wie ums Meer sich zarte Nebel breiten
Und Blumen oft an harten Felsen blühn,
So weiß er mild das Rauhe zu verstecken
Und selbst im Schmerz ein Lächeln aufzuwecken.

41.

Du holde Kunst melodisch süßer Klagen,
Du tönend Lied aus sprachlos finsterm Leid,
Du spielend Kind, das oft aus schönern Tagen
In unsre Nacht so duft'ge Blumen streut,
Ach, ohne dich vermöcht' ich nie zu tragen,
Was feindlich längst mein böser Stern mir beut!
Wenn Wort und Sinn im Liede freundlich klingen,
Dann flattert leicht der schwere Gram auf Schwingen.

42.

Nicht länger kann Alpino dort verweilen,
Wo er das Glück gefunden und verlor;
Verletzend droht mit tausend scharfen Pfeilen
Aus jeder Blum' Erinn'rung dort hervor.
Die Ferne nur kann solche Wunden heilen,
Verschwimmt doch Berg und Thal in ihrem Flor;
Wol mag sie auch das rauhe Bild der Leiden
In weichre Form, in mildre Farben kleiden.

43.

Schon wandert er, die Harf' in treuen Händen,
An seiner Brust die Ros' und all sein Glück,
Schon will der Pfad sich um den Hügel wenden,
Und hinter ihm sinkt tief das Thal zurück.
Noch einen Gruß muß er hinübersenden.
Noch eine Thrän' und nun den letzten Blick.
Ein Leben schließt, ein andres liegt ihm offen,
An Wünschen reich, doch ach, wie arm an Hoffen!

44.

So zog er nun auf ungewählten Pfaden
Durch Wies' und Wald und Höhn, hinab, hinauf;
Nicht hielt das Meer mit brausenden Gestaden,
Die Wüste nicht den irren Wandrer auf.
Wo Abends sich die Sonnenrosse baden,
Wo früh der Gott sie lenkt zum neuen Lauf,
Durch Stadt und Feld, durch Schlösser und durch Hütten
Trieb Lieb' und Schmerz ihn fort mit raschen Schritten.

45.

Oft muß zum Mahl die wilde Frucht ihm dienen,
Zur Labung oft der kühle Felsenbach;
Sein nächtlich Bett schwoll unter ihm im Grünen,
Und oben wob im Grünen sich sein Dach,
Dort ruht' er aus, wenn spät die Sterne schienen,
Sein Auge schlief, doch blieb sein Kummer wach,
Und selbst der Traum, der sonst mit süßen Lügen
Die Sorgen täuscht, ihn will er nicht betrügen.

46.

Doch da so oft mit zärtlichem Verweilen
Sein feuchter Blick an jener Rose hängt,
Beginnt sie auch im Traum sein Herz zu theilen,
Daß oft ihr Bild Clotilden fast verdrängt.
Auch schmeichelt ihm der süße Wahn zuweilen,
Sie hab' in ihr sich selber ihm geschenkt,
Und lieblich nah' in mitternächtger Stille
Ihr Geist ihm jetzt in jener zarten Hülle.

47.

Auch lächelt ihn in leichtbewegten Quellen
Durch Rosen oft ihr sanftverschwebend Bild,
Die näher stets der Holden sich gesellen,
Bis zartes Grün die Glieder ganz umhüllt;
Und während noch zum Kuß die Lippen schwellen,
Hat üppig sich die Knospe schon gefüllt,
Und lieblich wallt der Worte süßes Klingen,
Nur fühlbar noch auf duft'gen Geisterschwingen.

48.

Und kaum noch kann sein zweifelnd Herz erkennen,
Ob er die Ros', ob er Clotilden liebt.
Wie sollt' er auch die holden Bilder trennen,
Da einzeln ihn ein jedes nur betrübt?
Auch weiß sein Lied die Liebste jetzt zu nennen,
Weil ihm ihr Bild den süßen Namen gibt.
So wandert er, mit zarterfundnen Weisen
Im holden Preis der Rose sie zu preisen.

49.

Und wenn er oft in königlichen Hallen
Beim hellen Mahl die goldnen Saiten schlägt,
Dann läßt er laut die glüh'nde Sehnsucht schallen,
Den tiefen Schmerz, den er im Busen hegt,
Und Seufzer wehn und stille Thränen fallen,
Wohin der Klang des Liedes Strahlen trägt.
Doch ohne Stolz verschmäht er Gunst und Gabe
Und neigt sich still und greift zum Wanderstabe.

50.

Doch wenn ihn dann im spätern Abendglanze
Ein kühler Hain, ein fernes Thal umringt,
Und holder noch sein Lied zum leichten Tanze,
Zum zarten Spiel der Hirten dort erklingt,
Dann schmückt er gern sich mit dem frischen Kranze,
Den ihm zum Lohn die schönste Hirtin bringt,
Und wünscht ihr still: „Daß nie dein Herz dir deute,
Was jetzt dein Ohr mit flücht'gem Klang erfreute!"

51.

Schon flog der Ruhm der Einzigen, der Schönen,
Von Stadt zu Stadt und weit von Land zu Land.
Wol schien's, als sei mit Amors Bogensehnen
Das Saitenspiel Alpino's jetzt bespannt;
So wurden rings auf jenen süßen Tönen
Viel bittre Pfeil' in manches Herz gesandt,
Und wenn sein Leid den Sänger fortgetrieben,
War hinter ihm ein gleiches Leid geblieben.

52.

So sah er längst ein Jahr vorübergehen,
Seit er hervor aus seiner Hütte trat,
Da irrt er einst durch dunkle Felsenhöhen
Im fremden Land auf ungebahntem Pfad;
Und als er jetzt bei frühem Morgenwehen
Dem steilen Haupt der Berge sich genaht,
Da lag, durchströmt von silbernen Gewässern,
Ein Land vor ihm mit Städten, Au'n und Schlössern.

53.

Auf einer Wies' in einem schönen Garten
Stand eine Burg aus weißem Marmorstein,
Und wenn auch hoch auf Zinnen und auf Warten
Und vor dem Thor in dichtgedrängten Reihn
Viel Ritter dort und edle Knappen harrten,
Sie schienen nicht zum Kämpfen dort zu sein;
So festlich war mit Ketten und mit Spangen
Die helle Schaar bekleidet und behangen.

54.

Doch vor dem Schloß, wo schattig, weich und eben
Die Wiesenflur durchs grüne Thal sich wand,
War weit umher aus seidenen Geweben
Ein bunter Kreis von Zelten ausgespannt.
Wie sah man rings die leichten Wimpel schweben,
Wie leuchteten vom Golde Knopf und Rand!
Nach ihrem Schmuck, nach ihren Farben schienen
Drei Fürsten sie zur Sommerlust zu dienen.

55.

Und drinnen war ein Wallen und ein Wogen
Und dehnte sich das ganze Thal entlang,
Und schöne Fraun und edle Ritter zogen
Durch Wies' und Wald bei süßem Hörnerklang;
Und wenn auch rings zu manchem Ehrenbogen,
Zu manchem Kranz sich Blüt' und Grün verschlang,
Doch schien das Gold, der Edelsteine Funkeln
Das helle Grün, die Blüten zu verdunkeln.

56.

Als nun schon lang auf dieses bunte Prangen
Vom hohen Berg der Sänger hingeblickt,
Kommt aus dem Wald ein junger Hirt gegangen,
Mit frischem Laub und Kränzen ausgeschmückt.
Ihn fragt Alpin mit staunendem Verlangen,
Welch frohes Fest man dort im Thal beschickt,
Und, um nicht lang den Pfad zu unterbrechen,
Beginnt der Hirt das rasche Wort zu sprechen:

57.

„Gefällt es dir mit mir hinabzugehen,
So wirst du leicht noch schönre Dinge schaun,
Und während dann der Pfad uns von den Höhen
Hinunterführt in jene grünen Au'n,
Erzähl ich dir, was jüngst ich selbst gesehen;
Drum magst du wol auf meine Worte traun.
Sonst wähnt man leicht, weil seltsam die Geschichte
Dem Hörer klingt, daß sie ein Schalk erdichte."

58.

Gern will Alpin das Abenteuer hören,
Und Beide gehn, indeß der Hirt beginnt:
„Der reiche Fürst, den diese Länder ehren,
Erzog ein einz'ges wunderschönes Kind.
Zwar wollte man in unserm Dorfe schwören,
Ein Jeder werd' in ihrer Nähe blind,
Doch wähn' ich, dies ist so nur zu verstehen:
Wer sie gesehn, der mag nichts Andres sehen.

59.

Schon war sie wol ein Kind von achtzehn Jahren,
Als sie, nach langer Reis' ihm doppelt werth,
Und fromm und klug, wie sie hinweggefahren,
Und schöner noch ins Land zurückgekehrt.
Da kamen nun die großen Herrn in Schaaren,
Weil alle Welt von ihrem Reiz gehört,
Und Könige, ja Kaiser selbst, erschienen,
Der holden Jungfrau ritterlich zu dienen.

60.

Hätt' ich nur all die hellen Diamanten,
Das lichte Gold, die Perlen groß und schwer,
Die täglich ihr umsonst die Freier sandten
(Denn Gaben bot und nahm sie nimmermehr),
Wol gingen mir dann Diener und Trabanten,
Und nicht mehr ich der Heerde hinterher.
Doch Alles will sich nicht für Alle schicken;
Drum kann ich jetzt mit Blumen nur mich schmücken.

61.

Wol wurde viel der Herrscherin zu Ehren
Gespielt, getanzt, geritten und turniert,
Bis endlich uns, des Landes Ruh zu stören,
Ein böses Glück drei Kaiser zugeführt.
Der eine herrscht, wo sich in fernen Meeren
Der Indus hier, der Ganges dort verliert;
Der zweite kam von Taprobana's Strande;
Der dritte war aus Saba's duft'gem Lande.

62.

Mit einem Heer von wilden Kriegesleuten
War jeder Fürst zum Schutz und Trutz umringt,
Als meinten sie mit Schwertern zu erstreiten,
Was nie Gewalt, was Liebe nur erzwingt.
Wie weit ins Land die Heerden sich verbreiten,
Wenn uns der Mai die jungen Lämmer bringt,
So glänzte rings in diesem stillen Thale
Der Helm am Helme jetzt, der Stahl am Stahle.

63.

Doch wie es ihr schon früher ging mit Allen,
So wollt' auch jetzt, da diese Werbung kam,
Kein Einziger der Kaiser ihr gefallen,
Was minder uns, als diese Wunder nahm.
Sie mochte gern im tiefsten Haine wallen,
Und nährte still, so schien's, verborgnen Gram;
Auch sang sie oft halbträumend fremde Lieder
Und seufzte dann, und sang sie immer wieder.

64.

Nicht härter ward ihr Herz und nicht gelinder,
Ob Jeder auch nach bester Kraft sich müht',
Wie thöricht oft ein Haufen kleiner Kinder
Der Iris folgt, die durch die Wolken flieht.
Dies Spiel verdrießt den stolzen Herrn der Inder,
Der heißer noch als seine Zone glüht,
Und was ihm Recht und Sitte nicht erlauben,
Beschließt er bald mit frecher Macht zu rauben.

65.

Er hatte sich den Tag dazu ersehen,
Wo jährlich man ihr Wiegenfest beging.
Man tanzte dann auf jenen Wiesenhöhen,
Man ritt und focht und sprang und stach den Ring;
Auch durfte man im Garten sich ergehen,
Der glänzend dann voll bunter Lampen hing,
Und wo, geschmückt mit einer goldnen Krone,
Die Schöne saß auf reichgewirktem Throne.

66.

Allein wie schlau er auch die Zeit erkoren,
Wie Alles auch des Räubers Wunsch entspricht,
Er täuschte doch den Taprobaner Mohren,
Den braunen Herrn von Saba's Fluren nicht.
Dem Argwohn dient die Sorge statt der Ohren,
Das Fünkchen wird der Eifersucht ein Licht;
Und Jeder denkt: Laß ihn das Spiel beginnen!
Was er gewagt, kannst du vielleicht gewinnen.

67.

So rüsten sich nun alle Drei verstohlen,
Und jeder schleicht auf unbetretnem Pfad
Mit seinem Heer, vom dichten Hain verhohlen,
Sich leis' heran zum schändlichen Verrath.
Da stehn sie nun und glühn wie heiße Kohlen,
Bis endlich sich die Abenddämmrung naht.
Sie alle sind vereint zu Einem Werke;
Doch keiner glaubt, daß ihn der andre merke.

68.

Als lieblich nun durch grüne Laubgehänge
Das irre Licht gleich bunten Blumen glüht,
Als spielend schon der Fittig süßer Klänge
Bald rauschend naht und bald verhallend flieht,
Und hier das Volk in freudigem Gedränge
Und einzeln dort in stillen Paaren zieht
(Denn braucht die Lieb auch nicht das Licht zu scheuen,
So mag sie doch im Dunkel gern sich freuen) —

69.

Da nahte sich bei lieblichem Gesange
Die Herrscherin dem zauberischen Hain.
Ein wenig trüb und bleich schien ihre Wange,
Doch mocht' es wol vom vielen Lichte sein,
Und schön geschmückt, mit sittsam stillem Gange,
Umringten sie viel zarte Jungfräulein;
Dann folgten Knaben, die die Schleppe trugen,
Und Sänger dann, die süß die Laute schlugen.

70.

Wol ist es schön, wenn auf den duft'gen Höhen
Der Frühling treibt in Gras und zartem Kraut,
Und bunt umher die tausend Blumen stehen,
Und aus dem Grün die rothe Beere schaut;
Doch ist die Ros' am schönsten anzusehen,
Die schüchtern glüht wie eine junge Braut
Und still sich schämt an ihren schlanken Zweigen,
Daß Alle jetzt auf sie nur sehn und zeigen.

71.

So schien auch sie auf ihrem Thron zu sitzen,
Von Duft und Glanz und Blüten hold umspielt,
Und wie des Nachts sich um die zarten Spitzen
Der Blumen oft ein leichtes Flämmchen stiehlt,
So sah man hell die goldne Krone blitzen,
Die schöngeschweift die krausen Locken hielt;
Ihr fein Gewand war silberhelle Seide,
Ihr Gürtel Gold und Perlen ihr Geschmeide.

72.

Doch während nun mit lieblichem Gesange
Der Sänger Chor die schöne Herrin ehrt,
Wird plötzlich rings von rauhem Waffenklange,
Von wüstem Lärm das holde Fest gestört.
Wie zischend oft die ungeheure Schlange
Mit weitem Schwung vom Baume niederfährt,
So brach, umringt von seiner wilden Horde,
Der Inder Fürst hervor zum Raub und Morde.

73.

Wie sollten wir, ein wehrlos schwacher Haufen,
Dem blanken Schwert der Krieger widerstehn?
Wir konnten nichts als zittern und entlaufen;
Wer denkt vom Wolf ein Lamm zurückzuflehn!
Schon wähnt der Feind den Sieg um Nichts zu kaufen,
Da läßt sich ihm ein kühner Gegner sehn;
Denn plötzlich nahn den hohen Gartenthoren
Zum wilden Kampf die Taprobaner Mohren.

74.

Und während kaum die Schaaren nun zum Streite
Das Schwert gezückt, den scharfen Speer gesenkt,
Kommt Saba's Heer von einer andern Seite
Gleich einem Sturm lautrasselnd angesprengt.
So kämpfen nun drei Räuber um die Beute,
Und jeder sieht von zweien sich bedrängt;
Der Waffen Klang, der Stimmen fremdes Schallen
Läßt weit umher Gebirg und Thal erhallen.

75.

Doch plötzlich schwieg das wilde Drohn und Toben,
Der laute Hain ward stiller als ein Grab,
Durch dunkle Nacht schwamm wunderbar von oben,
Wie ein Gewölk, ein leichter Kahn herab,
Und drinnen saß, von Mondenglanz umwoben,
Die schönste Fee mit goldnem Zauberstab;
Den schwang sie hoch in ihren zarten Händen,
Und Blitze schien sein Schwung umherzusenden.

76.

Wol kannten wir die freundlichste der Feen,
Weil wir so oft im Wald und Wiesengrün
Sie mit dem Kind des Königs einst gesehen,
Das frühe schon ihr einz'ger Liebling schien;
Drum wagten wir's auch jetzt hinzuzugehen,
Seit ihre Näh' uns neuen Muth verliehn,
Und als wir scheu durch Zweig' und Hecken spähten,
Da war sie grad' aus ihrem Kahn getreten.

77.

Nun war es wol der Mühe werth zu schauen,
Wie irr und wirr hier Alles lag und stand:
Der schwang den Speer, ein Andrer schien zu hauen,
Ein Dritter hielt die Bogenschnur gespannt;
Der sprang hervor, und Jenem schien zu grauen;
Den sah man schrei'n, wenn auch die Stimm' ihm schwand,
Denn so wie grad' ein Jeder sich befunden,
So stand er jetzt, als wär' er festgebunden.

78.

Schon hatt' indeß die Fee den Thron bestiegen
Und an ihr Herz das schöne Kind gedrückt,
Das halbbetäubt mit leisen Athemzügen
Zu ihr empor und dann zur Erde blickt.
So sah ich oft die zarte Lilie liegen,
Die früh im Hain der feuchte Sturm zerknickt.
Noch konnte sie vom Schreck sich nicht besinnen,
Da hört' ich so die schöne Fee beginnen:

79.

‚Was stürmt ihr hier so feindlich euch entgegen
Und füllt mit Haß der Liebe stillen Hain?
Kann euer Stolz den lauen Maienregen,
Den frischen Thau, den hellen Sonnenschein
Durch wildes Drohn und kühnen Zwang bewegen,
Gefild und Wald zu lichten, zu erfreun?
Der Pflicht nur kann das strenge Wort befehlen;
Die freie Gunst will selbst den Pfad sich wählen.

80.

Die Freiheit wird im Kampfe wol erstritten,
Dem Bösen wehrt des Guten tapfres Schwert;
Wer Fesseln liebt, dem ziemen zarte Bitten,
Und Holdes ist dem Frieden nur gewährt.
Drum laßt den Kampf, zu dem ihr hergeschritten
(Ein schönrer wird von eurem Muth begehrt),
Und daß ihr ringt mit treuerem Bemühen,
Soll meine Hand den Preis euch jetzt entziehen.

81.

Denn also steht im Schicksalsbuch geschrieben:
Der Rose gleicht dies jungfräuliche Bild,
Die lange schon ihr zartes Laub getrieben,
Bis liebend sich der duftge Kelch enthüllt.
Die Rose kann den hellen Strahl nur lieben,
Den leisen Thau, die Lüftchen lau und mild;
Bei solchem Gruß, bei solchem holden Walten
Wird auch dies Kind ihr reiches Herz entfalten.

82.

Dies ist der Spruch. Jetzt mögt ihr selbst ergründen,
Auf welchem Pfad ihr euch die Braut gewinnt.
Könnt ihr für sie so schöne Gaben finden,
Als Licht und Thau und leise Lüftchen sind,
So wird von ihr der stille Zauber schwinden,
Der heimlich schon durch ihre Glieder rinnt,
Um wunderbar des Schicksals dunklen Willen
Zugleich im Sinn und Bilde zu erfüllen.'

83.

So sprach die Fee. Und was wir jetzt gesehen,
Sah Keiner wol, so lang die Welt auch stand;
Denn leis umfloß ein grünes Nebelwehen
Das holde Kind, das nach und nach verschwand.
Kaum konnte man ihr Antlitz noch erspähen,
Zu Duft zerrann ihr seidenes Gewand,
Und drinnen schien's zu wirken und zu walten
Mit bunter Schwing' in mancherlei Gestalten.

84.

Schon sah man Zweig' und Blätter sich verweben,
Schon blickte scheu die Knosp' aus grünem Laub.
Die Krone, die der Herrin Stirn umgeben,
Umhüllte sich mit goldnem Blütenstaub;
Und muß als Thau die Perl' auch kürzer leben,
Was uns beseelt, wem schiene das ein Raub?
Nun wurde noch das Haar zum weichen Moose
Und vor uns stand die schönste Maienrose.

85.

Halb war vom Grün die Knospe noch umfangen
Und sah so scheu aus ihrem zarten Flor,
Als strebte sie mit zärtlichem Verlangen
Dem Lichte zu und dürfte nicht hervor.
So ist nun heut' ein Jahr vorbeigegangen,
Seit nichts an Form und Farbe sie verlor.
Kein Sturm versehrt, kein Frost, kein Hagelwetter
Den duft'gen Kelch, die ewig grünen Blätter.

86.

Doch Jene, die sich um den Raub geschlagen,
Sie merkten wol, als nun ihr Zauber schwand:
Nicht räthlich sei's, das Leben dran zu wagen,
Wo Nichts damit sich zu gewinnen fand.
Drum schwuren sie, sich friedlich zu vertragen
Und heimzuziehn ein Jeder in sein Land,
Bis sie vielleicht die schönen Gaben fänden,
Die nöthig sind, den Zauberbann zu enden.

87.

Und heute grad ist jene Zeit verschwunden,
Worüber sie beim Scheiden sich vereint.
Ob sie daheim die Gaben aufgefunden,
Das weiß ich nicht, wiewol es Jeder meint.
Wir werden selbst es sehn nach wenig Stunden,
Weil bald die Zeit der sichern Prob' erscheint.
Wenn diesen Berg die Abendstrahlen röthen,
Dann werden sie den Rosenhain betreten.

88.

Dies ist der Grund zu jenem freud'gen Feste,
Zu dem das Volk von allen Seiten zieht;
Auch nahten sich viel edle fremde Gäste,
Die früher selbst sich um den Preis bemüht,
Und unser Fürst bewirthet sie auf's Beste,
Und zweifelt nicht, daß heut' die Ros' entblüht."
So sprach der Hirt, und hatte kaum geschwiegen,
Da waren Beid' auch schon in's Thal gestiegen.

Dritter Gesang.

1.

Wie langsam nur die goldne Pomeranze,
Dein Pflegekind, zur saft'gen Reife schwillt,
Seit fünf Mal schon der Baum im Blütenglanze
Dein still Gemach mit süßem Duft gefüllt,
So, Herrin, keimt an unsres Lebens Kranze
Manch' Hoffen auf und schwindet ungestillt.
Wol können wir von gutem Glück schon sagen,
Will uns der Herbst auch Eine Frucht nur tragen.

2.

Drum ist es gut, nur Einen Wunsch zu hegen,
In dem vereint des Lebens Strahlen glühn;
Und sehn wir auch auf vielverschlungnen Wegen
Manch' Traumgebild vor unserm Aug' entblühn,
So laß uns thun, wie leichte Wandrer pflegen,
Die hier und dort im Schatten wol verziehn,
Doch munter bald entfliehn auf raschen Füßen,
Um Weib und Kind am Abend noch zu grüßen.

3.

Denn was man tief in einem reinen Herzen
Empfangen hat, erzogen und genährt,
Dem folge man durch Thränen und durch Schmerzen,
Durch Sturm und Nacht, durch Woge, Flamm' und Schwert.
Gefällt es auch den Göttern oft, zu scherzen,
Wenn Vieles wir und Thörichtes begehrt,
Dem edlen Wunsch, dem ungetheilten Streben
Wird gern zuletzt der Siegeskranz gegeben.

4.

Und muß ich selbst dies Wort auch Lügen zeihen,
Weil ohne Frucht mein treues Ringen blieb,
So werd' ich doch die Stunde nie bereuen,
Die mich hinaus in diese Wellen trieb.
Denn willst auch du mir keine Gunst verleihen,
So fand ich doch ein andres holdes Lieb',
Das, milder stets, je mehr dein Stolz mich kränkte,
Mir süßre Huld und reichre Gaben schenkte.

5.

So war's Alpin, dem Sänger, auch ergangen,
Dem, seit das Glück ihn trügerisch verließ,
Gar hold gepflegt von Wehmuth und Verlangen,
Sich freundlicher die Muse stets erwies.
Wie manche Dichter priesen und besangen
Die goldne Zeit, das sel'ge Paradies!
Doch Jene, die das Schicksal dort geboren,
Sie priesen's nicht, weil sie es nicht verloren.

6.

Doch sind es jetzt nicht Schatten nur und Träume,
Die vor Alpin im Flug vorübergehn,
Nein, freundlich, wie durch sanftbewegte Bäume,
Durch Blütenhauch und leichtes Frühlingswehn,
Durch Nebelduft und flücht'ge Wolkensäume
Zu uns herab die festen Sterne sehn,
Will jetzt auch ihm aus irren Traumgestalten
Ein sichres Bild der Hoffnung sich entfalten.

7.

Und so begann sein zweifelnd Herz zu sinnen:
Was winkst du mir so freundlich, holdes Licht,
Und mußt doch bald erbleichen und zerrinnen,
Ein süßer Traum, ein täuschendes Gedicht!
Weh mir! Was kann ich hoffen, was gewinnen,
So lang mein Glück ein Traum nur mir verspricht?
Ein Schattenbild, das nächt'ge Düfte weben,
Kann das entblühn zu Farbe, Licht und Leben?

8.

Doch sollten so die Götter uns betrügen,
So grausam sein im Uebermuth der Macht,
Daß sie von fern uns holde Bilder lügen,
Wenn sie uns Schmerz und Täuschung zugedacht?
Sei mancher Traum auch unsʼrer Brust entstiegen,
Die meisten sind aus tiefem Quell erwacht,
Und nahn schon jetzt dem künftʼgen Kreis im Stillen
Wie Geister, die in Körper einst sich hüllen.

9.

So ist es hier! Erschien in manchen Stunden
Nicht räthselhaft mir jenes theure Bild,
Von Rosen rings geröthet und umwunden
Und selbst zuletzt zur reichen Blütʼ enthüllt?
Nicht hat mein Herz den holden Traum erfunden,
Er lebte schon, noch eh er sich erfüllt;
Nur hält erst jetzt den Gast aus luftʼgen Landen
Die Wirklichkeit an sichern Liebesbanden.

10.

Doch sei es auch, nicht wird er mir entblühen,
Der zarte Kelch, worin mein Hoffen ruht.
Hat doch das Glück mir Armen Nichts verliehen!
Dies Saitenspiel, es ist mein einzʼges Gut.
Wie darf ich denn um jenen Preis mich mühen,
Der Gaben heischt, nicht Liebe nur und Muth!
Ein Andrer wird, kein Beßrer, ihn erwerben!
O bittres Loos, viel härter noch als sterben!

11.

Doch muß ich auch im tiefen Schmerz vergehen,
Wenn liebend dann im fremden Arm sie glüht,
Doch freu ich mich, noch ein Mal sie zu sehen,
Von der so lang mein finstres Loos mich schied.
Mein letztes Lied soll freundlich sie umwehen,
Und sterben soll mein Hauch in diesem Lied,
Wie hold der Schwan mit süßen Melodieen
Die Strahlen grüßt, die jetzt ihn ewig fliehen.

12.

Und wird dann einst durch ihr entblühtes Leben
Mit mattem Glanz, wie ein umwölkter Stern,
Das Schattenbild verklungner Tage schweben,
Wol denkt sie dann auch meiner Lieder gern,
Und wie für sie ich Alles hingegeben,
Und wie ich jetzt so fremd ihr bin und fern.
Wol wird sie dann mit nassen Augen klagen:
‚Er war es werth, zu lieben, zu entsagen.‘

13.

So sinnt sein Herz, indeß sie weiter schreiten;
Doch ob er selbst auch jeden Trost sich nimmt,
So fühlt er doch, daß hier und dort von weiten
Verführerisch noch manches Fünkchen glimmt.
So sieht man oft das Schiff mit Stürmen streiten,
Indeß den Mast ein heller Schein umschwimmt.
Nicht will sein Geist der Hoffnung Quell ergründen,
Ihm ist's genug, sie heimlich zu empfinden.

14.

Jetzt wandeln sie durch jene grüne Weide,
Wo schön geschmückt die bunten Zelte stehn.
Rings glänzt die Pracht, der Ueberfluß, die Freude;
Gesang und Tanz erschallt durch Thal und Höhn
Rings lassen Gold und Perlen, Sammt und Seide
Ihn deutlicher die eig'ne Armuth sehn.
„Ach!“ seufzt er still, „nichts kannst du jenen Schätzen
Als nur ein Herz voll Lieb' entgegensetzen!“

15.

Doch wenn er dann an jenes heil'ge Streben,
An jene Kraft der reichen Brust gedenkt,
Die unerschöpft das ganze Wehn und Weben
Der weiten Welt gestaltet und umfängt,
Und wunderbar das selbst geschaff'ne Leben
Mit Himmelsglanz, mit ew'ger Jugend tränkt —
Dann fühlt er stolz, es sei in diesem Streite
Statt ird'scher Macht ein Gott auf seiner Seite.

16.

Nicht kann das Spiel, das laute Mahl, der Reigen,
Die bunte Pracht jetzt sein Gemüth erfreun.
Er wandelt fern, vertieft in heil'ges Schweigen,
Und naht sich scheu dem wundervollen Hain.
Wie glücklich scheint der Vogel auf den Zweigen,
Wie glücklich dort das Bienchen ihm zu sein!
Sie dürfen frei durch jene Hecke fliegen
Und sich im Laub der theuren Blume wiegen.

17.

Und wie uns oft, wenn ferne Töne schallen,
Vergangenheit ihr dämmernd Reich entschließt,
Und freundlich uns mit ihren Träumen allen,
Mit jedem Wort verblühter Liebe grüßt:
So scheint der Duft um seine Brust zu wallen,
Der um den Hain auf lauen Lüften fließt,
Und hold entblühn in ahnungsvoller Ferne
Das alte Glück, die längst erlosch'nen Sterne.

18.

Doch wie die Stern' am Abend uns begleiten
Und Morgens früh als Führer vor uns ziehn,
So scheint auch Das, was sonst in dunklen Weiten
Ein schwindend Licht der Heimat ihm erschien,
Ihn freundlich jetzt zum künft'gen Glück zu leiten
Und wie ein Kranz am schönen Ziel zu blühn.
Der ist beglückt, wem ewig unveraltet
Erinnrung stets zur Hoffnung sich gestaltet.

19.

Wie mancher Wahn, wie manche Wünsche steigen
In ihm empor, wie wechseln Wang' und Blick!
Die Hecke nur, sie trennt mit schwachen Zweigen
Den Nahen jetzt von seinem ganzen Glück.
Was hindert ihn, sie muthig zu ersteigen?
Er steht, er naht, er bebt, er tritt zurück;
Der einst gezagt, den Bach zu überspringen,
Wie dürft' er jetzt durch jene Hecken dringen?

20.

O holde Scham, du deckst mit sich'rer Hülle
Den süßen Reiz, der zart und wehrlos blüht,
Und friedlich weicht des Mannes Wunsch und Wille
Der Jungfrau arglos waltendem Gemüth!
O freundliche, o vielwillkommne Stille!
Die Sehnsucht schläft und fühlt nicht, daß sie glüht.
Wohlthätig kühlt aus einem fremden Herzen
Der keusche Hauch auch unsre wilden Schmerzen.

21.

Indeß umschwamm des Berges grüne Höhen
Entfernter schon der Sonne goldner Schein,
Das Abendroth ließ seine Schleier wehen
Und hüllte rings das Thal in Rosen ein,
Und spielend floß der Kühle lindes Wehen
Von Blatt zu Blatt hold lispelnd durch den Hain;
Der reife Tag begann beim späten Scheiden
Sich in des Herbstes bunten Glanz zu kleiden.

22.

Da scholl vom Schloß aus silbernen Trompeten
Durchs weite Thal ein feierlicher Klang,
Der fern umher, wohin die Lüft' ihn wehten,
Durch Berg und Thal, durch Hain und Grotten drang.
Rings schwiegen jetzt die Cymbeln und die Flöten,
Der laute Tanz, der fröhliche Gesang,
Und jeder Gast, vom hellen Ton getroffen,
Schien schweigend jetzt ein schönres Fest zu hoffen.

23.

Doch bald erhob sich aus den seidnen Zelten
Ein bunt Gewühl, ein freudiges Getön.
Man sah, wie dort sich blanke Schaaren stellten,
Um schöngereiht durchs Thal heranzugehn;
Weit flog der Glanz, und leichte Lüfte schwellten
Die Fahnen hoch mit feierlichem Wehn;
Die Harfe schien mit zarten Liebesliedern
Den ernsten Ruf vom Schlosse zu erwidern.

24.

Und, angeführt von holden Sängerchören,
Begann die Schaar durchs grüne Feld zu ziehn;
Man sah den Strahl der Sonn' auf blanken Speeren,
Auf Schilden rings und goldnen Helmen glühn,
Und lieblich, wie umhegt von reifen Aehren
Cyanen oft und Mohn und Winden blühn,
So ließen sich mit leichtem Schmuck die Frauen
Im Waffenkreis der kühnen Ritter schauen.

25.

Wie hoch voran drei stolze Fahnen flogen,
War dreifach auch die Kriegerschaar gereiht;
Vor jeder kam ein mächt'ger Fürst gezogen
In bunter Pracht, mit glänzendem Geleit.
Dicht wälzte sich das Volk in breiten Wogen,
Hier drang es zu, dort wich es schnell zerstreut;
Wie Jene Den, wie Diese Jenen priesen,
So wählten sie zum Sieg bald Den, bald Diesen.

26.

Schon nahten sie des Gartens hohen Pforten,
Die Menge stand, es schwieg das Sängerchor;
Doch, wie gesprengt von starken Zauberworten,
Sprang klirrend jetzt das goldne Gitterthor,
Und lieblich scholl aus jenen stillen Orten
Mit langem Hall ein süßer Klang hervor,
Wie Memnons Bild, dem Osten zugewendet,
Die Mutter grüßt, die neues Licht ihm sendet.

27.

Wol dachte jetzt ein jeder stolze Freier:
„Mir gilt der Gruß, mich ruft der holde Laut;
Bald heb' ich froh den zarten Rosenschleier,
Und mild erwarmt in meinem Arm die Braut."
Alpino nur ward trauriger und scheuer,
Der Wahn entschwand, worauf er still getraut;
Er fühlte tief bei jenem süßen Klingen:
„Dich grüßt sie nicht; du hast ihr Nichts zu bringen!"

28.

Hold schimmerten des Haines höchste Kronen
Vom späten Strahl des Abends matt und mild;
Doch tiefer schien die Ruhe schon zu wohnen,
In süße Träum', in grüne Nacht gehüllt.
Wie reizend wird hier bald die Liebe lohnen,
Wenn erst der Mond den Hain mit Silber füllt,
Und durchs Gebüsch ein Lispeln leis und lose
Von Seufzern rauscht und traulichem Gekose!

29.

O süßer Kelch voll Lieb' und Lust und Bangen,
Den ein Mal nur das arme Glück uns schenkt,
Wenn Brust an Brust, umfangend und umfangen,
Und Mund an Mund und Seel' an Seele hängt,
Und Gegenwart, Erinnrung und Verlangen
In Einen Kuß, in Einen Hauch sich drängt!
Vorbei, vorbei, du Bild voll bittrer Schmerzen,
Du süßes Bild, du Fremdling meinem Herzen!

30.

Ich hab' umsonst gestritten und gerungen,
Ich hab' umsonst so lang und treu gedient!
Nie hält mein Arm den theuren Leib umschlungen,
Die alte Schuld bleibt ewig unversühnt!
Der Harfe frohe Saiten sind gesprungen,
Der Kranz ist welk, der einst mein Haupt umgrünt;
Nur Einen Kuß für ein verlornes Leben,
Den armen Lohn, du wirst ihn nimmer geben!

31.

Sieht jetzt Alpin auch jede Hoffnung fliehen,
Gern tauscht ich doch mit seinem mein Geschick:
Er sah doch einst die sel'ge Stunde blühen,
War glücklich doch den kurzen Augenblick.
Dies Flammenbild wird ewig in ihm glühen,
Und weint er auch, so weint er um ein Glück.
Wol mag den Schmerz dies Wort ihm freundlich lösen:
„Auch du bist in Arkadien gewesen!"

32.

Indeß ergoß mit festlichem Gepränge
Die helle Schaar in dicht geschloß'nen Reihn
Im süßen Duft der kühlen Laubengänge
Auf weichem Pfad sich wogend durch den Hain;
Stets näher kam das Wehn der holden Klänge,
Stets höher stieg der Sonne später Schein;
Da zeigte sich als Ziel der irren Wege
Ein grün Gefild mit waldigem Gehege.

33.

Allein wie süß auch hier die Vögel girrten,
Wie weich der Fuß ins duft'ge Grün auch sank,
Wie friedlich auch aus Rosen und aus Myrten
Manch Laubendach sich blühend hier verschlang:
Die Augen, die den weiten Raum durchirrten,
Verweilten doch auf dieser Flur nicht lang.
Ein schön'res Bild da drüben in den Wogen
Hat jeden Blick magnetisch angezogen.

34.

Denn wallend schmückt mit silberhellem Spiegel
Die Wies' ein See, vom grünen Rand umwebt,
Aus dessen Flut ein duft'ger Blumenhügel,
Vom Schatten kühl, die sel'gen Ufer hebt.
Und wie geneigt mit weitgeschlagnem Flügel
Durch blaue Luft die bunte Iris schwebt,
So fügen sich gewölbt vom Strand zum Strande
Mit leichtem Schwung der Brücke goldne Bande.

35.

Wie nach und nach von einem zarten Liede
Der leise Klang verdämmert, bebt und ruht,
So brach sich sanft, des bunten Spieles müde,
Am weichen Strand halbträumend schon die Flut,
Und drüben schwamm am Hain der heitre Friede
Im Abendroth, in später Sonnenglut;
Schon schloß die Nacht die fernen, grünen Tiefen,
Wo weich im Moos die zarten Blumen schliefen.

36.

Und Alles, was in seinen schönsten Träumen
Das junge Herz geahnet und gesehn,
Das scheint ihm dort zu blühen und zu keimen
Und leis' im Duft zu ihm heranzuwehn,
Und Jeder sieht fern unter jenen Bäumen
Das erste Bild der frühsten Liebe gehn;
In jener Buchten Grün, in jenen Hecken
Scheint Jedem dort sein Glück sich zu verstecken.

37.

Und wo die Zweig am schönsten sich gesellen
Und Licht und Schatten spielt im zarten Grün,
Wo duftiger die weichen Kräuter schwellen,
Und farbiger die hellen Blumen blühn,
Wo flüchtiger des Baches frische Wellen
Durchs irre Gras mit süßerm Rieseln fliehn —
Da sieht man leis auf bunten, goldnen Gittern
Den letzten Strahl der Sonne glühn und zittern.

38.

Dort steht umhegt im reinlich glatten Raume
Im Zauberschlaf der Rose blühend Bild.
Nie sinkt der Thau von ihrer Blätter Saume,
Stets säuseln dort die Lüfte lau und mild;
Und wie sich oft im friedlich leisen Traume
Des Kindes Mund mit süßem Lächeln füllt,
So sieht man sanft das schlummernd wache Leben
Mit leichtem Glanz um ihre Blätter schweben.

39.

Und wie sie einst, so reich an keuscher Sitte,
So still, so zart, und doch so leicht und klar,
Für einen Thron, für eine Schäferhütte
Zu schüchtern nicht und nicht zu prangend war,
So beut auch jetzt in grüner Blätter Mitte
Das holde Bild sich unbefangen dar,
Und scheint sich, sanft gewiegt auf schlanken Zweigen,
Von keinem ab, zu keinem hinzuneigen.

40.

Und wie sich einst Gedanken und Gefühle,
In zarter Brust aus tiefem Quell erregt,
Geahnet kaum, nach einem fernen Ziele
Verlangend oft und schüchtern doch bewegt,
So wallt auch jetzt ihr Duft im leichten Spiele,
Und weiß es nicht, wohin der West ihn trägt;
Doch läßt auch nie sein Walten sich erspähen,
Es ist des Geistes tiefstes, innres Wehen.

41.

Und wenn auch rings die zartgewebte Hülle
Sich leise nur und schüchtern erst getrennt,
So kündet doch des Duftes reiche Fülle,
Das helle Roth, wovon die Wang' ihr brennt,
Schon trag' ihr Herz in jungfräulicher Stille
Ein süßes Bild, das sie allein nur kennt;
Doch zögernd nur, mit keuschem Widerstreben,
Gestalte sie den holden Traum zum Leben.

42.

Doch außerhalb dem goldnen Gitterrande
Stand schön geschmückt ein hoher Thron bereit;
Dort saß mit Kron' und purpurnem Gewande
Der alte Fürst in ernster Herrlichkeit,
Und rings umher nach Jahren, Würd' und Stande
Viel Weis' im Rath, viel Helden, kühn im Streit,
Die Perlen, die sein fürstlich Scepter zieren,
Zum Warnen klug und tapfer zum Vollführen.

43.

Und tiefer saß, wo aus den bunten Auen
Manch weicher Sitz aus Rasen sich geschwellt,
Ein holder Kreis von Mädchen und von Frauen
Gleich einem Netz, das Amor aufgestellt.
Und wie wir gern die bunten Kränze schauen,
Worin die Frucht den Blüten sich gesellt,
So mischten dort mit edler Mien' und Sitte
Viel Jünglinge sich in der Schönen Mitte.

44.

Und frohvereint, das zarte Fest zu krönen,
Begannen sie bei hellem Harfenklang
Den Liederstreit, der lind in leichten Tönen
Weit übern See durch Wies' und Haine drang.
Erst lockte süß das leise Lied der Schönen,
Dann schallte laut der Jünglinge Gesang,
Bis nach und nach des Liedes Doppelflammen
Im holden Chor zu Einem Glanz verschwammen.

45.

Indessen reihn sich drüben schon die Mohren;
Schon haben, stolz und froher Hoffnung voll,
Durchs heil'ge Loos die Fürsten Den erkoren,
Der jetzt zuerst die Gabe bieten soll.
Noch ein Mal wird der Bundeseid geschworen,
Sich ohne List zu nahn und ohne Groll
Und, wem den Sieg die Götter auch gewähren,
Des Siegers Recht zu schützen und zu ehren.

46.

Dann trennte sich der reiche Zug vom Lande;
Ihn führte stolz mit seinem Dienertroß
Der Inderfürst im purpurnen Gewande,
Das weit herab in weiten Falten floß.
Dann kam der Mohr von Taprobana's Strande,
Den wellengrün der Panzerrock umschloß,
Doch leicht umspielt von feuergelber Seide
Ging Saba's Herr im hochgeschürzten Kleide.

47.

Wol schien's, als ob ihr Schmuck schon jetzt verriethe,
Auf welchen Rath ein Jeder still vertraut;
Denn während Den die goldne Kron' umglühte,
Schien Jenes Stirn' von Perlen überthaut.
Der Dritte trug im Haar die duft'ge Blüte,
Woraus sein Nest der edle Phönix baut.
So gingen sie mit zuversicht'gem Blicke
Den goldnen Pfad der weitgewölbten Brücke.

48.

Dann folgte stolz, wie mit erborgten Strahlen
Der Mond sich schmückt, mit feierlichem Gang
Die Dienerschaar und trug die goldnen Schalen,
Die jeder Blick neugierig längst verschlang.
Alpino auch, der jetzt mit allen Qualen
Der Eifersucht, der Furcht, der Hoffnung rang,
Hat listig sich in ihren Kreis gestohlen,
Als wär' auch ihm ein Theil der Last befohlen.

49.

O wie sein Herz unbändig schlug und bebte,
Als jetzt der Zug am goldnen Gitter stand!
Wie jeder Puls zu ihr, zu ihr nur strebte,
Nur sie allein sein ganzes Herz empfand!
Wie jedes Glück so nah' ihn jetzt umschwebte!
Wie jedes Glück in ew'ger Fern ihm schwand!
Wol scheint dies Gitter ihm die dunkle Schwelle,
Nicht weiß er, ob des Himmels, ob der Hölle.

50.

Doch mag sein Loos, wohin es will, ihn führen,
Sie steht doch jetzt vor seinen Augen da;
Fast kann sein Arm, sein Athem sie berühren,
Die heimlich sonst sein Blick von fern nur sah.
Unmöglich ist's, er kann sie nicht verlieren;
Sie scheint zu hold, zu eigen ihm, zu nah!
O rasche Lieb', o täuschendes Vertrauen,
Du wirst ein Schloß auf einem Sandkorn bauen!

51.

Als nun gemach mit zitternd leisem Hallen
Das süße Lied der Sänger sich verlor,
Da schritt, umtönt von lautem Paukenschalle,
Mit stolzem Blick der Inder Fürst hervor.
Rings reihten sich die bunten Diener alle,
Und jeder hob die Schleier jetzt empor,
Die feierlich der Gabe lichtes Prangen,
Mit seidnem Schmuck verhüllend, noch umfangen.

52.

Und sieh, das Gold, das tief mit breitem Wallen
Vom Felsengrund der alte Ganges streift,
Und das der Greif mit scharfen Löwenkrallen
Dem Jäger wehrt, der durch die Berge schweift,
Und Jenes, das, wenn sie die tiefen Hallen
Des Hauses wölbt, die Aemsʼ im Sande häuft —
Dies alles schoß aus hundert schweren Schalen
Auf einmal jetzt die tausendfachen Strahlen.

53.

Doch köstlicher an Reinheit, Farbʼ und Helle
Als Jenes, das der harte Stein gezollt,
Erzitterte mit schwergediegner Welle
Im weiten Kelch das trinkbarfeuchte Gold,
Das ein Mal nur im Jahr aus heilʼgem Quelle
Mit hellem Klang die Zauberwellen rollt.
Als diesen Kelch der mächtʼge Fürst erhoben,
Begann er so der Gabe Werth zu loben:

54.

„Das Licht nur weckt die ersten zarten Blüten,
Im Licht nur kann die späte Frucht gedeihn;
Die Strahlen, die dem heilʼgen Licht entsprühten,
Sog tief der Schooß der dunklen Erde ein.
Sie komm' ich jetzt, o Schönste, dir zu bieten;
Der Sonne Bild ist ja das Gold allein;
Drum krönt es auch der Fürsten Stirn, zum Zeichen,
Daß sie an Huld und Macht den Göttern gleichen."

55.

So spricht der Fürst. Und wie der Wirth beim Mahle
Das Köstlichste den gnädʼgen Göttern bringt,
So gießt er jetzt aus glänzendem Pokale
Den edlen Trank, der schwer herniedersinkt.
Hold zittert rings das Grün im hellen Strahle
Des goldnen Thauʼs, der süß im Fallen klingt;
Doch, tiefversteckt in ihrem weichen Moose,
Steht unbewegt und unenthüllt die Rose.

56.

Und zürnend tritt, in seinem Wahn betrogen,
Der Fürst zurück mit halbersticktem Fluch.
Da naht der Mohr von Taprobana's Wogen,
Dem jetzt das Herz von kühner Hoffnung schlug,
Und mit ihm kam der Diener Schaar gezogen,
Die in der Hand krystallne Muscheln trug,
Von deren Rand mit zartverwebten Schlingen
Zur Erd' hinab goldhelle Netze hingen.

57.

Und als er jetzt die Hüllen weggenommen,
Da wähnt man fast bei jenem lichten Schein,
Der Meeresgott sei selbst emporgekommen,
Mit reicher Gab' um seine Braut zu frein.
So herrlich ist der Perlen Glanz entglommen,
Die groß und dicht sich in den Muscheln reihn.
Noch staunen rings die Männer und die Frauen,
Da spricht er so mit kühnerem Vertrauen:

58.

„Die Sonn' erquickt, doch kann sie auch verzehren:
Doch friedlich schafft der nächtlich stille Thau.
Ihm gnügt es nicht zu tränken und zu nähren,
Er breitet hold den Himmel auf die Au';
Die Rose muß zur Sonne sich verklären,
Das Veilchen sich zum luft'gen Sternenblau,
Doch nur zu bald zerrinnt sein zarter Schimmer,
Und nur sein Bild, die Perle, leuchtet immer."

59.

So spricht der Mohr, und streut mit stolzen Blicken
Die reiche Saat umher ins weiche Grün,
Daß tief vom Wurf die schlanken Blumen nicken
Und hell im Kelch die lichten Tropfen glühn.
Schon wähnt er jetzt den holden Lohn zu pflücken,
Und sieht getäuscht die Rose schon entblühn;
Doch, tiefversteckt in ihrem weichen Moose,
Steht unbewegt und unenthüllt die Rose.

60.

Als so der Stolz des reichen Mohren schwindet,
Hebt Saba's Herr sein heimlich lächelnd Haupt;
Sein leichter Schritt, sein freier Blick verkündet,
Daß er allein den Spruch zu deuten glaubt.
In Körbchen, nur aus zartem Bast geründet,
Ruht sein Geschenk, von Blättern überlaubt;
Doch läßt der Duft, der süß mit leiser Schwinge
Die Körb' umspielt, schon ahnen, was er bringe.

61.

Denn jeden Strauch, worin auf Saba's Auen
Der heißre Strahl die süßern Düfte pflegt,
Die Blüten dort, die stets zur Sonne schauen,
Die Aehren, die der reiche Nardus trägt,
Den goldnen Saft, den Myrrh und Weihrauch thauen,
Den edlen Zimmt, den man nach Golde wägt —
Was köstlich nur im Süden blüht und theuer,
Das beut mit diesem Wort der mächt'ge Freier:

62.

„Was kann der Thau, was kann die Sonne geben,
Da beider Licht sich wandelt und verglimmt,
Wenn ewig nicht des Geistes frisches Leben
Mit lauem Hauch durch Höhn und Tiefen schwimmt?
Mag drum der Mensch nach Gold und Perlen streben,
Der Weihrauch ist den Göttern nur bestimmt;
Er kann allein auf unsichtbaren Schwingen,
Des Geistes Bild, zum hohen Himmel dringen."

63.

So spricht der Fürst, und in krystallnem Spiegel
Versammelt er der Sonne letzten Schein,
Und, leicht entflammt, zerstreut mit buntem Flügel
Der süße Duft sich durch den dunklen Hain.
Ein zart Gewölk umwallt den Blumenhügel,
Ein sel'ger Rausch nimmt Aller Herzen ein:
Doch, tief versteckt in ihrem weichen Moose,
Steht unbewegt und unenthüllt die Rose.

64.

Als nun beschämt die stolzen Freier stehen,
Als traurig nun auf jenes Zauberbild
Die holden Fraun, die edlen Ritter sehen,
Und selbst Astolf die Thränen nicht verhüllt,
Da hörte man ein Säuseln und ein Wehen,
Wie wenn die Flut von leisen Wogen schwillt;
Auf Lüften schien und Wellen wie vom weiten
Mit süßem Klang dies Wort heranzugleiten:

65.

„Tief ruht das Gold in unterird'schen Hallen
Und schlummert träg und glanzlos im Gestein,
Und soll das Licht der Perle dir gefallen,
Muß hell auf sie der Strahl die Funken streun;
Der Lüfte nur und nur der Flamme Wallen
Vermag dem Duft die Schwingen zu verleihn.
Wer dürftig nur sein scheinbar eignes Leben
Von Andern borgt, kann der es Andern geben?

66.

Nie wird dem Stoff des Geistes Werk gelingen,
Der heiter sich am leichten Schaffen freut.
Nein, liebend muß sich gleiche Kraft durchdringen,
Und Seel' und Seel' im süßen Wechselstreit,
Und Form und Form anmuthig spielend ringen,
Bis athmend sich das zarte Kind befreit,
Und reich begabt im Duften und im Blühen
Zurückgibt, was der Meister ihm verliehen."

67.

So sprach die Stimm', und durch des Haines Schweigen
Verhallte sie mit lispelnd leichtem Laut.
Und schon begann der Mond emporzusteigen,
Die Erde lag gleich einer blühnden Braut,
Die, leis' entschlüpft dem hochzeitlichen Reigen,
Süßahnend jetzt dem Freund entgegenschaut.
Schon waren jetzt unmuthig und betrogen
Zu ihrem Heer die Freier heimgezogen.

68.

Da naht Alpin, bewegt von Furcht und Sehnen,
Dem Kreise sich mit sittig stillem Gang,
Indeß durchspielt von träumerischen Tönen
In leichter Hand die goldne Harfe klang.
Er neigte sich dem König und den Schönen
Mit zücht'gem Blick, dann stand er zart und schlank,
Und auf das Bild des schönen Jünglings schauen
Verwundert jetzt die Mädchen und die Frauen.

69.

Dann spricht er so: „Nicht wird es mir gelingen,
Wonach umsonst die Fürsten sich bemüht,
Doch möcht' auch ich die arme Gabe bringen,
Die heimlich mir im stillen Herzen blüht;
Und kann Alpin auch nur ein Lied euch singen,
Man hört ja gern ein sanftes Schlummerlied,
Wenn leis' empor aus tiefem Waldesschweigen
Im Mondenglanz die bunten Träume steigen."

70.

So spricht Alpin, der Sänger zarter Lieder;
Ihm neigt Astolf den Scepter fürstlich mild,
Und Jener läßt ins weiche Grün sich nieder,
Das schon der Thau mit neuen Düften füllt.
Erst flattert leicht mit zitterndem Gefieder
Im irren Klang des künft'gen Liedes Bild,
Bis nach und nach mit immer kühnerm Schwellen
Gesang und Wort den Saiten sich gesellen.

71.

Und horch, er singt, wie leis' aus tiefen Keimen
In sichrer Nacht der Rose Kelch sich webt,
Und, dicht umhegt von grünen Blättersäumen,
Vom frischen Quell der künft'gen Düfte lebt,
Und wenn auch schon in ihren engen Räumen
Die reiche Form sich üppig drängt und hebt,
Doch still der Geist, von Lust und Leid geschieden,
Noch schlummernd ruht in unbewußtem Frieden.

72.

„Doch wenn der Lenz mit seinem Wehn und Wallen,
Mit seiner Lust durch Erd' und Himmel dringt,
Wenn weit umher das Lied der Nachtigallen,
Der Biene Fluch, der Quelle Rieseln klingt,
Wenn Blüten rings entkeimen, blühn und fallen,
Und jede Nacht den reichen Schmuck verjüngt —
Dann fühlt auch sie in ihrer dichten Hülle
Der Hoffnung Lust, des Lebens sel'ge Fülle.

73.

Doch nicht, wie rings beim ersten lauen Beben
Der Maienluft aus ihrer Knospe Grün
Voll Ungeduld die andern Blumen streben,
Und früher zwar, doch kurz und dürftig blühn,
Verschwendet sie in rascher Lust das Leben,
Und knospet lang, um herrlicher zu glühn.
Still ruht, genährt von Hoffnung und Verlangen,
Der reiche Schatz in ihrer Brust gefangen.

74.

Doch wenn gemach die Hüllen sich entfalten
Und sich mit Gold des Busens Tiefe füllt,
Blickt heller stets durch seines Kerkers Spalten
Mit frischer Lust das holdverschämte Bild,
Und freut sich still der wechselnden Gestalten,
Die bunt umher die neue Welt enthüllt.
Ihr frühster Duft, des Athems erstes Weben,
Ist Liebe schon, und wähnt, er sei nur Leben.

75.

Ja, herrlich ist's, wenn, nicht mit Blitzesschnelle,
Ein fremder Geist, von wilder Lust bewegt,
Der heil'ge Strahl im tiefen Lebensquelle
Bewußtlos schon die leisen Schwingen regt,
Und unerschöpft die gleiche Glut und Helle
Durch jeden Puls des reichen Herzens trägt,
Wenn jede Kraft, stets wirkend, nie verschwendet,
Aus Lieb' entspringt, in Liebe lebt und endet.

76.

Doch Alles harrt schon lang in süßem Schweigen,
Denn nach und nach die letzte Hülle bricht;
Kaum regt das zarte Laub sich auf den Zweigen,
Die Welle zieht die leisen Kreise nicht,
Die Blumen schaun empor, die Blüten neigen
Aus grüner Wieg' ihr helles Angesicht,
Der Thau verzieht, zur Flur hinabzufließen,
Das Lüftchen weilt, um sie zuerst zu grüßen.

77.

Und wenn nun früh der Gott in heil'ger Stille
Aus goldnem Thor den ersten Strahl gesandt,
Dann löst auch sie der Hoffnung grüne Hülle
Und zeigt verschämt das bräutliche Gewand;
Entfesselt strömt des Duftes sel'ge Fülle,
Sie schaut empor, erkennend und erkannt;
Er, der sie früh erzogen und gestaltet,
Er ist's, dem sich ihr reiner Kelch entfaltet.

78.

Und wie, geschmückt mit nie gehoffter Krone,
Die Schäferin, des Königs junge Braut,
Die arglos einst dem fremden Fürstensohne
Im stillen Thal ihr freies Herz vertraut,
Bescheiden jetzt vom purpurhellen Throne
Aufs freud'ge Volk und staunend niederschaut,
So blickt auch sie beschämt herab von oben,
Und weiß es nicht, wer sie so hoch erhoben.

79.

Doch Alles singt und blüht und lacht in Helle,
Liebkosend grüßt der Lenz sein schönstes Kind,
Der Schmetterling, die gaukelnde Libelle,
Das Bienchen naht, der laue Morgenwind,
Und Alles trinkt aus ihrem duft'gen Quelle,
Der jugendlich aus tausend Adern rinnt;
Denn ob ihr Strom auch nur für Einen walle,
Die sel'ge Lieb' ist reich genug für Alle.

80.

Und freier jetzt vom hellen Licht umwaltet,
Und inniger durchströmt vom lauen Wehn,
Läßt, reicher stets und üppiger entfaltet,
Der volle Kelch die irren Tiefen sehn.
So scheint, weil stets ihr Glanz sich neu gestaltet,
Uns aus der Lieb' erst Liebe zu entstehn;
Denn wandelbar mit ewig bunter Welle
Rinnt unversiegt des Lebens heil'ge Quelle.

81.

Wie hängt sie jetzt mit schmachtendem Verlangen
An ihm allein, den sie zuerst geliebt!
Nicht will sie minder geben als empfangen,
Und reicher wird sie stets, je mehr sie gibt.
Selbst wenn er spät ins Meer hinabgegangen
Und schwere Nacht den bleichen Himmel trübt,
Wol mögen dann sich andre Blumen schließen;
Sie duftet fort, den Fernen noch zu grüßen.

82.

Und wenn, geführt vom drohend dumpfen Schweigen
Mit schwerem Saum an schwülen Himmelshöhn
Zum Kampf empor die Wetterwolken steigen,
Und um den Gott in finsterm Trotze stehn,
Dann läßt sie bang, der Sorge süße Zeugen,
Aus heißer Brust die vollern Düfte wehn;
Denn schöner oft als in des Glückes Tagen
Bewährt sich Lieb' in Schmerzen und im Zagen.

83.

Doch wenn er dann den harten Kampf vollendet
Und freundlich jetzt den leichten Morgenwind,
Den kühlen Thau als Siegesboten sendet,
Dann freut sich still das zarte Frühlingskind,
Und steht verschämt vom Himmel abgewendet
Und athmet kaum und duftet leis' und lind.
O reines Herz, wie ist im droh'nden Leide
Dein Muth so stark, wie schüchtern in der Freude!

84.

So blüh' empor zum reichen keuschen Leben,
Du schlummernder, verhüllter Liebesstern,
Und sieh entzückt, wenn sich die Schleier heben,
Das neue Licht, und dufte nah und fern!
Dies Lied nur kann der arme Sänger geben;
Sein letztes ist's, er gibt sein letztes gern:
Und wirst du einst, wer es gesungen, fragen,
Wer weiß dir dann auch nur sein Grab zu sagen?"

85.

So sang Alpin; und als er ausgesungen
Und weit umher noch Welle, Luft und Grün
Im glatten See und in den Dämmerungen
Des stillen Hains entzückt zu lauschen schien,
Beginnt der Ton, noch eh' er ganz verklungen,
Zum sichtbar holden Leben aufzublühn.
Nicht weiß man mehr, ob noch das leise Schallen
Der Klänge bebt, ob zarter Düfte Wallen.

86.

Und bunter stets verschweben und zerrinnen,
Wie Welle sich an Welle spielend bricht,
Die Klänge jetzt, und lieblich zittert's drinnen
Wie heller Thau, wie Duft und Morgenlicht.
Gestalt und Form strebt alles zu gewinnen,
Und blühend tritt ins Leben das Gedicht;
Denn was das Herz einst tief und wahr empfunden,
Das lebt und bleibt dem großen All verbunden.

87.

Und wie der Mond, von Wolken leis' umflogen,
Obgleich er selbst dem Auge sich verhüllt,
Hold dämmernd doch den blauen Himmelsbogen,
Die Wolken selbst mit zartem Lichte füllt,
So färben hell sich jene flücht'gen Wogen
Vom Purpurglanz, der aus der Rose quillt;
Doch läßt ihr Kelch wie Träum' im stillen Wehen
Der Dämmerung von ferne nur sich sehen.

88.

Und sieh, es schwillt aus ihrem weichen Moose
Stets blühender die reiche Knosp' empor,
Und lieblich schaut jetzt aus der offnen Rose
Mit goldner Kron ein holdes Haupt hervor,
Und rings umher verwebt sich leis' und lose
Der Blätter Grün zum weichen, seidnen Flor;
Schon scheint der Thau, der hell am Kelch gehangen,
Als Perlenschnur am weißen Hals zu prangen.

89.

Und als gemach der bunte Zauberreigen
Von Duft und Klang verdämmert und verhallt,
Steht zart und schlank in ahnungsvollem Schweigen
Mit irrem Blick die blühende Gestalt.
Man sieht die zarte Brust tief athmend steigen,
Vom ersten Hauch des Lebens neu durchwallt;
Bang regen sich die kaum gelösten Glieder,
Sie hebt den Fuß und senkt ihn schüchtern wieder.

90.

Und wie, gelockt von hellen Frühlingstagen,
Die Vögelein verzagt zum ersten Mal
Aus weichem Nest von Zweig zu Zweig sich wagen,
Von Busch zu Busch mit zweifelhafter Wahl,
So lenkt auch sie im Staunen und im Zagen
Bald hier, bald dort der Blicke lichten Strahl,
Und sieht entzückt bei zarter Mondenhelle
Wald, Wies' und Flur, Laub, Blüten, Wolk' und Welle.

91.

Doch als sie jetzt mit ungewissen Blicken
Alpin erkennt, der schweigend vor ihr kniet,
Welch Zauberband mag da ihr Haupt umstricken,
Daß sie auf ihn, auf ihn allein nur sieht?
O wie von Scham, von Liebe, von Entzücken
Ihr Busen wallt, ihr holdes Antlitz glüht!
Und sucht auch oft ihr Auge sich zu wenden,
Stets muß es nur noch süßre Strahlen senden.

92.

Und als sie jetzt dem lieblichen Verlangen
Der vollen Brust nicht länger widerstrebt
Und, süßverschämt, mit rosenhellen Wangen,
Mit Blicken, die ein trunkner Glanz belebt,
Sich zitternd neigt, ihn freundlich zu umfangen,
Und süß ihr Hauch auf seinen Lippen schwebt,
Und, von der Glut des Kusses tief entzündet,
In Ein Gefühl sein ganzes Leben schwindet —

93.

Wer dürfte da mit kaltem Herzen sagen,
Es zieme nur dem thörichten Gemüth,
Sein ganzes Glück für eine Gunst zu wagen,
Die plötzlich naht und, kaum genossen, flieht?
Nein, Flammen sind's, die aus dem Busen schlagen,
Das Leben ist's, das hellre Funken sprüht;
Zum neuen Sein schmilzt Geist und Geist zusammen,
Und glänzend steigt ein Phönix aus den Flammen.

94.

Indessen scheint, da rings in freud'gem Schweigen
Noch Alles staunt, vom Himmel hell und hold
Im Mondenlicht sich ein Gestirn zu neigen,
Das leicht herab auf Silberwolken rollt.
Schon zittert bunt in Blüten und auf Zweigen
Der ferne Glanz, die Welle schwimmt wie Gold,
Doch sieht man bald, es sei ein heller Wagen,
Den durch die Luft zwei rasche Greife tragen.

95.

So nahten sie, und jedes Aug' erkannte
An ihres Sternenschleiers leichtem Wehn
Und an dem Strahl, der um die Stirn ihr brannte,
Mit banger Lust die Königin der Feen;
Und neben ihr zur Rechten ließ Janthe,
Leontes sich zu ihrer Linken sehn,
Sie, schlank und zart, im ew'gen Jugendlichte,
Er, männlich ernst, mit würd'gem Angesichte.

96.

Als nun zur Erd' herabgeneigt im Grünen
Mit hellem Licht der goldne Wagen stand,
Da nahte sich Clotilden und Alpinen
Die Königin im glänzenden Gewand.
Hold grüßte sie das Paar mit gnäd'gen Mienen
Und bot ihm sanft die wunderkräft'ge Hand;
Dann führte sie mit ernster Huld zu Jenen
Die Liebenden und sprach mit milden Tönen:

97.

„Empfangt den Sohn, den ihr so lang verloren!
Er hat versöhnt, was eure Schuld gefehlt;
Schon ist das Bild, das seine Lieb' erkoren,
Durch seine Lieb' entfaltet und beseelt.
Sein Zauber hat den regen Geist beschworen
Und lieblich ihn der zarten Form vermählt.
Nur todten Glanz kann Macht und Reichthum zeigen;
Das Leben ist allein dem Sänger eigen."

98.

So sprach die Fee. Doch rasch und freudetrunken
Sind jene Zwei, noch eh' die Wort entfliehn,
Schon in den Arm der Eltern hingesunken;
Hier weint Clotild' und drüben jauchzt Alpin;
Und wie im Sturm die längstbegrab'nen Funken
Erloschner Glut zur frischen Flamm' entsprühn,
So muß auch hier jetzt Alt und Jung sich freuen,
Am alten Glücke Der und Der am neuen.

99.

Welch Wiedersehn! welch reizendes Erkennen!
Hand stehn in Hand die Freunde hier vereint,
Dort kann vom Sohn die Mutter sich nicht trennen,
Da hier das Kind im Arm des Vaters weint.
Wie hört man jetzt viel süße Namen nennen:
Sohn, Tochter, Vater, Mutter, Gatte, Freund!
Nur die am liebsten hier die Hand sich böten,
Sie stehn getrennt mit reizendem Erröthen.

100.

Doch führen bald mit ihrem besten Segen
Die Eltern jetzt an zitternd froher Hand
Die holde Braut dem Bräutigam entgegen,
Und weihen gern das längst geknüpfte Band.
Und rasch beginnt sich Alles jetzt zu regen,
Gesang und Tanz umtönt den duft'gen Strand,
Bis nach und nach beim späten Hochzeitreigen
Die Fackeln sinken und die Sterne steigen.

101.

Da scheidet still die Königin der Feen
Und heimlich schleicht die andre Schaar ihr nach.
Nur Wellen ziehn und leise Lüfte wehen
Mit süßem Duft ums holde Brautgemach.
Zwar läßt sich rings kein weiches Lager sehen,
Kein seidnes Zelt, kein stillverhehlend Dach,
Doch fühlt man schon verstohlne Geister gleiten,
Den schönsten Sitz der Liebe zu bereiten.

102.

Denn kaum verläßt mit lächelnd schlauem Blicke
Der letzte Gast den schönen Inselhain,
Da löst sich auch das Band der goldnen Brücke
Und senkt im Nu sich in den See hinein.
Jetzt sind die Zwei allein mit ihrem Glücke,
Mit ihrer Lieb' und mit sich selbst allein;
Kein Lauscher wird ihr zärtlich Flüstern hören,
Ihr Lächeln sehn und ihre Küsse stören.

103.

Die Well' umfängt im Sinken und im Steigen
Mit leisem Klang das selige Gebiet;
Hold wiegt der Mond sich auf den grünen Zweigen
Und auf der Flur, die selbst im Schlummer blüht,
Und süß beginnt im nächtlich stillen Schweigen
Die Nachtigall ihr langverhallend Lied;
Das Lüftchen spielt in dunkler Waldeskühle
Mit Quell' und Laub lind flüsternd leise Spiele.

104.

wo die Zwei verschämt mit feuchten Blicken
m süßen Rausch der ersten Küsse glühn,
eginnt der Hain sich enger zu verstricken
Und farbiger die weiche Flur zu blühn;
Rings glänzt der Thau und tausend Blumen nicken
Mit schwerem Kelch hernieder aus dem Grün;
Der Epheu schlingt in zierlichen Geweben
Durch Blüt' und Laub sein ewig junges Leben.

105.

Wie Amors Pfeil im jungfräulichen Herzen,
Schmückt hell das Gold der Lilie keusches Bild;
Die Rose weint und lacht in süßen Schmerzen,
Da Duft und Thau bis an den Saum sie füllt;
Doch leicht nur will die blüh'nde Ranke scherzen
Und neckt den Quell, der ihr vorüberquillt;
Halb träumend schaun aus tiefem Grün verstohlen
Maiblümchen auf, Narcissen und Violen.

106.

Kaum kann der Mond durch jene Laube dringen,
Wo Amor jetzt sich seinen Thron gebaut;
Man hört nur fern die süßen Vögel singen,
Nur ferne rauscht der See mit leisem Laut.
Wie innig Ros' und Lorbeer sich verschlingen,
Umschlingen jetzt sich Bräutigam und Braut.
Stumm war die Nacht; dem Dichter nur verriethen,
Was sie gesehn, Laub, Lüfte, Duft und Blüten.

107.

Dies sang ich dir, als mit der ersten Rose
Auch mir ein Lenz der neuen Freud' erschien;
Doch tückisch mischt das Schicksal seine Loose,
Ein weißes zeigt's, wenn wir ein schwarzes ziehn.
So ruht auch jetzt schon unter kühlem Moose,
Die freundlich mir die kurze Lust verliehn,
Und mir ist Nichts aus jener Zeit geblieben
Als nur dies Lied, mein Leiden und mein Lieben.

Ende.

Miniaturausgaben

in eleganten und soliden Ganzleinenbänden.

	Sgr.
Andersen, Bilderbuch o. Bilder.	6
Archenholtz, Geschichte des siebenjährigen Krieges.	12
Blumauer, Aeneis.	8
Börne, Skizzen u. Erzählungen.	10
Bürger, Gedichte.	10
—, Münchhausens Reisen und Abenteuer.	6
Burns' Lieder und Balladen.	8
Busch, Gedichte.	6
Chamisso, Gedichte.	12
—, Peter Schlemihl.	6
Claudy, Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen.	6
Geiger, Gedichte.	6
Gellert, Fabeln u. Erzählungen.	8
Goethe, Gedichte. Goldschnitt.	12
—, Faust. 2 Theile in 1 Band.	8
—, — Mit Goldschnitt.	10
—, Hermann und Dorothea.	6
—, Dramatische Meisterwerke. (Götz v. Berlichingen. Egmont. Iphigenie auf Tauris. Torquato Tasso.)	10
—, Reineke Fuchs.	6
—, Werthers Leiden.	6
Goldsmith, Landprediger von Wakefield.	8
Gottschall, Rose vom Kaukasus.	6
Hauff, Lichtenstein.	10
—, Der Mann im Monde.	8
—, Märchen.	10
—, Memoiren des Satan.	10
—, Phantasien im Bremer Rathskeller.	6
Hebel, Allemannische Gedichte.	6
—, Schatzkästlein.	8
Herder, Der Cid.	6
Hermannsthal, Ghaselen.	6
Hertz, König René's Tochter.	6
Hoffmann, Elixire des Teufels.	10
—, Kater Murr.	12
—, Klein Zaches.	6
Homers Werke. (Ilias. Odyssee.) Von Voß.	15

	Sgr.
Jean Paul, Flegeljahre.	12
—, Quintus Fixlein.	8
—, Hesperus. 2 Leinenbände.	20
—, Dr. Katzenbergers Badreise.	8
—, Der Komet.	12
—, Levana.	10
—, Siebenkäs.	12
Jerrold, Frau Caudels Gardinenpredigten.	8
Immermann, Die Epigonen.	15
—, Münchhausen.	20
—, Tulifäntchen.	6
Kleist, E. Chr. v., sämmtl. Werke.	6
Körner, Leyer und Schwert.	6
Kortum, Die Jobsiade.	10
Kosegarten, Jucunde.	6
Lavater, Worte des Herzens.	6
Lessing, Dramatische Meisterwerke. (Nathan der Weise. Emilia Galotti. Minna v. Barnhelm.)	8
Longfellow, Evangeline.	6
—, Gedichte.	8
—, Hiawatha.	8
Matthisson, Gedichte.	6
Mendelssohn, Phädon.	6
Ovid, Verwandlungen.	8
Platen, Gedichte.	8
Puschkin, Der Gefangene im Kaukasus.	6
St. Pierre, Paul und Virginie.	6
Salis, Gedichte	6
Schenkendorf, Gedichte.	10
Schiller, Gedichte.	6
—, — Mit Goldschnitt.	10
—, Don Carlos.	6
—, Tell.	6
—, Wallenstein.	8
Schulze, Die bezauberte Rose.	6
Seume, Spaziergang n. Syrakus.	10
Silberstein, Trutz-Nachtigal.	6
Sterne, Empfindsame Reise.	6
Tiedge, Urania.	6
Voß, Luise.	6
Wieland, Abderiten.	10
—, Oberon.	8

Goethe's sämmtliche Werke in 45 Bänden.
Geheftet 3 Thlr. 22½ Sgr. — In 10 eleganten Leinenbänden 6 Thlr.

Goethe's Werke. Auswahl.
16 Bände in 4 eleganten Leinenbänden 2 Thlr.

Grabbe's sämmtliche Werke.
Herausgegeben von Rudolf Gottschall.
2 Bände. Geheftet 1 Thlr. — In 2 eleg. Leinenbänden 1 Thlr. 12 Sgr.

Hauff's sämmtliche Werke.
2 Bände. Geheftet 20 Sgr. — In 2 eleganten Ganzleinenbänden 1 Thlr.

Körner's sämmtliche Werke.
Geheftet 10 Sgr. — In elegantem Leinenband 15 Sgr.

Lessing's Werke in 6 Bänden.
Geheftet 1 Thlr. — In 2 eleganten Ganzleinenbänden 1 Thlr. 12 Sgr.

Lessing's poetische und dramatische Werke.
Geheftet 10 Sgr. — In elegantem Leinenband 15 Sgr.

Mignet, Geschichte der französischen Revolution 1789—1814.
Deutsch v. Dr. Fr. Köhler. Mit 16 Illustrationen von J. G. Flegel in Leipzi
Geheftet 16 Sgr. — Elegant in Leinen mit Goldtitel gebunden 20 Sgr.

Milton's poetische Werke.
Deutsch von Adolf Böttger.
Geheftet 15 Sgr — In elegantem rothem Leinenband 22½ Sgr.

Molière's sämmtliche Werke.
Herausgegeben von E. Schröder.
2 Bände. Geheftet 1 Thlr. — In 2 eleganten Leinenbänden 1 Thlr. 12 Sg

Schiller's sämmtliche Werke in 12 Bänden.
Geheftet 1 Thlr. — In 3 Halbleinenbänden 1½ Thlr. — In 4 eleg. Ganz
leinenbänden 1 Thlr. 24 Sgr. — In 4 eleganten Halbfranzbänden 2 Thlr.

Shakspere's sämmtliche dramatische Werke.
12 Bände mit 12 Stahlstichen.
Deutsch v. Ad. Böttger, Th. Mügge, Th. Oelckers, K. Simrock u.
Geheftet 1½ Thlr. — In 4 eleganten Leinenbänden 2 Thlr.

Urania.

Von

Chr. Aug. Tiedge.

Leipzig,

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

An

meinen Gleim,

zum zweiten April 1801.

Zum Opfer Dir, dem Edeln, Weisen,
Den heut' in Emma's Hain ein schöner Altar ehrt,
Und Lieder, welche Dich Urania gelehrt,
Mehr, als des Freundes Lieder, preisen;
Dir, Freund, der zwischen zwei Unsterblichkeiten steht,
Mit einem Kranz, den in geweihten Stunden,
Vom Hauche der Begeistrung angeweht,
Die Muse Halladats um Deine Stirn gewunden;
O Dir, Du Sänger Gottes, weiht
Sich dieses Lied von Gott und der Unsterblichkeit.

Tiedge.

Die Weihe.

Ich weih' im Thale den tiefsten Hain,
Daß seine Beschattung mich hülle;
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der seligen Stille.

Es ist ein dämmerndes Friedensreich,
Das flüsternde Lauben umgrünen;
Da ist mir am blühenden Rosengesträuch
Ein weihender Engel erschienen.

Mein Geist war fern um ein theures Grab,
Vertieft in unendliches Trauern;
Da kam auf mich ahnendes Leben herab,
Gleich wunderbar mächtigen Schauern.

Und schön, wie himmlische Jungfrau'n schön,
Zu heiliger Botschaft erlesen,
Entschwebte dem Lichte vergeltender Höhn
Ein hohes, ätherisches Wesen.

Hell floß um blondes Gelock der Kranz.
So strahlt's an unsterblichen Stirnen;
Doch dämmert es ernst durch den leuchtenden Glanz,
Es war das erhabenste Zürnen.

Wer bist du, schwebende Lichtgestalt?
Entflohst du dem himmlischen Reigen? — —
Nun wandelte leises Getön durch den Wald;
Urania! scholl's in den Zweigen.

Gebeutst du, zürnend, Erhebung mir?
O zürne, du Hohe, nicht länger!
Schon naht sich, in frommer Begeisterung, dir
Der einsame, trauernde Sänger.

Und sanfter floß um die Lichtgestalt
Die Ruhe der Göttergefilde;
Sanft tröstend umfing mich die süße Gewalt,
Die Kraft unaussprechlicher Milde.

O, darum weih' ich den tiefen Hain,
Daß seine Beschattung mich hülle,
Zum ruhigen Heiligthum weih' ich ihn ein,
Zum Tempel der seligen Stille.

Dort schwebt, vergöttert, mein Geist hinauf,
Entfesselt hinüber ins Freie.
Den Altar Uraniens richtet' ich auf,
Im Hain der erhabenen Weihe.

Kein Frevler nahe dem Altar sich,
Den heilige Schatten umschleiern!
Dort aber soll, hohe Vergötterte, dich,
Mein sanftester Harfenton feiern.

Erster Gesang.

Inhalt.

Der Zweifler schaut in das Leben friedlicher Tage, in die Stille seines unbefangenen Glaubens hinüber, klagt die Ausstellungen einer skeptischen Philosophie an, und fordert von ihr seine Tröstungen, seine Ruhe zurück. Verluste, welche die zartesten Seiten des irdischen Daseins verwunden, stellen seine innere Beruhigung auf eine harte Probe, die das Gemüth einem Gedränge niederschlagender Wahrnehmungen hingibt.

In solchem Zustande der innern Zerrissenheit entwikelt sich der Zweifel an dem Dasein Gottes. Die in der Naturwelt uns begegnenden Hindeutungen auf eine ordnende Weltregierung erheben das Gemüth zur Höhe des Friedens empor: aber auch dort erreichen ihn die Erfahrungen aus der sittlichen Welt, beugen ihn schmerzlich danieder, entkräften seine freudigste Hoffnung, und treiben die geängstete Seele in sich selbst zurück.

Hier erscheint ihr das eigene Dasein als ein verwickeltes Räthsel. Sie überschauet mit Wehmuth den Gang ihres irdischen Lebens, welches mit bald dahinsinkender Kraft dem Untergange zueilt. Nicht dauernder sind die edelsten Denkmale im Nachlasse der Tugend. Umsonst ist unser Forschen, unser Streben nach vollständiger Erkenntniß und befriedigender Glückseligkeit. — Was sollen uns nun Bedürfnisse, die über dies Dasein hinausreichen? Diejenige Weisheit, die dem Menschen seinen Himmel in der Tugend hienieden anweiset, ist eine kraftlose Trösterin; sie gibt ihn einem vielfachen Tode preis; und wie quälend ist die hoffnungslose Sehnsucht nach einer rettenden Zukunft, indem jene Weisheit, diese Zukunft aufzugeben, uns anräth. Dieses geplagte, mit den regellosesten Gegensätzen von Tod und Leben, Verdienst und Schicksal, Tugend und Laster umringte Dasein gewähret nichts, als eine räthselhafte, finstere Ansicht des Cirkelganges vom Entstehen und Verschwinden. Furchtbar schrecken die Erinnerungen des Todes uns an. Ward es ihnen vielleicht gegeben, aufzuregen in uns das Bedürfniß der Hoffnung, ohne welche die Kraft unseres bessern Willens gegen die Stürme des Lebens und den Drang sinnlicher Forderungen nicht besteht? Hier stößt das Gemüth auf die un-

läugbare Abhängigkeit seiner innern Bestimmungen von der Gewalt irdischer Triebe.

Thatsachen einer solchen Abhängigkeit widersprechen der, dem Menschen zugeschriebenen, sittlichen Freiheit und der davon herfließenden Verdienstlichkeit und Zurechnungsfähigkeit moralischer Erscheinungen. Dem zu Folge kann der Mensch nicht umhin, sich als ein, von drängenden Antrieben seiner Organisation und von despotischen Schicksalen hin- und hergeworfenes, Wesen anzusehen. Dennoch fordert eine innere Stimme von ihm die Tugend: er soll, was er nicht kann. Diese Vorstellung vollendet den trauernden Zweifler, der, wie ein Verlaßner auf offnem Meere, von zufälligen Wogen umher getrieben wird, und hoffnungslos nach Zuversicht schmachtet.

Klagen des Zweiflers.

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hoffnung jugendlichen Wangen
Blühte noch das erste, zarte Roth;
Auf der Gegenwart umrauschten Wogen
Brannt' ein Morgen, schön, wie Opferglut;
Hohe Traumgestalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Flut;
Leichte Stunden rannen schnell und schneller
An dem halberwachten Träumer hin,
Und die Gegend lag schon hell und heller,
Nur auch wüster, da vor meinem Sinn.
Forschend blickt' ich in die weiten Räume;
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah ich jetzt nur meine Träume!
Wahrheit selbst, die Wahrheit sah ich nicht!
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als seine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!
Stolze Weisheit! Durftest du mir's rauben,
Das erhabne, stille Seelenglück?
Nimm, was du mir gabst; nur meinen Glauben,
Meine Hoffnung nur gib mir zurück,
Daß mein Haupt auf ihren Schooß sich neige,
Und dies Herz, das schwere Seufzer trug,
Ihr die Narben von den Wunden zeige,
Welche mir das harte Leben schlug.
Wie geschreckt von einem grausen Fluche,
Der aus einem Himmel mich verstieß,
Fahr' ich zitternd auf und suche
Mein verlornes Pardies.
Friede war um mich. Durch Blumenstellen
Wandelte mein unbefangner Schritt,

Wie ein Lenztag, der aus seinem hellen,
Sonnenrothen Morgenhimmel tritt.
Hin, dahin ist diese holde-Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing!
Stumm die Gegend, wo die stille Tugend
Einer hohen Seele ging!
Jedes Thal, voll Ruh und Abendröthe,
Mahnet mich an Hehra's Seelenflug,
Als sie auf den Blick zum Himmel schlug,
Und der Geist, der ihr Gefühl erhöhte,
Meine Seel' auf Engelflügeln trug.
Mitten durch die finstern Grabcypressen
Leuchtet jener Abend mich noch an,
Jener Sternenabend — unvergessen
Strahlt mich seine ernste Feier an.
Wie verherrlicht! wie empor gehoben!
Einer heiligen Entzückung gleich,
Rief sie aus: „Zum Wiedersehn dort oben
Sei gegrüßt, du stilles Geisterreich! —"
Zu dem Strahl, der ihr Gemüth besonnte,
Flog mit ihr auch meine Seel' empor.
Ach! die Zeit, als ich noch glauben konnte,
Sie ging unter, wie ein Meteor,
Das am ausgestorbnen Horizonte
Keinen Wiederaufgang feiern darf!
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,
Jenen Lichtblick, den die Morgenhelle
Einer andern Welt herüber warf!
Ja! wir dünken uns erhabne Götter,
In des Lebens Seligkeit vertieft;
Doch wie anders, wenn ein dunkles Wetter
Unsern innern Lichttag prüft!
Finster schweigend liegt vor mir die Ferne.
Wie vom Sturm empor gejagt,
Richtet zwischen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf und fragt:
„Sein und Werden, seid ihr Dunstgebilde,
Die aus tiefer Nacht herüber wehn,
Und zerflatternd in dem Traumgefilde

Dunkler Phantasieen untergehn? —"
Wenn ich sinnend durch das Leben walle,
Dann erscheint mir das Gebiet der Zeit
Wie der Schauplatz einer Schattenhalle,
Wo die Täuschung ihre Bilder reiht.
Traurig! traurig! seine Lauberhütten,
Wie an einen Abhang, in das Graun
Einer ewigen Zerstörung, mitten
Unter Truggestalten hinzubaun!
Keinen Aufblick eines holden Strahles,
Der den Sinn des großen Bildersaales
Der Natur enthüllte, je zu schaun!
Konnt' im Menschen Gott den Durst entflammen,
Der für Wahrheit brennt, und grausam ihn
Zum Verschmachten dann so tief verdammen?
Ihm den Becher zeigen und entziehn?
Gott! ein Gott! ach, irrend such' ich ihn! —
Draußen, in der blau gewölbten Halle
Seines Tempels, such' ich seine Spur;
Suche Hoffnung, Trost und Ruh, und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe, seufzende Warum?
Keine Antwort spricht zu meinen Fragen;
Alles schweigt; die Mitternacht ist stumm.
Nächtlich einsam wandl' ich durch die Haide,
Wo mein Geist den weiten Raum durchschifft.
Wer enthüllt mir diese Sternenschrift
An dem feierlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninschrift mir
An der Kuppel dieses großen Domes?
Waltet eines Gottes Finger hier?
Waltet er im Glanz des Weltenstromes,
Und im Bach, der durch die Felsen hüpft?
Lebt ein Gott im Menschen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnersturme?
Hier im Säuseln, das durch Myrten schlüpft?
Sieh! am Himmel leuchten tausend Sonnen
Einen stillen Geist zu Gott hinan;

Aber blick' auf unsre Welt: — o dann,
Was dein Glaube dort an Licht gewonnen,
Löset hier in Gram und Nacht sich auf,
Und ein Sturm empörter Schmerzen
Schreit im tiefzerriss'nen Herzen
Eingesungne Zweifel wieder auf.
Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke;
Doch den Wahn, der Menschen noch bethört,
Strahlt sie nicht hinweg aus diesem Volke,
Welches ewig, ewig sich zerstört.
Sieh! da ziehn die wilden Blutvergeuder,
Mord in Händen, Mord im wilden Blick!
Ist ein Gott? ein Rächer? und die Schleuder
Seines Blitzes hält den Strahl zurück?
Elend seufzet dort in dunkler Kammer!
Laster stehen, wo die Tugend fällt!
Ist ein Gott? und so zerdrückt von Jammer
Die hinausgestoßne Welt?
In Cypressen hüllt ihr Haupt die Duldung,
Und die Tugend erntet Hohn und Spott!
Unschuld trägt die Strafe der Verschuldung!
Edle darben! und es ist ein Gott? —
Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Waltet überall ein blindes Loos?
Sind die Welten ausgesetzte Kinder?
Fielen sie auf keinen Pflegeschooß? —
Aber sieh! es leuchtet, still und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze,
Von dem königlichen Cederkranze
Bis hinunter auf das niedre Moos. —
Dennoch, tief verhüllt und leise,
Schreitet eine finstre Macht daher,
Für das Ohngefähr zu weise,
Für die Weisheit zu sehr Ohngefähr.
Ja! das ist die Macht, die rauh und feindlich
Unsern schönsten Traum zerstören darf;
Die den Kranz zerreißt, den still und freundlich
Zarte Lieb' in unser Leben warf.
Stimmen, Töne ziehn um unsre Lauben,

Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf.
Eine Stimme ruft den Glauben,
Eine andre jagt den Zweifel auf.
„Sagt, wo wird dies Streitgetön verhallen?"
Fragt des Dulders thränenvoller Blick.
„Wohnet dort in jenen Sonnenhallen
Ein versöhnendes Geschick?
Unter welcher neuen Frühlingskrönung
Wird die Liebe ihren Himmel weihn? —
Oder wird kein Fest der Weltversöhnung,
Und wird nirgend Recht und Friede sein?" —
Ob ein Gott sei? ob er einst erfülle,
Was die Sehnsucht weinend sich verspricht?
Ob vor irgend einem Weltgericht,
Sich dies räthselhafte Sein enthülle?
Hoffen soll der Mensch! er frage nicht! — —
Die du so gern in heil'gen Nächten feierst,
Und sanft und weich den Gram verschleierst,
Der eine zarte Seele quält,
O Hoffnung! laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel seine Thränen zählt!
Wenn, längst verhallt, geliebte Stimmen schweigen;
Wenn unter ausgestorbnen Zweigen
Verödet die Erinnrung sitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlaßner trauert,
Und, von der Mitternacht umschauert,
Sich auf versunkne Urnen stützt.
Und blickt er auf, das Schicksal anzuklagen,
Wenn scheidend über seinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn:
Dann laß ihn, um den Rand des Erdentraumes,
Das Leuchten eines Wolkensaumes,
Von einer nahen Sonne, sehn! —
Aus den Blicken dieser Hoffnung schimmert
Warmes Leben in den kalten Schooß
Eines Daseins, dem ein hartes Loos
Jede Ruh und jeden Trost verkümmert.
Wenn sie aufgeht — o wie still und groß!

Wie ein Engel, still und groß erscheinend!
Was Tyrannen kalt und seelenlos
Vor sich niedertraten, neigt sich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.
Süße Hoffnung! unter Friedensharfen
Bildete sich dein Vergöttrungstraum;
Kalte Todesstürm' und Zweifel warfen
Nachtgewölk in diesen lichten Raum.
Wankend irr' ich, wie in dunkler Höhle,
Die den Blick ins Freie mir beschränkt;
Und die Seele — — doch was ist die Seele?
Weißt du, wie sie lebt, und wie sie denkt?
Weißt du, ob sie einst noch retten werde
Dieses Leben ihrer innern Welt,
Wenn um sie das Haus von Erde,
Wo sie wohnt, in Staub zerfällt?
Ihre Kraft, muß sie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife sich zu freun? —
Keine Antwort! Diese Fragen greifen
Finster in die Finsterniß hinein.
Nur ein schwermuthvolles Mondgezitter
Wirft ihr ängstlich durchs Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! sie schaut hinaus, und draußen wanken
Die Gestalten um ein weites Grab.
Blüten sinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, so die Höhl' umranken.
Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf, als Opfer, zu verbluten?
Bringt das Leben seine zwei Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?
Leer war meine Stelle, eh' ich war;
Ist der Schritt zum Nichtsein nicht derselbe,
Der der Schritt vom Nichtsein ist?
Sieh! wir treten in dies Prachtgewölbe,
Schaun hinauf, und scheiden unvermißt.
Frag das Leben! hat es mehr zu sagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen
Die Vergangenheit, wie ein Gespenst?

Frage dich, ob du den Mann noch kennst,
Der, vom Glanze seiner Geistesgaben
Weggesunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Rasen uns begräbt,
Hat uns schon die Zeit begraben.
O, Natur! an deinen Blutaltar
Tritt die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen,
Selbst der Tugend heilige Trophäen
Bringt sie dir, zu theuren Opfern, dar! —
Armes Dasein, das, sich stolz erhebend,
Ueber seinen Raum hinüber lauscht,
Immer, hin nach Idealen strebend,
Mängel nur um andre Mängel tauscht!
Eingeweiht zum Lichtgenossen,
Fragt der Forscher, wo die Wahrheit wohnt;
Aber sieh! der Himmel ist verschlossen,
Wo die hehre Göttin thront.
Ach! wir spähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüste starrt um unsre Bahn;
Und am finstern Eingang dieses Lebens
Harret schon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthischer Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —
Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfst du deinen Schatten uns herab?
Dunkel spiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, sich ab.
Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem stürmevollen Busen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fordern unsre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?
„Laß uns, spricht ein Weiser, laß hienieden,
Wenn wir das ersehnte Dort nicht schaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun! —"
Einen Frieden im Getümmel

Dieſes wandelbaren Glücks?
Armes Herz! ſo baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks!
Möge ſich der hohe Weiſe rühmen,
Dieſe Weisheit zu verſtehn:
Sich den Weg zum Nichtſein zu beblümen;
Ich kann nicht ſo glorreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann iſt Tod, und nichts als Tod, um mich!
O dann ſteht das Thier auf ſeiner Stufe
Höher, ſeliger, als ich!
Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide,
Fröhlich hat ſie ein Mal ausgezirpt,
Wenn der Menſch mit jeder Freude,
Die dahin ſtirbt, ein Mal ſtirbt.
O Zerſtörung! welche Todeswunden
Drohn den feierlichſten Weiheſtünden!
In die Luſt verkleidet ſich der Schmerz.
Liebe! Lieb', um deine Roſentage
Flattert ſelig der bekränzte Scherz:
Dort ſieh hin! am ſtummen Sarkophage
Weint und blutet ein verwaiſtes Herz! —
Lieb'. und Freundſchaft, müßt ihr ſo verſchwinden
Im Gebiete, das ein Wurm verheert:
Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,
Das die großen Opferungen ehrt?
Dies Emporſchaun von dem engen Thale,
Iſt es Wahnſinn? iſt's ein Flug im Traum?
Und doch leuchtet's oft in dieſem Raum,
Als ob Götterglanz vorüber ſtrahle. —
O der edle, hohe Tugendſinn!
Wird er nie Vollendungskronen tragen?
Geißeln uns ſo zwecklos hundert Plagen
Durch's Gewühl des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquoll,
Um an einer Ewigkeit zu reifen?
Welch ein Leben! Weißt du, was es ſoll?
Sieh es an! kein Fiebertraum iſt bunter;

Weise fallen, die ein Narr begräbt;
Hehra's Seelenlicht ging unter,
Und der düstre Wahnsinn lebt!
Schau! hier sinkt der Kindheit frische Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag das Laster, frag die Tugend!
Hat das Leben einen Sinn?
Ist der Lichttag göttlicher Aurele,
Tief zur Nacht hinab zu sinken, werth?
Wird die Nacht in der Tyrannenseele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,
Wo die trauernden Cypressen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe, düstre Worte:
„Blühen, wachsen, welken und vergehn! —"
Wag' es nicht, das Haupt empor zu heben!
Vor dir steht er, des Vernichters Thron.
„Schau! ich bin das Elend," spricht das Leben
Zu dem Menschen — „und du bist mein Sohn!"
Ja, der Lufthauch, der den Halm umfächelt,
Hob das Röcheln einer Brust empor;
Und der Thau, worin die Rose lächelt,
Drang, als Scheidethrän', ein Mal hervor!
Was erringt die junge Kraft des Strebens?
In dem zarten Pulse klopft und dringt
Ein Zerstörer an die Thür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er droht, gelingt.
Sagt, verborgne Mächte! warum wüthen
So viel Stürme nieder unsre Blüten?
Warum fällt der Mensch nicht unbedroht?
Wird ihm nichts den finstern Gang vergüten?
Warum fühlt denn Er nur seinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dies Dasein hingestellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sagt! was gibt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, sich aufzukämpfen, wenn sie sinkt,
Und getrost den Klippenweg zu wandeln:

Wenn da drüben keine Krone winkt?
Wird die kalte Weisheit Fluten hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?
Diese Welle, die das Ufer schlägt,
Wird, trotz ihr, das Ufer niederschwemmen.
Mächtig dränget uns durch Lust und Schmerz
Die Natur, von That zu That, hinüber.
Gib dem Herzen eine andre Fiber:
Und es ist nicht mehr dies Herz;
Und es knüpfen andre Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, dem wir verzeihen,
Oder den wir richten, ist der Mann.
Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Piedro's flammenreichem Blut:
Und er wurde nicht der grause Sünder,
Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurst der Eumeniden,
Der sich flammend durch sein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern schloß;
Mußte — denn er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufstürmt, keine süße Pflicht,
Höret nicht der Unschuld sanfte Stimme,
Hört den Schrei der zarten Kinder nicht!
Welch ein Widerstreit der Kräfte,
Der den Willen hier und dorthin reißt!
Ist es Ebb' und Flut der Nervensäfte?
Ist es Körper oder Geist?
Ist der Mensch an's große Rad gekettet,
Das sich ewig um sich selber kreis't:
Was ist unsre Tugend dann? was rettet
Dann die Freiheit unserm Geist?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feiert dich das stille Herz so gern;
Aber hin durch diese heitre Gegend
Zieht das Schicksal, wie ein Nebelstern.
Dürfen wir von Freiheit träumen?
Fühlen wir bei jedem Schritte nicht

Unsre Ketten und ihr Lastgewicht?
Heilge Stellen selber mußt du räumen,
Wenn gebieterisch das Schicksal spricht.
Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir sind Kinder der Natur
Und des Schicksals. Ihren Phantasieen
Hingegebne Kinder sind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menschen aus dem Schooß
Seiner Ruh'; und frevelndes Beginnen
Ist nicht Schuld, es ist sein Loos;
Ist der Geist, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich siegt,
Oder ob's ein Rasender zertrümmert —
Durch das weite Leben fliegt.
Rauschen hört der Mensch die dunkle Schwinge,
Die den Ocean der Welt bewegt,
Felsen hebt und Felsen niederschlägt!
Stürmend reißt ihn fort die Flut der Dinge!
Weiß er, wie? wohin die Flut ihn trägt?
Ihre Welleneile jagt den Weisern,
Wie den Thoren, hin durch Schmerz und Lust.
Hart und drückend, kalt und eisern
Liegt des Schicksals Hand auf unsrer Brust.
Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern!
Eine leise Stimm' im Herzen spricht's.
Ach! wer mag das Räthsel mir entschleiern,
Daß der Mensch hier Alles wird und Nichts?
Sieh! da steh' ich nun und wanke,
Gleich dem Wandrer, auf beschneiter Bahn;
Und in einem wüsten Ocean
Rudert, ohne Compaß, mein Gedanke,
Ohne je dem Ufer sich zu nahn.
Und kein Pharus wirft auf so viel Syrthen,
So viel Klippen ein willkommnes Licht!
Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrten,
Wo die Freiheit ihre Kränze flicht!
Tugend! Tugend! doch soll ich dich feiern?
Ist's ein Gott, der, hinter dunkeln Schleiern,

Wunderbar zu meinem Herzen spricht?
Brannt' ein Gott dies Feuer ungestillter,
Heißer Sehnsucht tief ins Leben ein?
Werd' ich einst, du heiliger Verhüllter,
Werd' ich freier, und dir näher sein? —
Heilge Nacht! du führest deine Globen
Still und friedlich durch den Himmelsraum.
Wohnet Licht und Friede nur dort oben?
Ist hienieden alles Traum?
Traumgestalten gleich, dahin geschwunden
Sind, im wilden Kampfe des Gewühls,
Die erhabnen, großen Weihestunden
Unsers zartesten Gefühls.
Hat der edle Sieger welke Kränze,
Hat er Todtenkränze nur gepflegt,
Die er, scheidend, an der öden Grenze
Dieses Lebens nieder legt?
Ruhe, dich! dich such' ich, holder Friede!
Suche dein Gestirn am Himmel auf.
Tief im Dunkel, tief verirrt und müde,
Schließt dein Pilger seinen Lauf.

Zweiter Gesang.

Inhalt.

Vorüberfliegend sind die Gestalten der Zeitlichkeit; und ihr fordern wir das Geheimniß der Ewigkeit ab?

Wir sind dem Irrthum unterworfen; doch eben hierin beruht der hohe Rang des Menschen, daß er bestimmt ist, die tiefe Fülle der Erkenntniß zu ahnen, und empor zu bringen von Stufe zu Stufe, deren jede ihren beseligenden Gesichtskreis hat. Eine solche Beseligung würde er verlieren, wenn er eine der Stufen überspränge: und so hebt sich der Wunsch, die volle Wahrheit zu umfassen, von selbst auf. Wie hoch immer der Mensch sich aufschwingen mag in den Ordnungen der Geisterwelt: auch höhere Geister erschöpfen die Fülle der Erkenntniß nicht. Das Gebiet der Wahrheit ist unendlich: die Beherrschung desselben muß einem unendlichen Geiste zukommen. Der, durch die Selbstständigkeit der Vernunft gewonnene, Glaube an Gott ist dem Menschen so unentbehrlich, gehört so sehr zu seinen innersten wesentlichsten Bedürfnissen, daß eben diese, in unserm tiefsten Sein gegründete, Unentbehrlichkeit ein höchstes, ein Ursein voraussetzt.

Lebhaft spricht dies höchste Bedürfniß durch die Stimme des Gewissens uns an, in dem Gebiete der Tugend, und äußert sich besonders tief ergreifend in dem Gefühle der Theilnehmung an dem Kampfe des Rechts, und an dem Siege, mit welchem aus den Anfechtungen die sittliche Würde hervor geht. — Blicken wir in die frühesten Tage der Menschheit zurück: und wir sehen, wie mit dem ersten Erwachen des Bewußtseins in des Menschen Brust der Glaube an ein höchstes Wesen erwachte, den späterhin in bestimmteren Formen das ägyptische Priesterthum pflegte. Ohne diesen Glauben — welche Aussicht des Lebens! welches Geschenk die Vernunft! Warum empört es uns, die Tugend leiden zu sehen? Dürfen wir von dem Zufalle Gerechtigkeit erwarten? Von der Naturwelt kann die Anerkennung dessen, was recht ist, nicht gefordert werden. Von einem Gotte ist Herstellung und Ausgleichung zu erwarten. Nur unter dieser Voraussetzung, die sich so unmittelbar, so unwillkürlich uns aufdringt, die uns

so unentbehrlich ist, sind die zufälligen Leiden der Tugend als ihr Triumph anzusehen; und jede Ansicht des Lebens heitert sich auf. Diesem angebornen geistigen Lebensbedürfnisse, dieser innersten Mahnung, die aus des Bewußtseins heiligster Tiefe herauf tönt, schallet aus der, uns umgebenden, Schöpfung die Stimme der Natur entgegen, besonders wenn sie uns zur Betrachtung des gestirnten Himmels empor ruft. Ohne den Glauben an Gott geräth die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch, und die Erscheinungen der Natur sind leere Träume. Selbst höhere Geister können diesen Glauben nicht entbehren.

Gott.

Laß untergehn die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durch einander ziehn!
Am innern Leben, Freund, laß sich die Hoffnung halten!
Wir bleiben, die Gestalten fliehn.
Doch sprich, warum beschwören unsre Klagen
Den eilenden Vorüberflug der Zeit,
Vor uns zu stehn und auszusagen
Den Inhalt einer Ewigkeit?
Ins Heiligthum zu schaun, ins Heiligthum der Klarheit,
Der Reiz umzaubert uns, allein
Die Wahrheit darf den Durst nach Wahrheit
Nicht löschen, ihn nicht tödten, nein,
Entflammen soll sie tief in uns den Geist des Strebens,
Und auf dem Ocean des klippenvollen Lebens
Der ferne Lichtblick eines Pharus sein.
In labyrinthischen Gewirren
Schwankt ungewiß der Mensch dahin:
Und dies, dies ist sein Rang; nur er, der diesen Sinn
Für Recht und Licht empfing, der hohe Mensch kann irren
Wie aber darf die Blum' im Kranz,
Wie darf sie selbst der Kranz sein wollen?
Genug, auch sie gehöret zu dem Glanz,
In welchem Sonnenstaub und Sonne flutend rollen,
Von einer Kraft erfüllt, die durch das Ganze webt.
Hoch trägt den Menschen diese Wesenfülle,
Um die der Geist der feierlichen Stille,
Wie eine dunkle Weihung, schwebt.
Dank der verborgnen Hand, der unsre Tag' entquillen,
Daß sie das Licht von fern uns ahnen ließ!
Nicht der Besitz, nur das Enthüllen,
Das leise Finden nur ist süß.
Vom Nebelthal hinauf zur reinern Sonnenhelle
Führt uns ein Gang, der jede Lebensstelle
Mit ihrem eignen Himmel ziert.

Gewönn' ein Herz, das eine solche Sphäre,
Solch einen Himmelsraum verlöre,
Wohin der Stufengang, von Sein zu Sein, uns führt?
Es sei, daß du ein Mal durch jene Sonnenferne
Zur Welt des Sirius hinüber flogst:
O, dann verschmähtest du das Heil auf unserm Sterne;
Dann schliefe, was du hier erzogst,
Dann schliefe noch, verhüllt im Kerne,
Der Gartenhain, voll Blumenphantasie,
Voll stiller, süßer Laubenkühle;
Und — was nur dieser Sinnenkreis verlieh —
Die ganze kleine Welt, voll lieblicher Gefühle,
Sie wäre nicht, und würde nie.
Und wie, wenn dir die Wahrheit es vergönnte,
Daß ihren vollen Kreis dein Blick umfassen könnte:
Was würd' es um die Wahrheit sein?
Verdiente sie das Glutgeloder
Des hochentflammten Wunsches? Nein!
Sie ganz zu fassen, müßt' ihr Umfang kleiner — oder
Du, Mensch, du müßtest größer sein.
Und dies, dies forderst du; allein
Wie groß? das ist die schwere Frage. —
„Hinauf! hinauf! zu eines Engels Glanz!"
Auch dahin folgt dir deine Klage;
Kein Engel faßt die Wahrheit ganz;
Er strebt, wie du, der tiefen Fülle näher,
Und ahnet immer nur von fern den Sonnenthron.
Die Wahrheit weiß von keinem Lieblingssohn;
Auch du bist ihr geliebter Späher,
Und was du wünschest, hast du schon;
Hast einen dunkeln Tag, voll Bürgschaft hellrer Tage;
Die spricht ein holdes Wort zur Wehmuth deiner Klage:
Nur diese Bürgschaft macht das Leben lebenswerth;
Sie schmiegt sich an die Ruh des stillen Tugendkreises,
Der, tief in seinem Schooß, ein leises
Vollendungsahnen heilig nährt.
Schau hin! dort liegt das All, wie eine reiche Dichtung.
Vollendung nirgend, reges Wandeln nur
Durch die, mit Welten übersäte, Flur.

Vollendung unsers Seins, was wäre sie? Vernichtung!
Sich selbst erschöpft erschöpfender Genuß!
Vom Tode rettet ihn auch nicht der Ueberfluß.
So flögst du dann umsonst von einer Sonnenwende
Bis zu der andern, vom Nadir
Bis zum Zenith hinauf: o Freund, dein Auge fände
Nur immer größer das Gewirr,
Und immer weiter hin und weiter hin das Ende,
Jedoch das Lösungswort des großen Räthsels nie!
Wer mag das große Buch des Weltenraums entsiegeln?
Vor welchem Geist erscheint die Wahrheit klar und rein? —
Von dem sie ausgeht, Freund, wie Weltensonnenschein;
In einem höchsten Schaum muß sich die Wahrheit spiegeln;
Enthüllt erscheinet sie vor einem höchsten Sein.
Ein Ursein ist, worin sich alles Sein entfaltet,
Aus einem Ursein tritt gestaltet
Ein jedes Sein hervor in das Gebiet der Zeit:
Dies Ursein nennst du Gott: er waltete und waltet
In Lieb' und Recht, in Licht und Herrlichkeit. —
„In Liebe, Licht und Recht?" — so fragt die düstre Klage —
„Wer," ruft sie aus, „wer mag, Verzweiflung, dir entfliehn?
Gebieten Lieb' und Recht, daß thränenvolle Tage
Zerstörend hin durch unsre Hütten ziehn?"
„Es ist kein Gott!" — Mit tausend Uebeln ringend,
Stürzt der gequälte Mensch ins öde Nichts hinab;
Und schweigend fliegt die Zeit, sich auf und nieder schwingend,
Hin über ein weit aufgeworfnes Grab!
„Es ist kein Gott!" — so schrein aus dumpfen Hallen
Des Jammers Klagen auf, und schallen
Durch das Gewölbe der Natur. —
Es tönt mir nach von der verheerten Flur!
Da zog das Unheil hin um eingestürzte Hütten!
Und durch das Leben ging der große Meuchelmord.
Allgegenwärtig hier und dort,
Flog eine Furie, Verderben auszuschütten!
Das Heiligste verhöhnte wilder Spott! —
O Harmonie der Welten! ist ein Gott?
Ist ein Gericht, und darf's der Frevel so verhöhnen? —
Da scholl es, wie ein Ruf, zu meinen Klagetönen:

„Still! rechte nicht! der Eingeschränktheit Sohn
Wirst nur berührt vom nachbarlichen Ton;
Das Ganze wird das Einzelne versöhnen.“ —
„Was ist das Ganze?“ fragt das tief zerrißne Herz,
„Ich kenn' es nicht, ich bin von seinem Schutz verlassen!“
Und auf zum Himmel blickt der starre Schmerz,
Den Gott des Rechtes will er fassen. —
Ach! führet denn kein Laut im Menschen auf die Spur,
Den Heiligen zu glauben, ihn zu ahnen?
Kein Wink in der uns rings umwaltenden Natur,
Um unserm Blick den Weg hinauf zu ihm zu bahnen?
Wahr ist es, unser Blick erreicht ihn nie,
Die sinnende Vernunft verlanget Offenbarung;
Sie schwingt sich forschend auf, und forschend wandelt sie
Durch's offene Gebiet der schweigenden Erfahrung.
Sie fragt die Möglichkeit. die Antwort ist: „Vielleicht.“
„Ach! nur vielleicht!“ Sie fragt das Leben,
Sie fragt den Tod, der um das Leben schleicht;
Und keins vermag die Antwort ihr zu geben,
Vor der die Nacht der Zweifel sich erhellt.
So laß uns denn zur Tugend fliehen!
Sie offenbart uns eine Geisterwelt,
Die Welt der Kraft, die Welt der Lebensharmonieen,
Die fern ein höchstes Sein uns vor die Seele stellt.
Wir würden nie die Dunkelheit verklagen,
Die uns umgibt, verriethe nicht
Den Schatten unsrer Nacht ein Licht,
Das, hinter diesen Erdentagen,
Wie durch zerrißne Wolken bricht.
Ein Strahl von diesem Licht fällt in das innre Leben;
Mir ist ein Gott ins Herz gegeben,
Ein Ahnungssinn, der meinen Geist
Unwiderstehlich hin nach jener Höhe reißt,
Dahin, wo wandellos, in unerschaffner Fülle,
Die Wahrheit wohnen muß, ein ewig fester Wille:
Und dieser Will' ist Gott, der hohe Weltengeist.
Begreiflich nur sich selbst, sich selbst erscheinend, waltet
Sein Wille dort in einem reinen Licht,
In welchem sich vor ihm die Geisterwelt enfaltet.

Was heilig ist, das Wort von Pflicht und Recht, ist nicht
Im Buche der Natur zu lesen.
Ein feierlicher Ruf des innern Menschen spricht:
„Sohn der Natur, du bist ein Sohn der Pflicht!"
Vor diesem Rufe beugt sich tief mein ganzes Wesen;
Gott ist es, der durch ihn zu meinem Geiste spricht.
Ob auch die Lebensbahn im Nebelmeer verschwimme:
Gesichert leitet uns das Wort der innern Stimme.
Sie ruft empor den Geistesblick,
Empor von den befangnen Sinnen;
Sie tönet laut in uns von Innen
Hinaus in die Natur, und hallt aus ihr zurück.
Was weint in uns, wenn still und rührend
Die Unschuld kämpft mit Mangel, Hohn und Spott?
Was jauchzt in uns, wenn triumphirend
Die Tugend siegt? — Der Glaub' an Gott!
Was spricht, wie Geisterruf, zum Harme?
Was wirft den Zweifler selbst, wenn ihn kein Trost mehr hält,
Wenn er schon aus dem Arm der letzten Hoffnung fällt,
Dem Aberglauben in die Arme?
Der Glaub' an Gott und an die Geisterwelt!
Der Aberglaube selber ist ein Schatten,
Den innre Wahrheit auf das Leben warf;
Er borgt von ihr die Kraft, den Frieden zu erstatten,
Den unvertilgbar das Gemüth bedarf.
Laß unsern Blick in jenes Morgengrauen
Der frühern Welt hinüberschauen:
Da finden wir sie schon, des Glaubens leise Spur;
Da trägt so mütterlich, so zart, wie das Erbarmen,
Die holde, pflegende Natur
Die junge Menschheit auf den Armen;
Ihr Zögling schaut umher auf der geschmückten Flur:
Wer hat die Kränze dort und hier ihm aufgehangen? —
Und betend streckt er seine Hand
Nach der Natur, die mild ihm zugewandt,
Mit Mutterlächeln auf den Wangen.
Von frischer Blumenluft umweht,
An seinem Wiegenlager steht,
Wo sie in duftig grünen Hallen

Ein Paradies ihm schuf, ein reiches Paradies,
Und Abends ihn von ihren Nachtigallen
In weichen Schlummer singen ließ.
Ihn weckt der Tag; und mit der Morgensonne
Erwacht in ihm die stille Seelenwonne,
Die freudig Gottes Licht erkennt,
Und ohne Namen ihm das hohe Wesen nennt.
Dem Menschen ist, zur Pilgerschaft durch's Leben,
Ein Gottgefühl, ein Ruf des Glaubens mitgegeben,
Der, wo er schrecklich ihn auch mißverstand,
Doch nie und nirgend ganz aus seinem Busen schwand.
Der Glaube war's, der laut das Taggestirn begrüßte:
Schau Isis Priester dort, wie betend er sich weiht!
Die Sonne kommt, sie tritt aus ihrer heil'gen Wüste: —
Ja, das ist Gottes Herrlichkeit!
Das Höchste hat dem Seher sich verkündet,
Das Heiligste, wonach die Seele ringt.
Horch! sein Gesang, vom Gottgefühl entzündet,
Wie Feuer bricht er aus; der Hymnen Chorus singt:
„In Flammen naht sich Gott. Empfangt ihn, Morgentöne!
Fall' an sein Herz, Natur, mit einem Wonnelaut!
Auf! schmücke dich mit deiner ganzen Schöne,
Du, seine hochbegabte Braut!
Sie strömt auf dich herab, die königliche Feier,
Die hochzeitfestlich deinen Gott umfängt!
Verhülle dich in den Vermählungsschleier,
Der strahlenreich von seinen Schultern hängt!
Ruf' ihm entgegen! Dort durch leuchtende Gefilde
Des blauen Aethers wandelt er.
Schau! Wie das Licht von seinem Flammenschilde
So geht Entzücken vor ihm her.
Die Himmel, die in seinem Glanze schwimmen,
Umfeiern seinen wundervollen Gang.
Ihr Morgenlüfte, werdet Stimmen!
Ihr Bäum' und Bäche, Harfenklang!"
So, Freund, begeisterte der Glaube die Altäre
Des dunkeln Heiligthums am Nil der alten Welt.
Und, o wie tröstend spricht sein Wort zur frommen Zähre,

Die von der Tugend Wange fällt!
Es sei kein Gott, die Tugend ein verhaßter,
Ein öder Lebenszwang, der jede Freud' entwürzt;
Ein Himmel sei die Lust, der Gott darin das Laster;
Die Menschenwürde sei von ihrem Thron gestürzt:
O! dann ist nirgend Licht und Leben,
Der Mensch ein dumpfes Sein, um das Phantome schweben,
Und Schatten fahren wild durch stumme Wüsten hin.
Es herrscht ein blindes Heer zerstörender Gewalten,
Das große Traumgesicht der Welt ist ohne Sinn,
Und zwecklos wogt in uns ein Chaos von Gestalten,
Und was Bedeutung lügt, täuscht zur Vernichtung hin.
Es ras't in uns ein Trieb, der Trieb, empor zu ringen,
Dem sich das Herz doch nicht entretten kann;
Und Wahnsinn ist es, sich der Tugend aufzudringen;
Das Streben der Vernunft, den Knoten zu entschlingen,
Ist Thorheit! Thorheit klagt und staunt den Zufall an.
So hat das Göttliche des Menschen keine Rechte,
Dem Rechte sich zu nahn? ihm gläubig zu vertraun?
Ist, was uns himmlisch dünkt, von irdischem Geschlechte?
Sind wir der Noth, sind wir des Zufalls Knechte? —
Ach! immer dunkler wälzt das Graun
Herauf die schwarzen Mitternächte,
Die unsern heilgen Stern, den Thron
Des Rechtes, zu verschlingen drohn.
Allein dies Graun, dies Widerstreben,
Dem Zufall sich dahin zu geben,
Erschüttert deinen Geist, wenn dich ein Mißklang irrt,
Um dein Gemüth empor zu einem Gott zu heben,
Der einst das Recht versöhnen wird.
Du siehst: das Laster schwelgt bei lauten Jubelchören,
Die Tugend darbt, die Unschuld wird verkannt,
Der Frechheit folgt das Glück, die Wahrheit wird verbannt,
Die Weisen baun am Heil, daß Narren es zerstören!
Hier ist es, wo dein Herz auflodernd sich empört! —
Vernunftlos, wie er ist, wie mag er dich empören,
Der Zufall, der da wild den Gang des Rechtes stört?
Verklagst du so die Blindheit eines Blinden?
Doch nein! du kannst dich hier dem Glauben nicht entwinden:

Daß einer Welt des Rechts die Tugend angehört,
Die hier im Drang der Welt sich göttlich frei entfaltet.
Ja, mächtig, wie ein Lebenstrieb,
Hält dich der Glaube fest: daß eine Gottheit waltet,
Die ihren Namen tief ins Herz der Tugend schrieb.
Uns ward ein Sinn des Rechts, und Trieb nach Lebenswonne;
Und dieser Doppelstrahl, der in dies Dasein fällt,
Verläugnet nicht die ferne Sonne,
Die einen höhern Kreis erhellt.
Es ist ein Gott! und sieh! die Nebel sind zerflossen
Vor diesem Sonnenstrahl; ein großer Lebenstag,
Ein Auferstehungstag ist ausgegossen,
Wo dumpfe Mitternacht, voll Todesgeister, lag.
O, Mensch! vermisse diesen Glauben,
Und fühle, was dein Heiligstes vermißt!
Du würdest die Vernunft selbst ihres Lichts berauben:
Gott ist, weil eine Tugend ist!
Vernimm ihr leises Wort! es wird an Hehra mahnen;
Und selbst ihr seufzendes Warum
Ist nur ein ernstres Himmelsahnen:
Ihr ist die Mitternacht nicht stumm.
Die Tugend leitet uns, wo irre Träume grübeln;
Sie führet uns durch dieses Labyrinth,
Das uns mit täuschenden Geweben überspinnt;
Sie zeugt von Gott, Trotz allen Erdenübeln,
Die nur Triumphgepräng' in ihrem Zuge sind.
Und Heil und Heiligkeit sind zwei verwandte Flammen;
Sie flammen hoch durch das Gebiet der Zeit,
Und neigen ewig sich durch die Unendlichkeit,
Und fallen dort in Einen Geist zusammen;
Und dieser Geist ist Gott, kann Gott nur sein.
Kein Endlicher mag sich zu dieser Höh' erheben;
Die höchste S ligkeit, das reinste Geistesleben
Sind in sich, durch sich Eins: Gott fasset sie allein.
Das wär' ein Wahn, ein Traum, was ich so warm umfasse?
Was vor dem Geiste sich so dunkelhell enthüllt?
Was meinen reinsten Sinn so rein, so tief erfüllt? —
Nein, jenes Weltall ist die große Körpermasse.
Wohinter eine Welt der Geister sich verhüllt.

Und diese Geisterwelt ist die erhabne Seele,
Der Sinn des großen Alls, voll Gott und Götterart;
Was göttlich ist, gehört zu dieser großen Seele,
Die sich dem stillen Sinn der Ahnung offenbart.
Du kannst dich dieser Ahnung nicht berauben;
Dein Zweifel selbst verräth dir ihre leise Spur;
Sie spricht durch die Natur zum Glauben,
Der Glaube spricht von ihr zu der Natur.
Ja, die Natur! magst du sie selbst empfinden?
Du trägst in dir ein Bild von einer Körperwelt;
Dies Bild empfindest du, nicht was sie selbst enthält;
Doch ohn' ihr Sein und Wesen zu ergründen,
Zu fassen, wie sie ist: du glaubst an ihre Welt.
Da, wo die Morgensterne schweben,
Da spricht dein großes Sein, Unendlichkeit, uns an,
Ein Reich der Herrlichkeit, das ist, und nicht begann.
Ist denn die Geisterwelt entfernter unserm Leben?
In uns fängt sich für uns das Reich der Geister an.
Der höchste Geist ist Gott, und du wirst seiner inne,
Wenn tief der reine Sinn der Tugend dich entzückt.
Hier ist sein Heiligthum, und dort im Reich der Sinne
Ist er durch Weltnatur und Weisheit ausgedrückt.
Den Hohen, Tiefverborgnen schleiert
Die Nacht in ihr geweihtes Dunkel ein.
Der offne Tag, die Luft, voll Lerchenstimmen, feiert
Sein großes, wunderbares Sein.
Und eifernd predigt ihn die hehre Wolkenstimme,
Die von den Wölbungen des Himmels niederschallt.
Von ihm begeistert, rauscht der Wald;
Von Gott erzählt die Luft, die an des Baches Krümme
Hinunter spielt, und leis' um Angerblumen girrt.
Ihn zu verkünden, hat der Wurm auch eine Stimme,
Der kleine Wandrer dort, der durch den Mooswald irrt.
Wo Hehra feierte, dort in den Heiligthumen
Des Felsenthals, vernimm das stille Wort der Au'n!
Dort lies — sie spricht von Gott — die heil'ge Schrift der Blumen!
Er wandelt in des Haines Graun,
Und kündet sich mit weihevollem Schauer

Dem Zweifler an, der durch die Wildniß klagt,
Und jeden Halm im Thale seiner Trauer
Nach einer Gottheit dieses Tempels fragt.
Doch er vernimmt noch nicht, was ihm die Blume sagt.
An seinem Herzen ging, mit wildem Grimme,
Der Tod vorbei, und riß, mit kaltem Spott,
Ein theures Leben weg; und eine dumpfe Stimme
Der Wüste seufzet auf: „Verhängniß, bist du Gott?“ — —
Freund, es ist Nacht. Die dunkeln Lebensspuren
Behorcht die stille Luft; das Haingeflüster nur
Erzählt des Tages Ruh dem Hirtenthal der Flur.
Dort oben ziehen leuchtende Naturen
Hin über die verschattete Natur.
Das Leben träumt; schon feiert tiefe Stille
Das glänzende Gedankenfest,
Wo sich die Wahrheit gern, in ihrer keuschen Hülle
Den Huldigungen überläßt,
Die sich vor ihrer Gottheit neigen;
Und ein geheimnißvolles Schweigen
Beherrscht und weihet unser Fest.
Es weihet den Triumph der hehren Sternenfeier;
Und sie, mit ihrer Ruh und ihrem Silberkranz,
Die Nacht, die heilige, entfaltet ihren Schleier,
Und läßt ihn über diesen Glanz
Und diesen Pomp vom Thron der Gottheit niederwallen
Sie, die Unendlichkeit, reißt ihre Tempelhallen
Zum Gottesdienst der Welten auf.
O schau! wie Zug an Zug sich dränget!
So groß, und doch so still! Ein Geist der Stille hänge
In diesem Tempelraum die Flammenkronen auf!
Ein Geist der Stille führt den wunderbaren Reigen,
Dies wandelnde, dies weite Labyrinth.
Sieh doch den Aufwand! sieh die Zeugen,
Vor welchen unser Fest beginnt!
Erhabne Nacht, laß deine Strahlen schimmern!
Führ' alle deine Sonnen auf!
Das Irdische vollendet seinen Lauf;
Es richtet an den wüsten Trümmern
Der eingesunknen Zeit die Ewigkeit sich auf.

Vor allen sei Orion eingeladen!
Er prang' einher in seinem Weltenchor!
Dort schauen selbst die traurigen Hyaden,
Aus ihrem düstern Nebelflor
In stiller Heiterkeit hervor.
Es heben sich der lieblichen Plejaden
Bekränzte Häupter schön empor.
Dort ruht der Schwan; und leise Töne gleiten
Um seine Silberbrust, wie ein Gesang der Zeit,
Der still und still verhallt; er ruht auf Dunkelheiten,
Wie eine glänzende Unsterblichkeit.
Da schwimmt der Halbmond hin, und Aetherlüfte fächeln
Um seine goldne Stirn, von Dämmrung sanft umgraut.
Er ist in diesem Ernst das schöne, stille Lächeln,
Womit die Nacht sich selbst in ihrer Hoheit schaut.
O! laß die Erd' in ihrer Wolkenhülle,
Mit ihrem kleinen Stolz und ihrem niedern Ruhm!
Auf! folge mir zu jener Weltenfülle!
Dort öffnet uns ein Gott ein tiefes Heiligthum.
Da laß mich dir die Stellen zeigen,
Wo die Unendlichkeit zu meinem Geiste sprach,
Und ein erhabnes Fest, umglänzt von Sphärenreigen,
Hervor aus tausend Morgenröthen brach.
Ich war dem Tropfen Gegenwart entronnen,
Und offen lag vor meinem Geiste nun
Der Lebensocean, an dessen Ufer Sonnen,
Wie ausgeworfne Kiesel, ruhn.
Die Milchbahn streckte weit, durch unermeßne Fluren,
Die tausend Arme wundervoll hinaus.
Dort drückte seine hellen Spuren
Verweilender das Wandeln Gottes aus.
Da blitzten, wie von Götteridealen,
Unsterbliche Gedankenstrahlen
In meinem tiefsten Leben auf.
Verklärter schwebten Monde hin und Erden;
Aus Schattenhallen gingen sie herauf;
Zu Morgensternen sah ich Abendsterne werden;
Die Schatten blühten selbst zu Lichtgestalten auf
Gestirne zogen dort in weit entfernten Gleisen;

Sie drangen bleich herauf mit ihren Nebelau'n,
Wie Geister, die aus öden Lebenskreisen
Nach einer hellern Sonne schaun.
Sanft dämmerte das Licht der Dioskuren,
Halb überschattet, halb erhellt,
Gleich den, im Menschen tief verschlungenen, Naturen
Der Lichtwelt und der Schattenwelt.
Ich sah den Strahlenkranz im Haar der Jungfrau schweben;
Sie trat hervor, die reiche Himmelsbraut,
Mit glänzendem Gefolg umgeben.
Die Lyra tönte sanft, wie Aeolsharfen-Laut;
Die Aetherstille ging in Harmonieen über.
Es wehten Lieder von der Flur
Des festlichen Arcturs herüber;
Und röthlich blinkte der Arctur,
Als wär' er überblüht mit lauter Rosenkronen.
Hier ist es, wo, im Schooß der lieblichsten Natur,
Die Sympathie'n der schönen Seelen wohnen.
Dort zitterte, halb Licht, ein Sterngewölk empor.
Es wand aus fernen, düstern Räumen
Sich, wie ein Auferstehungstag, hervor,
Der kaum erwacht aus dunkeln Lebensträumen.
Nun stürzte Sirius sich in die Huldigung
Der Feiernacht, wie eine hehre,
Auflodernde Begeisterung,
Mit seiner ganzen Glut, mit seinem Flammenmeere.
In tiefern Nächten schwamm der ferne Uranus,
Den seine Monde kalt erhellten,
Weit hinter'm Jupiter und allen Sonnenwelten,
Und doch mit Herrlichkeit und vollem Ueberfluß
Von Lebenskräften ausgestattet.
Und näher säuselte der Hain,
Der meine Venus überschattet,
Dies liebliche Gestirn. Da wehn die Lüfte rein
Den Quell des Lebens an, der unter Myrtendecken,
Voll Harmonie, den Durst der heißern Sehnsucht löscht,
Und selig alle dunklern Flecken
Hinweg von guten Seelen wäscht.
Die Erde zog dahin mit ihren Grüften;

Aus jeder frischen Gruft schlug eine Flamm' empor,
Die in den reinen Aetherdüften
Des weiten Lebens sich verlor. —
So schwang mein Geist sich auf zum Gottesdienst der Sphären.
Und dieser Gottesdienst verkündet keinen Gott? —
Bei jenen flammenden Altären
Im Tempel der Natur! hier ist, hier herrscht ein Gott!
Sein Odem ist die Kraft der ewigen Gewalten,
Das Leben dieses Raums, die Seele der Gestalten!
Dort betet die Vernunft: „Erhabener, du bist!
Bist nahe dem beseelten Staube! —
Ja, wenn den Heiligen die Grübelei vermißt:
Dort findet ahnend ihn der Glaube,
Der die Vernunft der Tugend ist."
Es sei kein Gott: und todt sind diese Himmelsflammen;
Sie haben hin durch deine Nacht geblitzt;
Und Trümmer baun den wüsten Thron zusammen,
Auf welchem einsam nur und stumm der Tod noch sitzt.
Es sei kein Gott, von dem die Welten stammen;
Im Schooß des Zufalls ist der Lichttag aufgewacht:
Der weise Zufall rief, in aller ihrer Pracht,
Die tausend Sonnen hin in diese Glanzgefilde,
Damit aus tausend Sonnen — Eine Nacht,
Des Nichtseins große Nacht, sich bilde.
Und die Natur, die holde Pflegerin,
Auf deren Schooß wir einst in Schlummer fallen,
Sie fragt umsonst: Woher? Wohin? — —
Nein, Gottes Finger schrieb an diese Aetherhallen
Mit heller Flammenschrift: Ich bin! —
Dies ist die Schrift, an die auch Engel glauben.
Wie weit der Kreis auch sei, den Engel überschaun:
Sie haben weiter noch zu glauben.
Darfst du dem Zweifel mehr, als einer Welt vertraun?
Laß vor den Wundern dieser offnen Hallen,
In heil'ger Ruhe laß uns niederfallen!
Anbeten, tief anbeten laß uns ihn!
Die Stufe seines Throns, die Erde, wo wir knien,
Umschwebt die Nacht mit ihren Schauern;

Und sie ergreifen uns, wie das erhabne Trauern
Der Sehnsucht: heiliger ihn anzubeten, ihn,
Den Weltengeist, der, sich zum Wurme neigend,
Den Wurm, wie seine Welten, zählt,
Den Unerschaffenen, den jede Schöpfung schweigend
Dem Herzen nennet, dem er fehlt.
So find' ihn dann im großen Weltenstrome,
Wo Schöpfung sich an Schöpfung knüpft,
Und im lebendigen Atome,
Der, kaum gesehn, im Lichtstrahl hüpft!
Ein Gott bevölkerte die unermeßnen Weiten
Mit Geistern, angestrahlt von seiner Göttlichkeit.
Vor ihm ist keine Zeit, uns gab er Raum und Zeiten;
Er wandelt still dahin durch seine Ewigkeiten,
Sein großer Schatten fällt durch das Gebiet der Zeit.
Vernimm sein unbeschränktes Walten:
Gedanken Gottes sind die hehren Weltgestalten;
An seiner Kraft und Herrlichkeit
Entbrannten jene Sonnenflammen,
Ihr Lichtquell fort und fort ist Gott,
Durch ihn und in ihm hält der Weltenbund zusammen:
Die große Welteinheit ist Gott.
Doch zeugt dein Leben mehr, als alle Huldigungen
Der ewigen Natur, von Gott!
O, glaub' es dir und den Versicherungen
Der Welten dort: es ist ein Gott!
Ja, glaub' es dir, der innern stillern Mahnung!
In dir, in dir, da spricht ein tiefes Wort der Ahnung
Zu deinem Geist: es ist ein Gott!
So steht der Mensch in dieser Tempelrunde
Der Schöpfung da, und trägt ein hohes Priesterthum,
Umringt von Gottes heil'ger Kunde,
Von seines großen Namens Ruhm. —
Doch still! — nichts Menschliches von Gott wag' auszusagen!
Laß demuthsvoll an unsre Brust uns schlagen,
Und sprechen: Gott ist Gott — und groß, und klein
Ist nur der Mensch in Thun und Sein!
Sei dann mit Dunkelheit des Pilgers Pfad umschleiert,
Natur und Tugend, hin zur Gottheit führen sie.

Der Tugend öffnet sich das Reich der Harmonie;
Gott ist das hohe Lied des Tempels, wo sie feiert,
Und die Natur die Melodie!
Es ist ein Gott! Der Tugend verbürgendes Leben
Verkündet ihn; sie wäre nicht, wäre kein Gott.
Ihr ist das Wort der innigsten Weihe gegeben;
Sie spricht es aus: Es ist ein Gott!
Sie zeuget laut, sie ruft es hinaus in die Ferne,
Hinaus, in die, mit Welten umblühete, Flur.
Es ist ein Gott! antworten die ewigen Sterne
Durch das Gewölbe der Natur.
Der stille Geist, der innerste, seligste Friede
Vertraut dem Hain das hohe Geheimniß von Gott;
Und leise spricht, im flötenden Nachtigallliede,
Der Hain es nach: Es ist ein Gott!
Der Erde Druck, die heiligen Uebel des Lebens
Erhöhn den Geist, erheben die Seele zu Gott.
Die Tugend kämpft, und fordert den Sieg nicht vergebens;
Sie triumphirt: Es ist ein Gott!

Dritter Gesang.

Inhalt.

Lebenssinn, Durst nach Glückseligkeit, und Wahrheitstrieb sind die leisen Ahnungen unserer Fortdauer.

Ausgestattet ist der Mensch mit einem, weit über dies Dasein hinausreichenden, Lebenstriebe, der ihn, Befriedigung suchend, durch Gefahren hinreißt; und immer ist ein entferntes Dort, woran seine Erwartungen hängen.

Die höchste Anstrengung seiner Thätigkeitskraft und die Unzufriedenheit, selbst im Besitze des reichhaltigsten Daseins, bezieht sich auf Lebenserweiterung, für welche kein Opfer ihm zu groß ist. Ja, er verschmäht es nicht, das Schattenleben eines Todtenmales in seine Phantasie aufzunehmen. Sein Wahn, seine Thorheiten sind verzerrte Schattenbilder dieser Sehnsucht, deren Ansprüche selbst die Vernunft vertritt.

Eben so über die Grenze dieses Daseins hinausgreifend ist das Ringen des Menschen nach Glückseligkeit. Er fühlt tief, daß er sie bedarf, und daß sie ihm mangelt. Daher seine Unbeständigkeit. Vergebens sucht er überall den Himmel seines Herzens auf. Es häufe sich um ihn der Ueberfluß aller Lebensgüter: er besitzt die Glückseligkeit nicht. Aus der Unendlichkeit strahlt sie herab, wie das Leuchten der Wahrheit.

Dieses Leuchten der Wahrheit endlich, dieser Reiz der Erkenntniß reget den Forschertrieb auf; er erhebt sich, und steht vor einer unerschöpflichen Fülle. Der Eintritt in das Gebiet der Unermeßlichkeit ist schon hier ihm eröffnet, und läßt ein ewig fortschreitendes Leben der Erkenntniß ihn ahnen. Welch ein bedeutender Fortschritt der gesammten Menschheit ist es, der sich zwischen der rohen Menschennatur und der feinen Griechencultur wahrnehmen läßt! Die Weisen der Vorzeit sind Morgensterne eines heraufdämmernden Tages; und jeder tiefere Blick in das Heiligthum der Wahrheit ist ein aufgehendes Morgenroth, welches der lichtvolleren Zukunft voraus geht. Der Genius der Zukunft tritt in den Stunden der Einsamkeit tröstend vor die Seele; und wie aus fernem Nebel dämmert das Land unsrer Hoffnung empor.

Leben. Glückseligkeit. Wahrheit.

Es ist ein Gott! O Freund, der heilige Gedanke
Durchstrahlt die Nacht, und drängt durch Zweifel sich hervor,
Erhöht, vergöttlicht uns, durchbricht die enge Schranke
Der Sinnlichkeit, und hebt uns über uns empor.
Es ist ein Gott! Kometen rollen
Mit Lebenskräften, ihm entquollen,
In die Unendlichkeit hinaus.
Auf sie, die seinem Blick nicht näher schweben,
Als du ihm wandelst, gießt er Leben
Und Licht in vollen Strömen aus!
Gießt Trieb und Kräfte, fort zu streben,
Beseelend in die Wüstenei,
In die Unendlichkeit der großen Weltenferne. —
Doch warum fragen wir die Sterne,
Ob Gott ein Gott des Lebens sei?
Der Boden, wo du wandelst, schüttert
Von Lebenskraft; auf jedem Strahl,
Mit jedem Hauch des Frühlings zittert
Ein junges Leben in dein Thal.
Welch Leben schwärmt und säuselt durch die Aue!
Welch Leben nährt das Moos, der Halm, das junge Laub!
Welch Leben schwimmt im Schooß der Wolk' und hier im Thaue!
Das Mückenheer am Teich — es ist belebter Staub!
Horch hin! und nirgends ist so todt die tiefste Stille,
Es wehet leis' in ihr ein Athemzug empor.
Und hoch aus dieser Flut der großen Lebensfülle
Ragt, wie das Haupt, der Mensch hervor;
Der Mensch, ein Sohn des Staubs, und über Staub erhaben!
Schau! wie zum Engel sich das zarte Mädchen schmückt!
Ein junger Gott blüht auf im wilden Knaben;
Es ist der Mensch, der auf zur Götterhoheit blickt.
Er mißt den Stufengang, tief unter sich hinunter;
Er ahnt den Stufengang, hoch über sich hinauf.

Und dieser Mensch geht dennoch unter?
In wenig Erd' und Thau löst sich der Denker auf?
Der hohe Mensch, der dasteht, und den Lauf
Der Wesenflut umforscht, ist selbst nur eine Welle,
Die, nichtig selbst, aus dieser Flut entquoll,
Und wegsinkt, wenn in ihre Stelle
Die nächste Wallung folgen soll? —
Ist diese grenzenlose Fülle,
Die einen Strom von Sonnenwelten leicht,
Wie Funken, in die dunkle Stille
Hinunter schimmern läßt, ist diese Flut zu seicht,
Ein Menschenleben zu erhalten,
Das jammernd dort am Ufer ringt,
Und, unter drängenden Naturgewalten,
Die Arme zitternd noch um's holde Dasein schlingt?
Was ist es, daß der Mensch so stark, so unerschüttert
Sein Dasein liebt und lieben muß,
Und daß er, wenn er dort erhöhten Selbstgenuß
Von ferne sieht, durch grause Tode zittert,
Und wild in die Gefahr sich wirft?
Er sucht die Ruh, und flieht die stillern Lebensstellen.
Was ist es, daß er tief aus seinen reichsten Quellen
Nur Durst und heißre Sehnsucht schlürft?
Mag ihn die Brandung halb verschlingen:
Noch lüstern schauet er ins wilde Meer hinab!
Er findet mit dem Schmerz sich ab:
Er wagt das Leben hin, um Leben zu erringen.
Und immer ist zu klein der Raum, den er erstritt;
Und immer hört er noch entfernte Götterstimmen;
In's weitre Dasein will sein Wahn hinüber schwimmen,
Und überall nimmt er das enge Dasein mit.
Er schifft am Wolkensaum, ergreift den Blitz am Flügel,
Und wirft ihn neben sich darnieder in den Staub.
Was hoch steht, ist sein Ziel, das Niedre wird sein Raub;
Er sprengt sie auf, der Erde Felsenriegel,
Behorcht den leisen Gang, belauscht die tiefe Spur
Der heimlich waltenden und schaffenden Natur.
Er wirft ihn ab, den engen Zügel
Der Wirklichkeit, der ihn gefangen hält;

Selbstthätig schafft er eine Welt,
Die Welt der freien Kraft, die in den Spiegel
Der Phantasie aus seinem Innern fällt.
Und in der Schöpfung der Homere
Begeistert ihn der Glanz des eignen Götterthums;
Mit Platons Genius erfliegt er Sphär' auf Sphäre;
Sein ist die Erbschaft ihres Ruhms! —
So reich! und immer ist mit seinem Geist kein Friede!
Und ewig ohne Ruh, als ob er ewig schiede,
Durchfliegt er jeden Kreis der Lebensthätigkeit,
Und überflöge gern den raschen Flug der Zeit.
Dort hinter allen Sonnenscheiben,
Dort liegt das unbekannte Land;
Dahin jagt rastlos ihn ein wunderbares Treiben;
Er zürnt dem Arm, der ihn auf diesen Hügel bannt,
Ins Dunkel stürzt er sich, und glaubt sich unverloren;
Hin greift er über Nacht und Grab,
Reißt hier den dünnen Faden ab,
Dort wird ein neues Leben ihm geboren:
Dies strahlt dem Weisen vor, und blitzt im Traum des Thoren.
Der graue Stein, mit Moos und Rasen überdeckt,
Dies Todtenmal im Raum versunkener Gestalten,
Ist eine Hand, die, noch das Dasein festzuhalten,
Sich starr empor aus wüstem Grabe streckt.
Zwei Stunden Zeit — zu werden und zu schwinden —
Und eine Sehnsucht, die an Ewigkeiten hängt!
Kannst du den Widerspruch ergründen,
Daß ans Unendliche das Endliche sich drängt?
Wer zügelt diesen Drang? er fordert immer wilder!
Des Menschen Wahn, sein Stolz und seine Eitelkeit
Sind nur halb leserlich verzerrte Schattenbilder
Des innigsten Berufs der Lebensthätigkeit.
Vergebens, nur vergebens lüde
Die Götterwelt ihn ein, von der die Phantasie
Das reichste Lebensbild entlieh.
Das Kind wird seiner tausend Spiele müde;
Jedoch des Spiels, des süßen Spieles nie.
Ja, Leben ist es, was im Herzen
Des Säuglings klopft, in seinem Geiste reift,

Der, feind der Dunkelheit, nach Kerzen,
Nach süßer Lebenshelle greift.
Begeistert schaut der Greis, mit halb erloschnem Blicke,
Nach einem Ufer hin, das gegenüber blüht,
Wenn hinter ihm, wie eine lange, schmale Brücke,
Dies Leben sich hinunter zieht.
Und welche Hände konnten, zum Versinken
Im finstern Strom, ihm diese Brücke baun?
Darf diesem Lebensdrang, und seinen holden Winken
Das arme Herz sich nicht vertraun?
Ist dieses innre Weiterstreben
Ein leeres Hinschaun, ohne Ziel:
Dann gab die Gottheit uns zu wenig und zu viel;
Verunglückt ist ihr dann das ganze Menschenleben!
So rechnet kühn der Mensch. Wenn das vermessen ist:
So ist es die Vernunft, die er sich nicht gegeben,
Die sich so freventlich vermißt.
Der große Britte schwand; noch leuchten die Gestirne,
Die er gezählt, bei denen er gethront:
Und Blumen keimten nur empor aus dem Gehirne,
Worin ein Weltsystem gewohnt?
Aus jenem Herzensblut, das einst in mattern
Und stärkern Pulsen Lust und Leben ausgedrückt,
Sieht deine Trauer schon die Rosenkrone flattern,
Die Hehra's stillen Todtenhügel schmückt! —
Versank ihr Geist mit der zerstürmten Hülle:
Dann ist das einzig Leidende — der Mensch;
Dann ist im Raum der weiten Lebensfülle
Das einzig Sterbende — der Mensch.
Die Rose fällt, die Duftgestalt verschwindet;
Allein ihr Staub, der sich durch tausend Formen treibt,
Sich immer wieder trennt, sich immer wieder bindet,
Und blühend aufersteht — er bleibt.
Staub oder Blatt — es bleibt! Ist denn der hohe Engel
Im Menschen, ist der minder werth,
Zu dauern, als das Blatt am Stengel,
Das eine Raupe trägt und nährt?
Wie? oder ist der Mensch, der, selbstgebietend,
Ein freies, lichtes Sein in seinem Busen pflegt,

Er, der in sich die Welt, in sich die Gottheit trägt,
Ist er nur Form, nur Staub? ein Blumenkelch, den wüthend
Der letzte Sturm herab von seinem Lenze schlägt?
Es tönt geheimnißvoll in seiner innern Tiefe,
Als ob zum Leben ihn in seiner Brust
Ein tausendfaches Echo riefe;
Doch stirbt er hin mit jeder Lust.
Und warum muß der Mensch durch tausend Tode gehen?
Weil tausendfaches Leben ihm gebührt.
Das ganze Weltall ist ein großes Auferstehen,
Das ewig, ewig weiter führt.
Durch Tode geht der Mensch, damit er leben lerne;
Die Erd' entsinkt, das Reich der Seelen thut sich auf;
Schau hin! die Sonn' erlischt, und tausend Sonnensterne
Ziehn aus der tiefen Mitternacht herauf.
Verlaß den Laubensitz, voll abgefallner Blätter!
Tritt auf den Jura hin! vernimm dort die Natur,
Dies große Lied von Gott, dies Heldenlied für Götter,
Und fühle deine eigne Götterspur!
Wohin das Auge blickt, wie sich die Aussicht weitet
Wir ahnen einen tiefen Sinn.
Die ganze Gegenwart, die uns umwogt, sie deutet
Auf eine große Zukunft hin.
Vom Schimmerlicht am Sumpf bis zu dem Kranz von Tagen,
Der blühend durch den Himmel kreist,
O, welche Flut des Seins! die tiefen Wogen schlagen
Bedeutungsvoll an deinen Geist.
Es spiegelt in dem Geist, der so erhaben waltet,
Weissagend mehr als Eine Welt sich ab,
Wenn sich das Heiligthum der Nacht vor dir entfaltet;
Und weihend steigt ein Genius herab,
An deine Hoheit dich zu mahnen,
Zu der du feierlich berufen bist.
Unendlichkeit kann nur das Wesen ahnen,
Das zur Unendlichkeit erkoren ist.
Wie klein versinkt vor ihr das Große,
Worin der niedre Trieb sich hoch vergöttert wähnt!
Sie, die Unendlichkeit, verwahrt in ihrem Schooße,
Wonach das weite Herz sich sehnt.

Und darum schwankt der Mensch; kaum trägt er seine Liebe
Der Huld entgegen, die von fern ihm winkt;
Kaum flicht er seinen Kranz: so welkt die Ros' und sinkt;
Er flieht von Traum zu Traum, als ob ein Geist ihn triebe;
Er flieht aus sich hinaus, und fordert Seligkeit;
Er greift, und was er faßt, ist ein Gewächs der Zeit.
Sei groß, sei stolz, ein hoher Weltgebieter,
Und hell umleuchte dich des Glückes Sonnenlicht,
Der Erdengüter Glanz: du hast nur Erdengüter;
Glückseligkeit, die hast du nicht.
Und doch, als ob er dort und da vielleicht sie fände,
Schwärmt hoffnungsvoll der Wunsch hinaus!
So strecken ewig tausend Hände
Nach ihr sich unermüdet aus.
Ihr ruft der niedre Sklav am Ruder der Galeere;
Ihr winkt der hohe Sklav in bunter Fürstenpracht;
Es fragt der Geiz nach ihr im weiten, wüsten Meere,
Und hört die Warnung nicht aus der Gewitternacht;
Er gräbt nach ihr im finstern, goldnen Schacht,
Und findet gelben Staub, und eine dumpfe Leere;
Der Hochmuth träumt von ihr in seiner Dunkelheit,
Und bettelt feig um sie bei einer armen Lüge
Des Ehrenschmucks, den die Gewalt verleiht;
Der Dünkel fordert sie — als ob sie Kronen trüge —
Vom Schaugepräng' der Macht und ihrer Eitelkeit;
Dort jagt nach ihr der Held durch eiserne Gefilde,
Und stürzet dort vor einem Schattenbilde
Verblutend hin — auf einen Lorbeerkranz —
Was Innen leuchtet, dünkt uns ein entfernter Glanz.
So glaubt der Mensch an einen Hügel Erde,
Worauf so kurz die schönste Stunde blüht;
Er wähnt, daß diese Welt den Funken löschen werde,
Den Flammendurst, der tief in seinem Wesen glüht.
Nimm hin den Kelch der Lust; zwei Mal hast du getrunken,
Vergöttert dich gefühlt; und schon
Ist von der Lippe weg der Nektarkelch gesunken.
Auf! richte dich empor! du bist des Himmels Sohn.
Die Götterfrucht grünt nicht am Halme
Des Lebens auf im engen Thal der Zeit.

Und wenn die Seligkeit mit ihrer schönern Palme
Das neue Himmelsleben weiht:
Auch dann wird sie noch unserm Herzen fehlen,
Bei jedem neuen Feierkranz;
Wir mögen tausend, tausend Kränze zählen;
Doch nie besitzen wir sie ganz.
Sie weilet nicht in stolzen Fürstenhallen,
Sagt vom beglückten Bösewicht sich los;
Nur eine Blume läßt ihr Aufflug niederfallen,
Und diese fällt der Tugend in den Schooß.
Sie flieht, wenn du kaum wähnst, sie zu erreichen,
Zu immer blühendern Gesträuchen,
In welchen sich ihr Ziel verliert.
Und warum fliehet sie so eilig,
Und läßt das Herz zurück, das sie so stark entführt?
Das große Ziel ist ihr zu heilig,
Und die Vergötterung zu reich, zu himmelvoll,
Zu der ihr Strahl hinüberleuchten soll.
Sie strahlt uns an in halb verhüllter Klarheit,
In schöner Stille, wie der Stern
Der hohen, nie errungnen Wahrheit,
Von fern, und immer nur von fern.
Kaum naht dein Blick sich diesem Stern,
Kaum siehst du ihn den Kreis beglänzen,
Der sich für deine Pflicht erhellt:
So steht er auch schon auf den Grenzen,
Und leuchtet hin nach einer höhern Welt.
Doch täuscht vielleicht in ihrer Zauberhülle
Die Ferne mich, wohin kein Seherauge dringt?
Weissagt mir dieser Muth, der nach Erkenntniß ringt,
Weissagt er nicht das Heil der aufgeschloßnern Fülle?
Dann sprich, warum, warum ward uns der Drang verliehn,
Der tiefe Wahrheitssinn, der feierlich und kühn,
Wie ein erhabner Seher, zu den Räumen
Der Unermeßlichkeit hinüber reißt?
Woher der immer rege Geist,
So über sich hinaus zu träumen,
Um dort zu fordern, was ihm hier gebricht?—
Aus Licht ist er zum Licht geboren;

Zu einem höhern Loos erkoren,
Ist seine Heimat hier auf Erden nicht.
Hier ist der Vorsabbath der höhern Lebensfeier,
Die Morgenstunde, die den Späher weckt,
Hinauf zu schauen zu dem Schleier,
Der uns das Heiligthum verdeckt.
In diesem Dunkellichte halten,
Zwar Täuschung noch, und Wahn und Trug,
In wechselnden und streitenden Gestalten,
Durch's Leben ihren Schattenzug.
Es sei, daß hier der Mensch im täuschenden Gewirre
Verlockender Gestalten sich verirre:
Nach Wahrheit, nur nach Wahrheit ringt sein Geist.
Und sollt' er dennoch nie das weitre Ziel erstreben,
Das heilig ihm der Genius verheißt?
Ja, weihet opfernd sich dem Wahn ein edles Leben:
Ist das die Wahrheit nicht, der dieser Sieg gebührt?
Die hohe Göttin ist es immer,
Die so den Muth begeistert, so entführt;
Ob auch im Wahn ihr holder Schimmer
Ihn mit gebrochnem Strahl berührt.
Nur leise kündend naht die Sonne sich dem Volke;
Ihr Flammenantlitz ist auf Morgenduft gemalt:
So mildernd ist die schöne Rosenwolke
Nicht Sonne zwar, doch sanft von ihr bestrahlt.
Dies ganze Dasein ist ein Spiegel,
In den ein blasses Bild der hellern Zukunft fiel;
Und fort reißt uns die Zeit mit ihrem raschen Flügel.
Wohin? Ein ewig Dort ist ihr entferntes Ziel.
Laß zur Geschichte, diesem Sarkophage
Der todten Zeit, laß uns hinunter gehn!
Laß ihren grauen Schatten auferstehn,
Und die verhüllten Geister dunkler Tage
Vor deinem Geist vorübergehn!
Den fremden Zug beginnen finstre Stunden;
Und andre sind mit Blut getauft;
Sie weisen trauernd hin auf tief geschlagne Wunden!
Durch Wunden hat die Menschheit sich erkauft!
Dann färben heller sich die grauen Nebeldünste;

Wie unter tanzenden und schönen Kindern, tritt
Im Chor bekränzter, Arm in Arm geschlungner, Künste
Die Fabel lächelnd auf, und bringt die Wahrheit mit.
Die Zeiten sind weissagende Kassandern;
Und die Vergangenheit schließt uns die Zukunft auf.
Horch! sie verkündet uns ein großes Völkerwandern!
Die Menschheit ringt schon hier von einem Ziel zum andern!
Sie kämpft sich immer mehr zur Menschlichkeit hinauf.
Am Peneus trat ein junges Leben auf;
Es flatterten die zarten Liederseelen,
Wie Nachtigallen aus der Myrt', empor.
Da horchte tief, aus seinen Felsenhöhlen,
Der aufgesungne Menschensinn hervor.
Es zog ein milder Geist durch das entzückte Ohr
In jeden sanft gestimmten Busen,
Und trug ein blühendes Elysium hinein.
Arkadien ward nun ein Liederhain,
Und Hellas ehrte seine Musen.
Des Lebens höchste Blüte schloß sich auf;
Das Göttliche, die Kraft des Guten und des Schönen,
Verkündete sich ihm in zaubervollen Tönen,
Und hob zur Göttlichkeit den freien Geist hinauf.
Da trat hervor die Lieb' aus ihren Myrten;
Sie heiligte den jugendlichen Tanz;
Die wilde Lust verschwand, und Heldensöhn' und Hirten
Umflog der schäferliche Kranz.
Die Charis lächelte die stürmenden Heroen
Hinein in ihre sanftre Welt;
Da ward das Liebliche dem Hohen,
Das Sanfte ward dem Großen zugesellt.
Geweckt von seinem eignen Strahle,
Vernahm der Mensch sich selbst und was in ihm begann!
Der Genius erflog das Reich der Ideale,
Dort brannt' er flammender den Himmelsfunken an:
So glorreich warf er ab die Bürde,
Die ihn zur Erde zog; er ging aus sich hinaus;
Und das Geheimniß seiner innern Würde
Sprach über ihn das Wort der Weihung aus.
Nun glänzen die hellenischen Gefilde

Von einer Schöpfung himmlischer Gebilde,
Die jeden Lebenstraum zu einem Tempel weihn,
In welchem hohe Götter walten.
Die Grazien der Weisheit ziehen ein;
Erhabne Worte spricht der Hain;
Und Wahrheit hüllt in freundliche Gestalten
Des Urlichts reinen Wiederschein.
Wie hold umfängt sie uns in Psyche's sanfter Trauer!
Ein Gott hat diesen Traum in Himmelsduft getaucht,
Und ihm, mit einem Geisterschauer,
Den zarten Sinn des Lebens eingehaucht.
Hell, mit Blüten überschleiert,
Lauscht des Hains geweihte Nacht,
Wo die Gottvermählte feiert;
Aber eine Stimme wacht.
Psyche schwebt durch Rosenzweige;
Alles blüht in heiterm Licht.
Stimme der Entführung, schweige!
Aber ach! sie schweiget nicht.
Psyche, trotz dem Warnungsrufe,
Hört den Zauberton der Welt,
Neigt sich von der Götterstufe
Lüstern nieder, horcht — und fällt.
Psyche fällt! ein dunkles Ahnen
Zittert um die Büßerin,
Wie das Graun erzürnter Manen,
Durch die sanften Rosen hin.
Schatten sind's, die sie umgeben;
Wie ein holdes Traumgesicht
Schwand der Gott aus ihrem Leben,
Nur aus ihrem Herzen nicht.
Blühte das Gesträuch nicht röther,
Das in Kronen sich ergoß,
Als der reine Himmelsäther,
Noch um Psyche's Wange floß?
Ach! die Schuld im Busen schattet
Tief herauf in ihren Blick;
Seufzer flehn, von Gram ermattet,
Den verlornen Gott zurück.

Alles stumm, wo Psyche wallet;
Nur ein leis' entwehtes Ach,
Das den Hain durchgirrte, hallet
Ihr die Felsentochter nach.
Auch den Gott, der alle Ketten
Des gedrückten Lebens bricht,
Ruft sie an, sie zu erretten;
Doch der Gott erhört sie nicht.
Seine finstern Schrecken zeigend,
Naht der stille Genius,
Und versagt ihr, ernst und schweigend,
Den erflehten Friedenskuß.
Endlich ist es ihr gelungen,
Abzubüßen ihre That;
Endlich hat sie ausgerungen;
Die Erlösungsstunde naht.
Hohes, himmlisches Erbarmen
Geht ihr auf, wie Sonnenblick;
Psyche kehret zu den Armen,
Denen sie entsank, zurück.
Lichte Kronen in den Händen,
Nahn die Götter sich, und weihn,
Psyche's Gottheit zu vollenden,
Sie zur Braut des Himmels ein.
Hier ahnest du den Geist, der über die Beschwerden
Der dunkeln Pilgerschaft ein mildes Dämmern gießt.
In diesem Schauerlichte schließt
Den schönen Liebesbund das ernste Sein und Werden.
O, laß uns in das Götterland,
Ins liebliche Gebiet der Fabelauen,
Das unterging und nicht verschwand,
Mit hohem Ernst laß uns hinüber schauen!
Noch leuchtet Platons Geist, der, wie ein Sonnenblick,
Einst durch die Lenze Griechenlands gelodert;
Trotz der Natur, die gibt und wiederfodert,
Blieb uns sein Genius zurück.
Dort brachen Sonnen durch, die Nebel zu zertheilen,
Womit die Nacht den Tag umwand.
Ein Sokrates, ein Solon, ein Cleanth,

Hell leuchten diese Feuersäulen
Hinüber ins gelobte Land.
Nach diesen Geistern laß uns schauen,
Wenn drückend über uns das Erdendunkel liegt!
Verkünden sie uns nicht ein leises Morgengrauen,
Das rettend sich an dieses Dunkel schmiegt?
Ein jeder Blick von einer lichten Hore,
Die einen Strahl der Wahrheit uns vertraut,
Ist eine triumphirende Aurore,
Die durch das Morgenthor der großen Zukunft schaut.
Ein jeder Schritt, den unser Streben
Dem Reich der Wahrheit abgewinnt,
Er ist ein Schritt hinein ins heitre Geisterleben.
Jedoch, daß wir durch dieses Labyrinth
Nur langsam uns der Fülle näher winden,
Dies treibt in uns die Kraft zum Streben auf;
Und daß wir sie nur ahnen, nicht ergründen,
Dies ist ein hoher Wink; er winkt hinauf! hinauf!
Ja, dieses Ahnen: einst die reifre Frucht zu brechen,
Zu wandeln einst in einem reinern Licht,
Ist ein geheiligtes Versprechen,
Womit ein Gott die Zukunft uns verspricht.
Mit diesem feierlichen Gottesworte,
Mit dieser Handschrift, deren Sinn
Mir Ewigkeit verheißt, tret' ich gerettet hin
Zu jener finstern, tief verschwiegnen Pforte,
Und fordre — denn die Handschrift lügt mir nicht —
Das Leben, welches sie verspricht.
Nur darum senden weit entlegne Sterne
In unsre Wolkentag' ein mattes Licht herein,
Daß unser Geist im dicht verhangnen Lebenshain
Sein eigner Schutzgott werden lerne.
Doch heller wird's um unsern Pfad;
Wenn sich durch das verhallende Getümmel
Der Gegenwart mit seinem stillen Himmel
Der Genius der Zukunft naht.
Er offenbart sich in der hohen
Begeistrung einer schönen That;
Begegnet uns, wo wir der Welt entflohen,

Die zwischen uns und unsern Frieden trat;
Und heiligt zum Genuß der innern Lebensfülle
Die Einsamkeit, die in der Flut
Des Weltgewühls, wie eine stille,
Verborgne Friedensinsel, ruht.
Da sieht der freie Blick den Strom vorübergleiten,
Sieht wie das Küstenland verhüllter Ewigkeiten
Am fernen Horizonte sich erhebt;
Das Morgenland, wohin das Heimweh unsrer Thränen,
Dies tiefe, nie gestillte Sehnen,
Geheimnißvoll hinüber strebt.

Vierter Gesang.

Inhalt.

Der Gott des Lebens kann den Menschen, den er mit so dringenden, über dies irdische Sein hinausfordernden Bedürfnissen ausstattete, nicht vernichten wollen; denn überall wehen uns aus der Natur Töne der Huld entgegen; und selbst der Schmerz ward zum Schutzgeist der Freude bestellt. Diese holde Pflegerin des Lebens kommt uns freundlich entgegen, und schließt sich, nicht unwürdig der hohen Bestimmung, dem Gefolge der Tugend an. Eine nicht minder frohe Begleiterin unserer heiligsten Gefühle ist die Phantasie. Sie erhebt uns über dies Dasein hinaus, und feiert mit einer schönen Seele das Leben höherer Welten. Aus höhern Welten kamen, um uns die Pilgerschaft durch diese noch mehr zu versüßen, die Liebe und die Freundschaft, wie zwei tröstende Genien, herab, und blicken voll Sehnsucht nach ihrer Heimat zurück, zu ihrem Himmel, der sie nicht zurück weisen kann. Diese Sehnsucht, und wenn sie auch in einem leichten, heitern Leben gleichsam in den Hintergrund zurück tritt, verschwindet nie.

Auch die Dunkelheiten unsers Erdendaseins sind eine Sendung der Huld. Die Stürme des Lebens regen in uns die großen Bedürfnisse auf, um mit der ganzen Kraft ihrer Ansprüche auf eine Zukunft uns zu begeistern. Kamen nun Leben und Vernichtung aus einer Hand: so ist dies Dasein eine Welt der Widersprüche. Das Leben ist eine flüchtige Erscheinung, in der wir nur unsre Mängel fühlen lernen. Unzufrieden mit sich selbst, blickt der Weiseste in die Vergangenheit zurück. Die Gestalten der Erde verschwinden; die unsterbliche Kunst sieht ihre Gebilde zerfallen; alles deutet hin auf physischen Tod; aber die Auflösung des irdischen Daseins ist die opfernde Vergötterungsscene des geistigen Menschen. Selbst in der Natur findet kein Uebergang zum Nichtsein statt. Wir wissen zwar so wenig das Woher, als das Wohin unsers Seins: genug, daß wir sind; daß die Natur nicht auflösen kann, was im Reiche der Gestalten nicht entsprang. Des Menschen innigstes Seelenleben, die geistige Kraft, das Heilige zu fassen, die Tugend anzuerkennen, ist über die Ansprüche der Natur erhaben. Die Art des Zusammenhanges der geistigen Kraft mit der sinnlichen Organisation begreifen wir nicht. Unabhängig von diesem Geheimnisse, ist die Anerkennung unsers innigsten Berufs: fortzustreben zu einer immer mehr befriedigenden Vollendung, die eine Unendlichkeit verbürgt und voraussetzt.

Unsterblichkeit.

Es sei gegrüßt, das Inselland der Stille,
Die Einsamkeit, wo sich der Sturm des Lebens bricht;
Wo die Betrachtung wohnt, und aus der tiefen Fülle
Der Seel' ein Wiederhall aus fernen Welten spricht!
Fleug hin mit deinem Geist zu jenem Wunderthale,
Dem Thal, um welches kühn empor die Tempelhöhn,
Die Felsen, wie Erinnrungsmale
Von grauen Ewigkeiten, stehn!
Laß noch einmal den Tag vorüberziehen,
Der, wie ein schöner Wandel, unterging,
Und mit dem Nachklang seiner Harmonieen
Schon zwischen zweien Welten hing,
Als uns dies Gotteshaus umfing,
Dies Felsenthal, voll großer Phantasieen!
Wir schauten nach der Rosenwand,
Wohinter mit den letzten Spuren
Das schöne Tageslicht so still hinunter schwand,
Als sich der Mond dem Ostgewölk entwand,
Und über den verlaßnen Fluren,
Wie eine aufgeblühte Hoffnung, stand,
Wie ein geweihtes Unterpfand
Der unversiegten Lebensquelle.
Gleich einem dunkeln Leben, wand
Der Strom des Waldes sich durch seine Wasserfälle
Hinab, wohin die Zeit ihn reißt.
Da schlug, wie eine leise Welle,
Der Sinn des Lebens auf in unserm Geist.
Es war so still um ihn, wie nach verstummten Flöten,
So still, als ob durch die verhüllte Flur
Des Friedens Athemzüge wehten.
Nichts war um uns, als Gott und die Natur.
Da schauderte durch's Herz die Kraft, sich aufzuringen,
Sich los zu retten von den Dingen;
Und freier sah der Geist ins Ewige hinaus;

Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit gingen
Vom hohen Unsichtbaren aus.
Doch fragt der Zweifel: Warf die Gottheit mit Verachtung
So viel erhabnen Lebenssinn
Und so viel Gottheit zur Verschmachtung
An's große Weltenufer hin?
Tilgt er ihn zürnend weg vor seinem Angesichte,
Den Menschengeist, den er so tief,
Und inniger hervor aus seinem Gotteslichte,
Als alle seine Sonnen, rief?
Sieh dort! ein liebliches Geflimmer
Erwacht im Schooß der Dunkelheit.
Schon tritt ein rother Morgenschimmer
In meine düstre Einsamkeit.
Du, Herold Gottes! hast du nichts mir zu verkünden? —
Du sprichst: „Mich hat die Huld gesandt." —
Willkommen, Lichtaufgang! Die letzten Schatten schwinden,
Aus denen heitres Leben auferstand.
Ein lichtes, himmelblaues Leben,
Woran die Freude, wie ein Rosenwölkchen, hängt,
Wird den erwachten Tag umschweben,
Der liebend seine Welt umfängt.
Wie Blicke, die in heller Wonne schwimmen,
Glänzt der bethaute Halmenhain;
Und Liebe ruft mit tausend Stimmen
In ihre Morgenwelt hinein.
Ein jeder Hauch, der über Blumenflächen
Der Aue wandelt, spricht: „O Mensch, die Gottheit liebt!"
Kann rührender die Liebe sprechen,
Als durch den Himmel, den sie gibt?
Vernimm den Sinn, den Geist der süßen Lebenstriebe,
Der tausendstimmig zu dir spricht:
„Vernichten kann der Gott der Liebe,
Vernichten kann der Gott des Lebens nicht."
Zu einem ernsten Freudentempel weihten
Verborgne Hände diese Welt,
Durch welche lächelnd bald, wie holde Seligkeiten,
Bald warnend, wie der Schmerz, uns Engel hin begleiten,
Von einer höhern Huld uns freundlich zugesellt.

Die Huld hat an die Rasensitze
Der Freude hingestellt den Schmerz,
Daß, gegen unser eignes Herz,
Er unsre Lebensfreundin schütze.
Verdamme nicht den weisen Schmerz!
Es war in einem Nachtviolen-Grunde,
Da heiligte der Schmerz mit einem ernsten Blick
Und hohem Ahnungssinn ihr stilles Seelenglück;
Vergessen wird sie nicht der weihevollen Stunde,
Die Thräne ließ er ja zum Denkmal ihr zurück.
Die Liebe hat die Welt geboren,
Die Freude nahm sie schmeichelnd auf den Schooß;
Und beide haben einen Bund beschworen,
Es zu beseligen, das reiche Menschenloos,
Dies liebste Pflegekind der Horen.
Halb fliehend, und nur darum schön,
Wirft uns die Freud' auf allen Wegen
Die Blumen ihre Kron' entgegen.
In Thälern feiert sie und auf geschmückten Höh'n
Den süßen Augenblick; sie hebt zur Luft die Schwinge
Dem Adler, wie dem Schmetterlinge;
Sie füllt die Lerchenbrust mit lyrischem Getön,
Daß sie die Zeit des Heils den Wolkenhallen singe.
Es schwebt ihr Geist im leisen Wehn
Der Waldluft hin, und schlägt um jeden Zweig die Flügel.
Wenn Taumelwellen auf des Baches Spiegel,
Gleich kindlichen Umarmungen, sich drehn,
Dann schüttelt sie vom nächsten Hügel
Die bräutliche Bekränzung drauf.
Sie führt den Tanz des jungen Lebens auf;
Sie färbt die Blüte roth, wie eine Mädchenwange;
Sie zieht als Dryas ein, wo du die Laube wölbst;
Sie folgt als Grazie von fern dem Tugendgange:
Denn werth des Himmels sein, ist halb der Himmel selbst.
Und daß schon hier im Reich der Sinne
Die junge Paradieseswelt beginne,
Ward unserm Geist ein Wesen zugesellt,
Aus Geist und Sinnlichkeit geboren:
Die Phantasie ward auserkoren,

Zu öffnen uns die reiche Wunderwelt.
Sie zaubert die Vernunft herab von ihren Höhen,
Auf denen hell, doch kalt, das Licht der Sonne strahlt,
Und lockt in Thäler sie, wo Nebeldüfte wehen,
Auf die so blühend sich der Regenbogen malt.
Und über öde, todte Räume
Weiß sie Lebendigkeit und Glanz und Licht zu streun!
Der Freud' erzählt sie rosenfarbne Träume;
Sie singt den Gram mit Himmelsliedern ein.
Sie hat den mächtigen Gesang erzogen,
Der das Gemüth der Erd' entreißt;
Sie schwebet auf der Flut, auf den belebten Wogen
Der Töne hin, wie Gottes Geist.
Bald seufzen ihre Töne leise Klagen
Der Sehnsucht aus, die schöne Seelen drängt;
Bald flattern sie dahin, gleich frohen Kindertagen,
Um die ein bunter Frühling hängt.
Was sprach so süß, wie ein Gesang der Musen,
Die Harmonieen deines Herzens nach?
Sie rief den Echolaut, zur Stimm' in deinem Busen,
In einer zarten Seele wach.
Sie haucht der Liebe diese Zauberworte,
Sie haucht ihr ein die Seelenmelodie'n:
Sie schmückt das Leben ihr, wie eine Siegerpforte,
Durch die bekränzte Horen ziehn.
Der Hoffnung gibt sie morgenrothes Leben,
Und der Erinnerung ein Abendroth voll Ruh;
So treten beide hin zur Gegenwart, und weben
Dies Zwischenland mit Blumendecken zu.
Sie faßt die Gegenwart in ihren Zauberspiegel,
Und strahlt verschönert sie zurück;
Sie schwingt sich auf von diesem Hügel,
Und Himmel öffnen sich vor ihrem Seherblick;
Sie schaut hinaus, und sieht ein großes Lebenswandern;
Da zieht es hin durch die erhabne Ruh,
Und eine Sonne blitzt der andern
Den Gruß der Lieb' und Lebensfreude zu.
Wie Funken, die auf Aetherfluten glimmen,
Von einer höchsten Sonn' herab

Auf diese Flut geworfen, schwimmen,
Die goldnen Inseln auf und ab.
Von der Begeisterung getragen und erhoben,
Begeht ihr Götterfest die Phantasie dort oben,
Und weihte sie nicht im Prophetentraum
Zur Tempelheiligkeit den Raum
In jenem Abendthal, das deine Trauer feiert?
Wo durch die grüne Nacht, die festlich niederhing,
Wie mit Verklärungsglanz umschleiert,
Die himmlische Gestalt der reinsten Seele ging!
Geheim umflüsterte das Laub die Tannenreiser,
Wie Liebeslispel einer jungen Braut;
Und die Natur sprach leis' und immer leiser;
Die Gegenwart verschwand, wie ein verklungner Laut.
Um Hehra war's so heilig, wie am Sitze
Der Unschuld, die ein Gott bewacht.
Ein schönes Leuchten, wie verschwiegne Blitze,
Vergoß die heitre Sommernacht.
„So wie dies Leuchten" — sprach die Fromme — „glänzt am Staube
Der dunkeln Erde still der Gang der Tugend auf." —
Und ihr Gefühl war Heiligung und Glaube,
Die das begeisterte Gemüth hinauf
Zur Heimatflur geweihter Seelen trugen.
Es feierte der ganze Hain,
Und alle Nachtigallen schlugen
In Hehra's Seelenfest hinein.
Sie blickt' empor, und sah den Schein
Der Abendfackel durch das Grauen
Der Dämmerung am Saum der Nacht herüber schauen.
Da rief sie: „Schön ist doch das dunkle Menschenloos!
Die Erde nimmt uns sanft auf ihren Blumenschooß,
Und zeigt von fern uns neue Erden,
Für die sie uns erzieht; und schauerlich und groß
Liegt vor uns da das ernste Sein und Werden.
Wie eine Zukunft schaut die Abendwelt,
Sie schaut uns an aus ihren tiefen Hallen,
Voll Sterne, die das weite Schlummerzelt
Des eingeschlafnen Tags, wie goldne Träum', umwallen.

Der Altar glänzt daher, und wonnefestlich schlägt
Empor von ihm die Glut, wie Opferflammen-Lohe;
Da feiert seliger der Glaube, der die hohe
Verheißung Gottes durch die Himmel trägt.
Nun sieh das Zweigestirn, wie still und mild zusammen
Dort auf und ab die beiden Sterne gehn,
Und ewig sich einander hold umflammen!
O, laß uns dort Bedeutung sehn!
Es geht der große Geist der Liebe
Durch seine Schöpfung, die er trägt und hält;
Er schlingt das süße Band der holden Wechseltriebe
Hier um ein Herz, und dort um eine Welt.
Und o, wie feierlich ist jener Raum erhellt,
Wo immer meine schönsten Lichter braunten!
Die Kron' am Himmel zieht die Seele himmelwärts,
Und strahlt mit ihren Sternendiamanten
Der Hoffnung Freudigkeit ins Herz."
Und immer heller wird's in Hehra's innerm Leben:
„Dort" — rief sie aus — „wo freudig ab und auf
Im dunkeln Raum die Strahlenwelten schweben,
Löst glorreich sich in Licht und Leben
Das schauerlichste Dunkel auf.
Die Gräber dort sind lichtbekränzte Thore,
Durch die der Genius, der uns hier kalt berührt,
Der Genius der letzten Hore
Die Pilgerschaaren Gottes führt,
Wenn sie, von einer Welt zur andern,
Die große Gottesstadt durchwandern.
Wie selig dämmert zu dem Glauben es herab,
Das stille Land der Hoffnung und der Liebe —
Zieht uns empor vom eitlen Weltgetriebe,
Und spiegelt sich im reinsten Leben ab!
Wol ist die Bürgschaft für den Himmel
Der Himmel hier in unsrer Brust." —
So Hehra. — Tief versank das rauschende Getümmel;
In Nacht versank vor ihr der Traum von Schmerz und Lust.
Der Mensch hört auf zu sein; und schon beginnt der Engel,
Wenn er in sich den Himmel nicht vermißt,
Wenn, trotz dem Schmerzgefühl der Mängel,

Der Gott in ihm auch mit ihm ist.
Du sahst die Zukunft sich in Hehra's Leben spiegeln:
Da fiel in deine Seel' ein wunderbares Licht;
Da legte mit der Liebe Flügeln
Sich um dein Herz die schöne Zuversicht.
Der Glaub' umfaßte nun mit einem Friedensbunde
Dies Erdenthal und jenes hohe Sein. —
Begegnen wird dir einst mit dieser reichen Stunde
Die Ewigkeit noch dort am finstern Todtenhain.
Sei Friede dann mit diesem Schattenleben!
Dem Himmel ist es ja so nah verwandt;
Und Lieb' und Freundschaft weihn darin ein stilles Land,
Das sie, wie Genien, umschweben,
Aus einer schönern Welt zu uns herab gesandt.
Wo eine Tugend an die Brust der andern,
Und wo der Gram an's Herz der Liebe fällt:
Da laß uns heiliger vorüber wandern;
Da feiert eine Engelwelt.
Sei hoch beseligt, oder leide;
Das Herz bedarf ein zweites Herz,
Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz.
Lieb' und Freundschaft wandeln unter guten,
Frommen Menschen tröstend auf und ab;
Treten weinend an ein Blumengrab,
Wo die Brust versank, an der sie ruhten.
Zu der Lichtwelt seufzen sie hinauf:
„Deinen Himmel haben wir verkündet;
Darum nimm uns, wenn hier Alles schwindet,
Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!"
Unter trauernden Erinnerungen
Liegt verschattet unser stiller Pfad.
O, vergüte, was die Zeit verschlungen,
Und das Schicksal grausam niedertrat!
Unsre Herzen sind voll Todtenmale,
Wie der Rasen im Cypressenthale.
Zwischen Gräbern seufzen wir hinauf:
„Hehre Lichtflur, nimm uns rettend auf!"
Ruft dieser Seufzerlaut der reinsten Lebenstriebe

Vergebens einen Himmel an,
Zu retten, was so schön, so feierlich begann? —
Die Sonne droben ist ein großer Blick der Liebe;
Gott schaut mit diesem Blick uns an:
Ihn frag', ob Gott vernichten kann!
Vernichten, Freund! — o sieh, er sendet,
Mit allen Segnungen der höhern Lebensruh,
Der dunkeln Stelle, wo dies Leben endet,
Noch seinen Friedensengel zu!
Mit Phädon flog am Arm des Glückes
Das heitre Leben hin; es war ihm ein Gesicht,
Das ein Mal nur erscheint! die Zukunft war ihm nicht.
Jetzt tritt herein der Geist des letzten Augenblickes,
Bedeutend ernst, wie ein Gericht;
Er löst die sanfte Blumenkette,
Mit welcher Phädon gern am süßen Leben hing;
Und Hehra tritt zur Lagerstätte,
Wo sie der Händedruck des Scheidenden empfing.
Er sprach: „Sieh hier den Tod! in seinem Schatten lauert
Bewaffnet ein empörtes Schmerzgewühl!
Geist — Kraft — und ewig todt! ach, die Vernichtung schauert
So kalt durch's widerstrebende Gefühl!"
Die Sanfte sprach: „Wir gehn von Pflichten, Freund,
zu Pflichten,
Zu neuer Thätigkeit dahin." — Und Phädon rief:
„Dich, Engel, kann ein Gott der Wahrheit nicht vernichten!
Gott! Gott!" — Er wandte sich; sein brechend Aug' entschlief.
Es ist ein Gott des Rechts! O, glauben wir dem Munde,
Der endlich vor der Tugend ihn bekennt!
O Heil! das höchste Heil der Stunde,
Die tröstend uns den Retter nennt!
Nicht immer schwebt im sanften Blütenregen
Der Geist der Huld um unser Herz;
Das Schicksal klopft mit harten Schlägen
An unsre Brust, und draußen steht der Schmerz.
Wir schrecken auf, und zitternd sinkt das Herz
Auf Trümmer seines Friedens nieder!
Tritt näher hin: und er erhebt dich wieder;
Ein Bote Gottes ist der Schmerz.

Er spricht: „Laß ihr Gesetz die Weltnatur erfüllen!
Blick' über ihr Gebiet hinaus!
Der graue Nebel mag den Sonnentag verhüllen:
Er löscht die Sonne selbst nicht aus." —
So spricht der Feind, vor dem wir zittern;
Doch Friede sei mit ihm, der ihm und uns gebührt:
Er ist ein Engel in Gewittern,
Der zu dem höhern Frieden führt:
Den finden wir selbst im Cypressenschauer,
Wo er die Seele Lykophrons erhob,
Als über des Verlaßnen Trauer
Der sanfte Farbenkranz aus Licht und Nacht sich wob.
Das Ungewitter schwieg; zerrißne Wolken hingen
Vom Abendhimmel tief herab;
Die Sterne, hinter Wolkenschatten, gingen,
Wie stille Geister, auf und ab:
Und Lykophron trat an ein frisches Grab.
Da schimmert' es vom Hügelrand herüber;
Der Halbmond schaute, wie ein trüber,
Ein halbgeschloßner Blick, ins Urnenthal herab.
„Melida!" rief der Gram — „so tief, so tief versunken
Ist all' die Herrlichkeit, die blühend dich umfing!
So tief in Nacht erlosch der Funken,
Woraus hervor das lichte Leben ging!"
Das Himmlische zerfiel, wie Blumenstaub der Fluren;
Und doch, wie drückten sich so zart und rein
In diesen Blumenstaub die Spuren
Vom Wandel eines Engels ein!
Da sieh! ein dünner Nebel kam gezogen;
Und, wie ein Traumgebild aus blühender Natur,
Umarmt' ein nächtlich sanfter Friedensbogen
Das todte Dunkel seiner Flur.
Da war's, als spräch' ein Geist zu ihm die Worte:
„Erhebe sich das trauernde Gemüth!
Der Friedensbogen dort, die sanfte Blumenpforte
Zum Himmel, ist aus Licht und Thränen aufgeblüht." —
Fürwahr, die Hand, die unter Blütendecken
Uns hinführt in den Hain der Lust,
Wirft auch den Sturm an unsre Brust,

Vom dumpfen Sinnentraum den Geist empor zu schrecken.
Mit welchem Druck sie uns berührt:
Es ist die Hand der Liebe, die uns führt!
Und diese Liebe stürzt — ach! wie von einer Klippe,
Vom Dasein uns so rettungslos hinab?
Sie reißt den Lebenskelch hinweg von unsrer Lippe,
Für den sie so viel Durst uns gab?
Sie ruft, durch die Natur, zur seligsten Vermuthung
Der Dauer, Geist und Herz hinauf,
Und baut, zur gräßlichsten Verblutung
Des Lebens, hier den Opferaltar auf?
Wie? hat sie darum nur in dieser Stufenhalle,
Den Menschengeist so hoch hinauf gestellt,
Daß er vom Gipfel seiner Welt
Mit desto tieferm Sturze falle?
Sie sandte selbst den Blick von Licht in seine Nacht,
Aus welcher er doch nie zum hellern Tag erwacht?
Sie hat den Sinn der Freiheit in die Seele
Nur darum tief, so tief hinein gelegt,
Damit der Geist in seiner Kerkerhöhle
Die Ketten fühle, die er trägt?
Die Tugend fordert unser Leben,
Sie fordert Opferung, und ihre Vollmacht lügt?
So mag das Laster nicht, so laß den Edeln beben,
Der diese Welt verlor, und jene nicht ersiegt!
Dann kehre weg den Blick vom großen Weltenbuche!
Hohn lacht dir die Natur in ihrem Morgenroth;
Das ganze Leben wird zum Fluche;
Ja, dann ist Tod um uns, und nichts, als Tod!
Wir wandeln hin im großen Schattenreiche;
Was fallen kann, sind Trümmer nur;
Die lebende versenkt die todte Leiche,
Ein schrecklich Opferfest begehet die Natur!
Der Blutaltar — dort steht er aufgerichtet,
An seinem Fuße gähnt ein schauderhaftes Grab!
Dort wird im Menschen eine Welt vernichtet,
Dort bricht der Anfang eines Gottes ab! — —
O, diese Widersprüche stürmen
Dich deiner feierlichsten Hoffnung zu!

Das Leben triumphirt, und seine Palmen schirmen
Die heil'gen Stellen deiner Ruh.
In diese Friedenspalmen flüchte
Dein Glaube sich, wenn er verjagt
Von Zweifeln, vor dem Weltgerichte,
Das du im Busen trägst, das Menschenloos verklagt;
Wenn er hinauf klagt zu den Sternen,
Daß, in dies Dasein eingeengt,
Wir eben nur die Tugend lieben lernen,
Und fort sind, eh' sie uns umfängt.
Laß einen Edeln sich vom Erdenstaub erheben!
Mit einem Seufzer geht der Weiseste dahin.
Las Casas stirbt — o sieh! der ganze Sinn
Des Lebens drückt sich aus in einem solchen Leben.
Wie unbefriedigt schaut er auf den Raum zurück,
Wo seine Tag' ihr kurzes Dasein hatten!
Das ist der letzte, dunkle Blick;
Es ist, als würf' er nur noch einen leisen Schatten
Aus einer höhern Welt zurück.
Er sieht die Zeit, wie sie, mit aufgerißnem Flügel,
Dahin mit unsern Thaten flieht.
So tritt er auf den letzten Hügel,
Um den ein Abendtraum vom langen Tage zieht.
Zu seinen Füßen schreit Chiappo's Volk in Ketten,
Die Spaniens Tyrann um freie Menschen wand;
Der fromme Seelenhirt streckt zitternd aus die Hand,
Vom Drucke die Verzweifelnden zu retten;
Und, wie ein Segen, hängt an seinem Blick die Ruh.
Sein Wüthrich zürnt herab von seinem goldnen Sessel;
Las Casas bebt, und wirft die kaum gelöste Fessel
Den armen schwarzen Brüdern zu.
Da, wo er rettete, schwebt ein erhabner Engel;
Und wo sein Muth der Tyrannei erlag,
Bedeckt die Stell' ein dunkler Tag.
Es ist der Schatten seiner Mängel;
Er kennt ihn wohl, und büßt ihn seufzend ab.
Ein Himmelsahnen schwebt nun sanft, wie eine helle,
Versöhnende Gestalt, auf seinen Geist herab.
Das reinste Leben gleicht der Quelle;

Auf ihren Spiegel fällt des Sonnengottes Blick;
Doch die, vom Schlamm des Ufers trübe, Welle
Strahlt ihn mit Zittern nur dem hehren Gott zurück.
Und solch ein Leben streckt umsonst die Hand hinüber
Nach einem höhern Ziel, das aus der Ferne winkt?
Es fällt, wie ein Phantom, ein Luftbild, welches trüber
Und immer trüber jetzt in seine Nacht versinkt? — —
So kann, so darf das Heilige nicht enden!
Hinüber sichernd über Nacht und Grab,
Kam — um an uns den Himmel zu verpfänden —
Das Göttliche zu uns herab,
Und strahlte — daß der Mensch sich selbst getreuer bliebe —
Der Tugend sanften Wiederschein,
Wie Nebensonnen, in die Triebe
Des dämmernden Gefühls hinein.
Da ward die Knechtschaft erdgeborner Sinne
Des göttlichen Gebiets, das ihr so nah' ist, inne.
Verkündet nicht der freie Göttermuth,
Daß er aus fremden Welten stamme?
Dies Dasein ist der Herd, von dem die Lebensglut
Auflodern wird zur hellern Aetherflamme.
Nur, was der Erd' entsteigt, wird auch der Erde Raub.
Geschlechter schwinden fort, noch ehe sie veralten;
Wie Nebel ziehn dahin die dämmernden Gestalten;
Sie schütteln grauenden Verwesungsstaub
Aus langen, düstern Schleierfalten;
Und was bekränzt war, trägt verdorrtes Laub.
Die Gegenwart tritt auf; und weg vom jüngern Lichte
Sinkt immer tiefer die Vergangenheit.
Die Weltgeschichte selbst begräbt die Weltgeschichte,
Verwischt den alten Schattenriß der Zeit.
Die Male der Vergötterung verwittern!
Die ewige Natur reißt stolze Cedern fort.
Schau! wie versteinerte Jahrtausende, stehn dort
Die Riesenfelsen auf — die Zeit wird sie zersplittern.
Das Hohe fällt; und eine dumpfe Nacht
Steht lauernd hinter jedem Schimmer.
Wir trauern über Hellas Trümmer,
Und finster blickt der Mensch auf Roms versunkne Pracht.

Verschüttet sind, Athene, deine Hallen,
Wo seinen lichten Kranz der Genius erflog!
Dein Riesenbogen ist zerfallen,
O Rom, durch den dein Triumphator zog!
Das Heiligthum des kühnen Säulenganges
Umwuchert längst entweihendes Gesträuch;
Und leise seufzet noch aus ihrem Schattenreich
Die Muse des aonischen Gesanges.
So ist der reichste Glanz ein flüchtiger Genuß!
So sinkt dahin, was hohe Kunst gestaltet! —
Doch dauernd ist, was innen waltet:
Unsterblich ist der Genius!
Entstehen, Sein, und Tod! — Verhängnißvolle Worte,
Ihr seid der Inhalt jedes Erdentraums!
Des feierlichen Throns, so wie des Hüttenraums!
Die Erd' ist das Gerüst der engen, grünen Pforte
Des Schattengangs, der sich hinab ins Dunkel zieht,
Wohin der Thor mit Graun, mit Ernst der Weise sieht.
Dort zittert schwer ein müder Greis hinunter:
Ein reiches Leben ging in seinen Tagen unter;
Die Welt ist nicht mehr sein, die seine ging zur Ruh.
Er wankt ihr einsam nach. — „Wohin?" — Wohin,
fragst du?
Die Blume neigt ihr Haupt zur mütterlichen Erde;
Sie fragt nicht, ob ein Morgenroth
Zu irgend einem Lenz sie wieder wecken werde.
Der Mensch nur fühlet seinen Tod;
Der Mensch nur fragt: „Wohin?" — Ist diese ernste Frage
Nicht eine Nacht, in der es halb schon tagt?
Sie spricht ein Jenseit aus, wonach sie diesseit fragt.
So geht der Mensch zu seinem Opfertage,
Und durch das Fest der dunkeln Opferung
Zur leuchtenden Verherrlichung.
Mit tiefen Schatten ist der Weihaltar umhangen,
Der Göttertag ist noch nicht aufgegangen;
Tief hinter diesem Opferhain,
Da bricht er an, und löst die heil'gen Stunden,
Die Liebespfänder seines Himmels ein.
Bezahlet ist die Schuld, die Erd' ist abgefunden:

Und nun beginnt ein neues Sein.
Vom Sein zum Sein geht alles Leben über:
Gestaltung reift zur Umgestaltung nur;
Und die Erscheinung schwebt vorüber.
Zum Nichtsein ist kein Schritt in der Natur.
Es mag ihr Flammenblitz den Eichwald niederbrennen;
Und aufgelöst ist eine Form des Seins.
Nur was sich fügte, mag sie trennen;
Des Menschen Geist ist innig Eins.
Zwar überschattet Nacht den Urquell unsrer Tage;
Wir wissen nicht, woher, wir wissen nicht, wohin
Der große Strom die kleine Welle trage;
Doch mein Triumph ist, daß ich bin!
Wir wissen nicht, wohin! drum müßten wir verschwinden?
Wir wissen nicht, woher! und doch, o Freund, wir sind!
Fortstreben wird, was geistig hier beginnt:
Sieh! Leben, Heil und Licht und Gottes Huld —
das sind
Die Zeugen, die das Ewige verkünden. —
Noch Eine Bürgschaft ruht tief in des Menschen Brust:
Es ist das Heilige, das die Natur nicht kennet,
Das innre Sein, das uns den Geist der Tugend nennet.
Durch sich nur ist der Mensch sich dieses Seins bewußt;
Du bist nicht, was dir die Natur gegeben;
Sie warf es dir, als einen Schuldbrief, zu:
Dein, innig dein ist nur das Seelenleben,
Dies Seelenleben selbst bist du.
Wie Seel' und Körper sind, und wie sich Eins hinüber
Ins Andre tief zu einem Sein verflicht,
Zu einem solchen Sein? — der Mensch erforscht es nicht;
Es ruhet Gottes Hand darüber.
Erforschten wir es auch, sprich: was gewönnen wir?
Gewönnen wir an Muth und Kraft, uns auf zu schwingen,
Und unsern Himmel selbst hienieden zu erringen? —
Genug! die Tugend bürgt dafür,
Daß nicht in der Natur ein Quell versiegen werde,
Der jenseit der Natur entrann.
Was irdisch ist, gehört der Erde;
Das Heilige gehört dem Himmel an. —

Sein werd' ich, weil ich bin. Triumphgesang, erschalle!
Erschalle tief in die Unendlichkeit hinein,
Daß aus der Tiefe laut dein Jubel wiederhalle!
Triumph! ich bin; und darum werd' ich sein!
Unsterblichkeit, auf hehren Schwingen
Erfliegt der Geist dein lichteres Reich.
Weit hinter ihm, wo die Gestalten ringen,
Verrauscht der Sturm am dürren Gesträuch.
Ihr, vom Naturgesetz gehalten,
Ihr Sonnen, durchstrahlt den ewigen Raum;
Mein Geist fliegt auf von den Naturgewalten,
Und leuchtender strahlt sein ahnender Traum.
Es ist von ihm hinweggesunken
Der irdische Druck; das Göttliche nur,
Den linden Strahl, den reinen Aetherfunken
Entwinket ein Gott dem Schooß der Natur!

Fünfter Gesang.

Inhalt.

Im Menschen ist das Ziel des Menschen der Grund seiner höheren Hoffnungen aufzusuchen. In ihm finden wir, wir mögen ihn in seiner Erhebung oder in seinem Falle beobachten, eine gewisse Kraft, die auf das Bestimmtwerden seines Strebens einen bedeutenden Einfluß äußert. Zugleich wirken auf sein Gemüth Triebe, die auf sinnlichen Genuß sich beziehen. Aus dieser Verknüpfung zweier, einander widerstreitender, Naturen tritt eine räthselhafte Erscheinung, aus ihrer friedlichen Vereinigung aber hohe, idealische Vollkommenheit des Individuums hervor. Jene Kraft, im höheren Grade ihrer Beharrlichkeit, gibt der Wirksamkeit des Menschen einen Schwung, der selbst in seiner verderblichsten Richtung den Beobachter zum Erstaunen fortreißt: das Große darin hält ihn fest. Diese Kraft nun, von einer edleren, wohlthätigen Zweckmäßigkeit geleitet, stellt eine Hoheit auf, die wir mit Entzücken bewundern: sie führt das hohe Bild der Tugend vor die Seele. Da erst, als die Menschheit das Zeitalter der kindlichen Einfalt und Unschuld überlebt hatte, begann das Bedürfniß der Tugend und ihrer tröstenden Hoffnung dringender zu werden.

Das Urbild ihrer höchsten Vollendung steht nun dem engen Zeitinhalt unsers Erdenlebens gegenüber, welches die Möglichkeit ausschließt, jenes zu erreichen; die Vernunft ist also genöthiget, eine Fortsetzung unsers Daseins anzunehmen. Der Glaube an dies Fortschreiten des Lebens dringt sich uns unwiderstehlich auf, wenn wir die Unschuld hilflos leiden sehen. Die Stimme eines innern Gerichts fordert Gerechtigkeit für sie. Diese innere Stimme, die den Frevel verdammt, und die Unschuld in Schutz nimmt, legt eben dadurch ein Glaubensbekenntniß für ein höheres Leben ab, und das Entzücken, welches eine Edelthat in das beobachtende Gemüth zurückwirft, ist ein Vorgenuß jenes höheren Daseins: oder der Mensch ist zur Lüge geboren, zum Widerspruche mit sich selbst. Unendlich erhaben ist die Bestimmung des Menschen. Ein inneres Gesetz, ein Beruf voll Hoheit und Würde ist die Jüngerweihe für ein höheres Sein, das Unterpfand eines Himmels, der Erhebung gebietet. Brutus schmähet die Tugend, weil sie Rom ihm nicht erretten half; allein ihr Reich, ihr Friede ist nicht von dieser Welt. Der Gang der Natur schreitet in den Grenzen der

Nothwendigkeit fort. Es ist die Aufgabe der höheren Natur des Menschen, im Kampfe mit der sinnlichen, ihre Vollendung mehr zu entwickeln, und in sich und durch sich selbst zu sein. Aus diesem Kampfe geht die geübtere Kraft des bessern Willens glorreich hervor. Der edle Garve verdiente hier wol, zum Beispiele zu dienen. Während der schmerzvollsten Krankheit, die seinen Tod herbei führte, und unter Geduld erschöpfenden Qualen schrieb er die schöne Abhandlung über die Geduld, mit einer Kraft, die den edeln Mann so hoch über physische Gewalten erhebt.

In eben dem Maße, wie die Kraft eines würdigen Strebens den Edeln erhebt, wirkt diese Kraft niederschlagend auf das Gemüth des Sünders. Wenn längst aus einem Leben die Tugend entfloh: sie läßt darin eine strahlende Erinnerung zurück; sie ist zu sehr Bedingung des innern Daseins, daß Beide: die Heuchelei und die Reue, sich gedrungen fühlen, ihr Huldigungen darzubringen.

Die seltsamen Erscheinungen der Furcht eines strafenden Bewußtseins, sind der Tugend heilige Ahnungen, die im edlern Gemüthe zu Himmelsgeistern werden, im Blick der Unschuld uns anleuchten, und Licht und Frieden um gute Menschen verbreiten. Dies Morgenroth eines höheren Lebens strahlte heller an Hehra's schöner Seele hervor, im Gegensatze mit einem Gemüthe, welches den hohen Ernst des Lebens unter reizenden Täuschungen verliert; aber die Stimme des Bewußtseins schweigt nicht, bestimmt ist sie, als eine warnende und strafende Nemesis unsere Führerin zu sein durch das Leben. Oft läßt sie sich in einem großen Beispiele der siegenden Kraft vernehmen. Christus stellt in der furchtbaren Erhabenheit seines Lebens ein solches Beispiel auf.

Tugend.

So wag' es denn, o Freund! zu dir dich zu erheben!
So wag' es denn, zu haben, was du hast;
Zu finden, was dein Herz umfaßt;
Zu glauben an dein eignes Leben,
Wovon das Pfand, ein hochgeweihtes Gut,
In deinem innern Dasein ruht!
Im innern Dasein liegt ein Buch uns aufgeschlagen,
Wie eine offne Gegenwart.
Die Pythia in uns laß uns befragen!
Sie weissagt uns das Ziel, das unser harrt.
Wer ist der Mensch? — Auf beiden Wegen
Zu ihm hinab, zu ihm hinan,
Weht uns ein Gotteshauch entgegen,
Und kündigt uns den hohen Menschen an.
Es flammt in ihm ein reines Götterfeuer;
Hoch flammt es auf; doch stürzet er einmal
Sich von sich selbst herab: ein solches Ungeheuer
Birgt keine wilde Kluft, verhüllt kein grauses Thal.
Mit Zittern staun' ich seine Höhen
In schrecklich wüsten Trümmern an!
Wie hoch muß nicht ein Wesen stehen,
Das so erschütternd fallen kann!
Begeistert blicktest du, in feierlichen Stunden,
Zur Göttlichkeit der Tugendkraft hinauf;
Und hast du in der Tugend Gott gefunden,
So such' ihn auch im Laster auf!
Ja, find' im Taumel Alexanders
Ruinen von Erhabenheit!
Was war sein Heldenwahnsinn anders,
Als die gefallne Göttlichkeit?
Sie fiel erschütternd, wie der Friede
Der Welt, wohin er Mord und Frevelthaten trug,
Der Welt, worin er nichts so tief, als sich, erschlug.
Groß war der stolze Philippide;

Die Hoheit war in ihm zerstört.
Das große Laster, das dein Herz empört,
Ist die gestürzte Pyramide,
Die, ach! zum Staub hinab die Flammenspitze kehrt;
Es ist der Wetterstrahl, der leuchtet und verheert.
Der Tugend Sonnenblick heißt: Friede.
Wenn kalt ein Wüthrich dort den Frieden niederstürmt:
Dann überstrahlet hier, wie mildes Frühlingswetter,
Den stillen Zeitengang ein sanfter, edler Retter,
Der mit geweihtem Arm die Menschheit überschirmt.
Die Erde stellt dem Himmel nichts Verhaßters,
Und nichts Geliebters, als den Menschen, auf;
Und dies Amphibion der Tugend und des Lasters,
Wo löst es einst in Harmonie sich auf?
Der wunderbare Mensch! im Guten und im Bösen
Gleich unbegreiflich sich! O sprich! wer gab der Zeit
Dies große Räthsel auf? Wer wird, wer kann es lösen? —
Die Weisheit einer Ewigkeit!
Zwei Mächte sind im Menschen tief verschlungen,
Die der Verstand selbst anerkennen muß;
Der Ruf der Tugend dort — sie fordert Opferungen,
Und hier die Sinnlichkeit — sie dringet auf Genuß.
Getrennt sind diese beiden Mächte;
Und jede fordert Huldigung,
Und fordert sie mit unbestrittnem Rechte;
Doch ringen beide nach Vereinigung.
Und zwischen beide tritt versöhnend
Das hohe Ideal der Götterwürdigkeit,
Das schön und immer schöner krönend
Hinauf führt zur Unendlichkeit.
Wer ist die Glanzgestalt, die uns im Traum des Ruhmes
Hoch über uns erhebt? — Das ist die hehre Spur,
Der Schimmer unsers Götterthumes;
Das ist der Mensch der höheren Natur,
Der Mensch in seiner vollern Würde,
Die uns begeistert und entzückt.
Und darum trauern wir, wenn schwer des Alters Bürde
Zum Staub hinab den großen Menschen drückt;
Wir trauern, wenn so tief der Götterfunken,

In jenem Greis erloschen scheint,
Daß er, von seiner Kraft hinweggesunken,
Im Dunkel lebt, und kindisch lacht und weint.
Doch diesem Schatten gegenüber,
Steht Fontenelle da, der ein Jahrhundert trägt.
Wie tönt sein Winterhain, den jede Muse pflegt!
In seiner Seel' ist Licht, ward auch sein Auge trüber;
Vor seinem äußern Sinn erklingt
Nur schwach das Weltgeräusch: was kann's ihm noch gewähren?
Zu seinem innern Sinne dringt
Der Psalm der Ewigkeit im Chor der Weltensphären.
So schön bewährt die Meisterschaft
Des Lebens nur der Mann der Kraft.
Es hat das Alter nichts an ihm zu rächen;
Sein beßrer Sinn war nicht den Sinnen unterthan;
Selbstherrschend in sich selbst, verfolgt' er seine Bahn;
Er hielt die Kraft, die Kraft hält ihn, daß sich die Schwächen
Der grauen Kindheit ihm nicht nahn.
Die ganze Menschheit strahlt in einem Meisterwerke
Der Lebenskunst, die nach Vollendung strebt:
Wir sehn bewundernd, wie die Stärke
Das Leben trägt, die Kraft es hebt.
Du staunst zur Kraft hinauf, selbst da, wo sie zerstöret,
Wo sie das Große niederreißt,
Wo sie Gefahren trotzt, und Felsen weichen heißt;
Sie fesselt, wenn sie auch dein ganzes Herz empöret,
Doch deinen Blick und deinen Geist.
Du staunst, wenn Archimed nur einen Standpunkt fodert,
Um selbst den Erdenball zu heben, der ihn trägt;
Du zitterst, wenn empor die Kraft der Seele lodert,
Wenn sie verderbend auf in wilde Flammen schlägt;
Du bebst, wenn Hannibal hoch über Alpenschlünde
Verderben wälzt, das Roma's Thoren dräut,
Du schauderst auf, wo Cäsars Eitelkeit,
Zum lauten Zeugen seiner Sünde,
Herab zu seinem Stolz den Glanz der Hoheit riß;
Du schauderst auf, wie vor beglänzten Trümmern;
Du siehst das fürchterliche Schimmern,

Die grause Sichtbarkeit der Sonnenfinsterniß.
Beseele diese Kraft mit freier, edler Güte;
Begeistre sie mit stillem Friedenssinn;
Vergöttre sie zur holden Pflegerin
Der reinsten Menschlichkeit, der schönsten Geistesblüte:
O! dann ergreift sie dich, die heilige Gewalt;
Es geht ein Himmel auf vor deinen Blicken;
Es kündet sich dem zagenden Entzücken
Die Tugend an in göttlicher Gestalt.
Ja, sie verließ, um uns dem Himmel zu erziehen,
Einst die ambrosische, geliebte Flur,
Und trug den festern Sinn der Lebensharmonieen
In unsre schwankende Natur.
Als noch der Mensch nicht in die Ferne blickte,
Noch, zwischen Zukunft und Vergangenheit,
Dem Augenblick die reife Frucht entpflückte;
Da blühte seine stille Zeit.
O! schuldlos war er nur — nicht weise;
Sein Dasein war ein Kindesloos.
Da nahm — ihm unbewußt — und leise
Die Zukunft ihn der Gegenwart vom Schooß,
So wie den Säugling, noch nicht fortgerissen
Vom Schooße, der ihn wiegend trägt,
Die Mutter zärtlich, unter Küssen,
Von einer Brust zur andern legt.
Und freundlich, wie das Licht, worin der Tropfen leuchtet,
Der einen Wiesenhalm befeuchtet,
Umgab ihn noch die Einfalt der Natur;
Allein es war sein Loos, die Spur
Der Kindeseinfalt zu verscherzen;
Die Wahrheit floh aus seinem Herzen,
Auf seine Lippe kam der Schwur.
Erwacht wie eine neue, schöne Jugend,
Trat auf die wüste Stelle seiner Ruh
Die stille Göttlichkeit der Tugend,
Und bracht' ihm ihre Hoffnung zu.
Die sollte freundlich um sein dunkles Leben,
Worein der Schatten einer Erde fällt,
Wie eine sanfte Luna schweben,

Mit ihrem Wiederschein von einer Sonnenwelt.
Und, wie das ferne Licht, das eine finstre Höhle
Mit seinem leisen Silberblick erfüllt,
Steht vor der überhüllten Seele,
Vollendung, dein erhabnes Bild.
Und welch ein Raum von dieses Lebens Grenzen
Bis zu dem höchsten Ziel! wie weit!
Es ist der Weg zu Gott; er heißt Unendlichkeit.
Darf die Vollendung dort herüber glänzen
In dieses Schattenthal der Zeit,
Wo, tief verhüllt und vielgestaltig,
Ein düstrer Geist um lichte Stellen schwebt?
Das ist des Schicksals Macht, die furchtbar und gewaltig
Sich gegen unsre Kraft erhebt.
Und dennoch soll der Mensch — mit welchem Grimme
Das Schicksal auch herein in seine Tage bricht —
Des Lebens würdig sein; und wanken soll er nicht
Von dem Gebot der innern Stimme,
Womit ein Gott zu seinem Geiste spricht.
Nach einem Ziele soll er wandeln,
Das höher steht, als seine Zeit.
Ein Mensch zu sein, und wie ein Gott zu handeln:
Wer rettet hier? wer löst den wunderbaren Streit?
Hier rettet die Vernunft, die hehre, gottvertraute.
Hervor aus ihrem tiefsten Leben wehn
Unsterbliche, geweihte Stimmenlaute,
Die hohe Seelen inniger verstehn:
Es muß ein Pfad nach dort hinüber gehn!
So lautet die erhabne Sendung
An unsern Geist. Es ist der Pfad,
Auf welchem sich die Tugend der Vollendung,
Vollendung sich dem Frieden naht.
Je mehr die Seele sich empor ringt zu dem Frieden,
Des höhern Lebens sich bewußt zu sein:
Je tiefer bringt sie schon hinieden
Ins Götterthum der Seelen ein.
Das Götterthum der Seelen hat begonnen!
Mein höchstes Leben weihe sich!
Und ihr, o kommt, ihr feierlichen Wonnen

Des großen Heils, kommt über mich!
Ich schreite fort zur höhern Friedensfeier.
Auf! mein gefühltester Gesang,
Begleite du, geweihter Sohn der Leier,
Mit Siegestönen meinen Gang!
Hier liegt die Spur von meinem Morgentraume,
Der Punkt, den diese Sonn' erhellt.
Der Geist bedarf kein Heil von diesem Raume;
Sein Fried' ist nicht von dieser Welt!
Die Welt stößt unser reinstes Leben
Von ihrem Frieden kalt zurück;
Die Unschuld seufzt, und wir erheben
Zu einer Nemesis den Blick.
Wenn harte Tage schwer um heil'ge Stellen ziehen:
Dann drängt sich jener Glaub' an unser Herz, und hält
Uns seine Bürgschaft vor aus einer fernen Welt,
Aus einer Welt der Harmonieen,
In der das Würdige den Feierkranz erhält.
Sieh dort die Unschuld hin durch ihre Blumen schweben!
Wird keine Gottheit sich zu ihrem Schutze weihn?
O, möge doch das Schicksal ihr ein Leben
Aus Rosenluft und Abendstille weben!
Sie fürchtet nichts, ihr Herz ist ja so rein;
Sie ist so selig, wenn sie unbefangen
Hinaus zu ihren Menschen geht;
Sie ist so heilig, wenn, mit Lächeln auf den Wangen,
Sie vor dem finstern Hasser steht;
Sie hört noch nicht das giftige Gezische,
Das näher schon durch ihre Blumen rauscht;
Sie ahnet nicht die Schlang' im Dorngebüsche,
Die tückisch ihren Gang belauscht.
Das Unheil naht! Ach! wehrt kein Engel? Schone! schone! —
Die Schlange bricht hervor durch das Verhüllungslaub!
Der Sykophant erscheint! die Unschuld wird sein Raub!
Er reißt von ihrer Stirn die zarte Rosenkrone;
Er tritt sie nieder in den Staub!
Und weinend hängt dein Blick am theuern Raube;
Zu einem Himmel seufzest du hinauf!
Sucht dieser Seufzer nicht, weit hinter'm Erdenstaube

Das stille Land der Unschuld auf?
Unwiderstehlich dringt der Glaube
An eine Geisterwelt sich deinem Herzen auf.
So ringe dich empor, den Glauben zu umfassen,
Den Mittler zwischen dir und einer Götterwelt!
Ihn, der nie dich verläßt, ihn könntest du verlassen? —
Wenn du die Frevelthat verdammst:
Dann glaubst du, Freund, an einen Himmel;
Wenn du für Recht und Wahrheit flammst:
Dann lebst du schon in einem Himmel.
Tritt hin vor eine That, die selig dich ergreift!
Schau, wie der Seelenflug kaum an dies Leben streift;
Und wenn du vor Entzücken trauerst,
Und wenn es weihend dich, wie Gottheit, überfällt:
Dann heiligt dich dies Graun; du schauerst
Vor deinem eignen Geist, vor deiner innern Welt.
Es muß ein höchster Geist den Geist der Tugend ehren,
Die er so himmlisch uns entgegen führt,
Wenn nicht umsonst der Sinn für Recht so tief uns rührt;
Zu einer höhern Welt muß noch der Mensch gehören,
Wenn um das Leben nicht das Dasein uns betrügt;
Und die Vernunftwelt ist, wenn die Vernunft nicht lügt.
Und lügt sie: dann ist selbst mein Dasein eine Lüge —
Durch die Vernunft nur bin ich, was ich bin —
Mein heiligster Beruf ist leer und ohne Sinn.
Je höher mich die Kraft des innern Lebens trüge,
Je tiefer sänk' ich nur dahin. —
Fürwahr, der Mensch ist hoch erkoren.
Der Ruf zur Pflicht ist Ruf zum Himmel, ist ein Schwur,
Womit die Ewigkeit uns Dauer zugeschworen,
Hier bei dem feiernden Altare der Natur.
Ja, dem Gewissen ist ein hohes Wort gegeben;
Es spricht: „Der Götterwelt, o Mensch, gehört dein Leben." —
Dies Dasein ist ein sinkendes Geschwätz,
Das am Cypressenhain verklinget;
Zu einem Leben, das sich höher schwinget,
Ruft uns im Innersten ein heiliges Gesetz.
Voll Ernst ist das Gesetz, das auf Vollendung dringet,
O, furchtbar ernst in seiner Majestät!

Doch sieh! welch ein Triumphzug naht von ferne!
Der Sieg, die Tugend ist's, mit Kränzen überweht.
Es wandeln Grazien — wie Sterne,
Vom Sonnenlicht umglänzt — in ihrem Wiederschein.
Urania verläßt den großen Strahlenhain
Von Sonnen, welche sie umblühen,
Verläßt die Sphärenmelodieen,
Und mischt sich in den Zug der Tugend ein.
Dahin laß uns den Blick, dahin den Geist uns wenden!
Wir dürfen uns der hohen Weihung freun.
Das Himmelspfand in unsern Händen
Ist — eines Himmels werth zu sein.
So ist schon hier die Seligkeit geboren;
Dem Frommen ist erfüllt, was ihm sein Gott verhieß;
Nur die Verlornen, sie verloren
Für diese Welt ihr Paradies.
So steh dann auf von diesem Schattenspiele,
Das, wie ein Leben, durch das Leben zieht!
Verlaß den Trümmerbau der Eitelkeit und fühle,
Was über sie erhebt, und was mit ihr entflieht!
Roms Söhne fielen in die Ketten
Der Sklaverei vor ihrem Cäsar hin.
Es trat der letzte Römersinn
In Brutus auf, sein Volk zu retten;
Doch er erliegt und flucht im Fall noch einen Strom
Von wild empörten Lästerungen
Der Tugend ins Gesicht. Sein Rom war ihm entrungen.
O, Brutus! heißt die Tugend Rom?
Bedarf sie eines bald erloschnen Strahles
Vom Glanz des Erdenglückes? Nein!
Hier konnte — durfte nicht ihr Götterhimmel sein;
Nur ihren Tempel schmückt der Frühling dieses Thales.
Wie ein Werk Gottes, still und groß,
Erhebt die Tugend sich in ihrer eignen Würde.
Was auch des Schicksals Hand auf ihre Tage bürde:
Sie reißt sich kühn von niedern Banden los.
Das Schicksal waltet im Naturgebiete,
Und die Natur geht schweigend ihren Pfad,
Nährt hier ein Giftgewächs und eine Frevelthat,

Bricht dort ein Engelherz und eine zarte Blüte.
Nothwendigkeit ist das Gesetz der Welt,
Worin der Wahnsinn lebt, und Hehra's Leben fällt.
Sie trägt so gut den Narrn, der ihre Blumen pflücket,
Wie den geweihten Mann, der seinen Kranz erwirbt.
Der graue Sünder lebt; ein Steingewächs erdrücket
Die Lebenskraft, und Büffon stirbt.
Es sinkt der Mensch, der wie ein Gott gehandelt,
Wenn eine Fiber stockt, ins Grab.
Die Wolke forscht nicht, ob die Unschuld unten wandelt:
Sie schüttet ihren Blitz herab.
Die Welt hat nur die Welt zu geben;
Der Hunger weidet hin durch ihre grüne Flur;
Das innre, geistige, geheimnißvolle Leben,
Genährt von Himmelsthau, schlägt seine Wurzel nur
In das Gebiet vergänglicher Gestalten.
Da drängt es ringend sich hervor
Aus der Umfangenheit von irdischen Gewalten,
Und trägt sein Kronenhaupt wie ein Triumph empor.
Gewaltig kämpft und drängt das Würdige, das Große,
Zum Leben sich herauf. Ein Hauch entküßt dem Schooße
Der Dunkelheit die Blum', er küßt den Halm hervor;
Nur eine laue Nacht, und Haine blühn und Fluren.
Aus grauser Tiefe tritt das Hohe kühn hervor;
Aus harter Hülle kämpft die Tugend sich hervor;
Der Schmerz ist die Geburt der höheren Naturen.
Dem Menschen lächelt noch der mütterliche Blick
Der irdischen Natur, und milde Sterne walten;
Doch wie nun wird sich ihm das innre Sein entfalten? —
Am Lebenseingang steht das treibende Geschick.
Sie braust daher, des Schicksals finstre Stunde;
Sie reißt die Well' empor, sie jagt das Leben auf;
Sie wühlet stürmend, was im Grunde
Der Flut verborgen liegt, herauf.
Nicht jeder Fluß trägt Gold im Sande;
Der über nackte Kiesel rollt,
Wirft Kiesel aus am Uferrande,
Der über Goldstaub woget, Gold.
Dein Garbe, Freund, spricht mitten in dem Krampfe

Der Schmerzen, freundlich, wie die Huld,
Und siegend, wie die Weisheit, von dem Kampfe
Und vom Triumphe der Geduld.
So frei ist sein Gemüth, so stumm ist jede Klage
Der leidenden Natur; so stumm,
Als lägen hinter ihm die martervollen Tage,
Als säh er lächeld sich nach ihnen nur noch um.
Dem Mann — und sucht' ihn auch die Sonne
Im Hüttendunkel auf — ihm biete kein Tyrann,
Es biete keine Macht ihm Ketten an!
Ihn schreckt das Elend nicht, bethört nicht Lebenswonne.
Wer mit dem klaren Sinn des unbefangnen Blicks
Den bunten Markt des Lebens überschauet,
Und seinen Frieden nicht dem Launenspiel des Glücks,
Nicht sein Unsterbliches Vergänglichem vertrauet:
Der ist ein Lebensheld, ein Sieger des Geschicks.
Heil dem geweihten Geist, der so sich aufermannet!
Verbannt ein Nero ihn: der feige Wütherich
Verbannet ihn nicht, er verbannet
Aus eines Gottes Nähe — sich;
Für ihn, den Hohen, hat kein Schwert mehr eine Schärfe;
Die Schuld nur hat das Recht, uns weh zu thun:
Der Weise wird — wohin das Schicksal ihn auch werfe —
Mit seiner Tugend sein, bei seiner Unschuld ruhn.
Da, wo die Unschuld ruht, und von der Luft umgeben,
In der sie wandelt, fühlt der Sünder, was er ist. —
„O, Tugend!" — seufzet tief Elpinors innres Leben —
„Daß du so himmlisch und so schrecklich bist!" —
Der letzte Tageslaut verklang in dunkler Ferne,
Still wandelte die Nacht durch die Natur;
Wie Augen Gottes, sahn die Sterne
Des Himmels nieder auf die Flur:
Da schlich Elpinor, wie zum Raube
Der Tiger schleicht, zur Rosenlaube,
Wo Holdy's Engel wacht — und fort
Aus der Natur scheint aller Zwist geschieden;
Doch spricht ihr leises Friedenswort
Ins tobende Gemüth Elpinors keinen Frieden;
Sein Innres brütet Unschuldsmord.

Er naht der Laube sich, wo durch das dunkle Schweigen
Ein ahnungsvoller Schauer rann:
Da weht es ihn, aus Holdy's Rosenzweigen,
Wie seufzendes Geflüster an.
Er horcht — die Fromme betet für das Leben
Der Mutter, deren Trost und Pflegerin sie war:
Und sieh! vor diesem frech entheiligten Altar
Ergreift den Sünder jetzt ein nie gefühltes Beben.
Ein Glanz der stillen Nacht durchzuckt den Fruchtbaum-
Wald,
Da schimmert durch die Laubenranken,
Die hin und her im Abendwinde schwanken,
Die schöne, betende Gestalt.
Die Zweige, die den kleinen Tempel decken,
Wo fromm und heilig Holdy kniet,
Sie drohn dem Wüstling Gottes Schrecken;
Zur Hölle wird um ihn die Gegend; — er entflieht.
Das Laster flieht zu seinen Finsternissen,
Wenn sich die Tugend naht. Was ihren Blick umflammt,
Ist ein erscheinendes Gewissen,
Das schweigend den Verworfenen verdammt.
Und nieder schlägt er vor dem Schweigen
Der Heiligkeit und Wahrheit seinen Blick.
Der gräßliche Tiber, nie kehrt er zu den Zeugen,
Die seine Schande sahn, zurück.
Der Sünder fühlt zu tief, daß in dem hehren Blick
Der Tugend sich ein Gott verkünde;
Ja, wenn sie längst schon, trauernd und verhüllt,
Aus einem Leben floh: dann hängt ihr helles Bild
Noch im Gefühl, und blitzt durch das Gebiet der Sünde,
Wie eine Glanzgestalt durch das Gebiet der Nacht.
Sie ist's, die schauernd auf in Alexander wacht,
Wenn er den Mantel auf die Wunde
Des von ihm hingewürgten Persers deckt,
Der, würdiger, als er, aus seiner Todesstunde
Verzeihend noch die Hand nach seinem Mörder streckt.
Wir sehn den fürchterlichen Ueberwinder,
Der, mitten im Triumph, der jauchzend ihn umstürmt,
Wie angeschreckt von Gott, die Gattin und die Kinder

Darius — vor sich selbst — mit seinen Armen schirmt.
Das ist die Kraft, vor welcher zitternd
Die Heuchelei verhüllt ihr Opfer niederlegt;
Das ist die Kraft, womit erschütternd
Der hohe Mensch Tyrannen niederschtägt.
O, neige dich, Tyrann! vor einem Geist, der stärker,
Der mächtiger, als du, sein eignes Leben schafft!
Dein Thron ist ein erhöhter Sitz im Kerker;
Du hast Gewalt, die hohe Seele Kraft!
Ja, mächtig ist der Glaub' an Tugend, dem die scheue
Von ihm ergriffne Schuld vergebens widerstrebt;
Und, o wie fürchterlich! wenn die Gestalt der Reue
Vom Lager der Verzweiflung sich erhebt,
Auf daß im Unrecht selbst das Recht sich uns verkünde:
Das ist der Gottesdienst, womit die Sünde
Die Tugend feiert und erbebt.
Auch was in zartern Seelen lebt,
Erfüllt oft das Gemüth mit jenem Wehmuthschauer,
Der, wie ein Ahnungstraum ins innre Leben tritt:
Die Psyche brachte diese sanfte Trauer
Vom Scheidekuß der Götter mit.
Den frevelnden Odin verfolget dieser Glaube;
Er wandert durch den Wald; um ihn ist Nacht; er lauscht,
Und horcht erschrocken auf, wenn tief im finstern Laube
Ein unsichtbares Leben rauscht.
Was flatterte? — Die Unschuld einer Taube
Jagt Todesschrecken ihm ins Ohr.
Ihn faßt ein pressendes Gezitter;
Aus schwarzen Grotten tönt es, wie ein Fluch, empor;
Es ist, als murmelten ihm schlafende Gewitter
In Träumen ihre Donner vor.
Was macht die Phantasie zum finstern Zauberwerke,
Die Furcht zum Nachtgespenst, das aus den Büschen klagt,
Und auf den Hügeln wankt? Was ist es, daß die Stärke,
Die keinen Gott bedarf, ihm ihren Muth versagt,
Daß er vor luftigen Phantomen zittert?
Vor welchem Graun entflieht der prahlerische Spott? — —
Es ist die Geisterwelt, die mächtig ihn erschüttert;
Ihn schrecken Tugend an, Unsterblichkeit und Gott.

Die sanftern Ahnungen der Geisterwelt begleiten
Des innern Lebens Harmonie.
Zu Himmelsgeistern werden sie
In dem Gemüthe, das sie weihten.
Sie sprechen uns mit leiser Sympathie
Im Blick der Unschuld an, die, gleich dem reinen Thaue
Der neu besproßten Morgenaue,
Noch unbefleckt am jungen Leben hängt.
Wie heilig ist die Welt, wo in dem zarten Kinde
Die reine Menschheit dich umfängt!
Sieh deine Mali! — Noch hat nicht die Welt der Sünde
Sich zwischen sie und Gott gedrängt.
O, mög' es in der Brust des Sünders warnend schlagen,
Der sich mit frechem Thun dem zarten Knaben naht!
Der Kindesreinheit fehlt das Wort, ihn anzuklagen;
Ihr heil'ger Blick verurtheilt seine That!
Und, weh! kein Gott vermag ihn zu erstatten,
Den süßen Morgentraum aus einer Friedenswelt,
Der vor dem Schatten flieht, vor jenem schwarzen Schatten,
Der von des Sünders Haupt ins junge Dasein fällt.
Um unser Leben wandeln Kinder,
Wie stumme Engel hin, an Lieb' und Unschuld reich;
Der göttliche Prophet, der große Heilverkünder
Gebeut uns: „Werdet Kindern gleich;
Denn ihrer ist das Himmelreich." —
Vergebens strecken sich — ist er einmal geschieden,
Der zarte, reine Kindessinn —
Die Arme nach ihm aus, nach seinem süßen Frieden;
Der Engel ist entflohn, sein Himmel ist dahin! —
Die Frevlerin dort hört die Wetterwolke schelten;
Sie faßt ein Kind, und wähnt sich heilig überschirmt. —
Du, Unschuld, reiner Strahl aus bessern Welten,
Um dich ist Ruh, ob auch das Leben draußen stürmt!
Wer aber kann vom Graun der finstern Schuld befrein?
Ein heiliges Gemüth ist Licht im dunkeln Hain;
Wo Engel sind, ist Gott; und reine Seelen weihen
Den Himmel erst zum Himmel ein.
Der Glaub' an Tugend ist die sanfte Purpurstelle
Das frische Morgenroth der neuen Tageshelle,

Das unsern innern Tag ergänzt,
Und leuchtender an schönen Seelen glänzt.
In dieser Glorie stand Hehra's Seelenleben,
Wie eine selig heitre Flur,
Um welche Friedensgötter schweben.
Da war, von Ruh und Harmonie umgeben,
Nur Heiligung die waltende Natur.
Wo Hehra wandelte, da weihten
Die Grazien der Huld den lieblichsten Altar.
So wußte sie um sich den Himmel zu verbreiten,
Und wußte nicht, daß sie ein Engel war,
Der, selber nichts verschuldend, nichts bereuend,
Mit einem Blick, den holdes Mitleid näßt,
Sich dem Gefallnen naht, und sanft und schön verzeihend,
Auf seinen Fehl den Schleier fallen läßt.
Ihr Rückschaun war ein seliges Erinnern,
Das, wie ein stiller Gott, vor ihrem Geiste stand,
Wenn ihre Ruhe sie in sich, in ihrem Innern,
Ihr Leben nur in Andern fand.
Wenn grause Stürme sich durch ihre Tage rissen:
Sie war ihr eigner Stern im Graun der Finsterniß;
Denn jegliches Gefühl war ein Gewissen,
War eine heitre Nemesis.
Wo taumelt eine Seele durch Gefilde
Der Lust, um die Betäubungsdüfte wehn?
Sie schau' in dies Gemüth! sie wird an Hehra's Bilde
Nicht ungerührt vorüber gehn.
Kind der Lust, du leicht beschwingte Seele,
Die durch lauter Rosenhaine fliegt!
Dein Gefühl ist eine Philomele,
Welche sich auf vollen Aesten wiegt.
Zaubermächtig singen alle Räume
Deines Lebens deinen Frieden ein;
Deine Tage sind entzückte Träume;
Du erwachst, — und bist mit dir allein!
Rausche fort in bunten Wirbelreigen:
Nahe bleibt der Gott, den du entfernst!
Schaue! hinter deinen Rosenzweigen,
Da, da steht des Lebens hoher Ernst!

Was erheben soll, will nicht berauschen;
Wie ein Geist in stiller Finsterniß,
Wird ein heilig Wesen dich belauschen:
Fliehe nicht vor deiner Nemesis!
Was leitet unsern Geist, wenn seines Pfades Krümme
Sich drängend hin durch Labyrinthe flicht?
Es ist die Nemesis, die wunderbare Stimme,
Die aus der Geisterwelt zu ihm herüber spricht,
So siegend spricht, daß er nicht widerstehen,
Daß sich das Herz ihr nicht verschließen kann.
Befremdet hört die Sinnlichkeit sie an;
Und zagend schaun wir zu den Höhen,
Wohin die Stimme ruft, hinan;
Sie zeuget furchtbar laut von ihrer hohen Sendung,
Und fordert und verbürgt die ewige Vollendung,
Das große, wunderbare Sein,
Wo jene freiern Seelen wohnen,
Die sich mit unbefleckten Kronen
Der Heiligkeit des nächsten Himmels weihn.
Oft steht, uns mächtiger empor zu schüttern,
Weg-weisend ein erhabnes Leben auf,
Wie eine Gottheit in Gewittern.
Wir stehen da, wir schaun entzückt, allein mit Zittern,
Zur Tugendmajestät hinauf.
Voll Hoheit, und doch mild, ging ihr Gestirn einst auf,
Der größre Sokrates der Christen;
Er riß aus Trug und Wahn und aus der Erde Lüften
Das hingetäuschte Volk herauf.
Erhaben ging er durch die Jubelrufe,
Wie durch den Priesterhaß, der lauernd ihn umschlich,
Mit einem Muth, der, selbst nicht vor der letzten Stufe
Zum Todeshügel, von ihm wich.
Sieh, welche Freiheit waltet um den Hohen!
Er fürchtet nicht den Haß der frevelhaften Macht.
Weiß er's, daß ihm so nah die Todesqualen drohen?
Wie stürzen hinter ihm und vor ihm die Heroen
Mit ihren Thaten in die Nacht!
Konnt' er vor einem Erdgewitter beben?
Nichts fürchten und nichts achten konnt' er! — Nur

Sein großes Ziel vermocht' er zu erstreben;
Ein Weihaltar war sein erhabnes Leben,
Auf den herab die Flamme Gottes fuhr.
Flamme Gottes ist die Weihung,
Die um große Seelen schwebt,
Und zur kühnen Selbstbefreiung
Jede Kraft des Geistes hebt.
Mag das wilde Schicksal walten:
Die erhabne Seele ruht,
Unter drängenden Gewalten,
Fest auf ihrem Göttermuth;
Ringt sich auf vom Druck der Wolke,
Den ihr Flügelschlag besiegt,
Wenn auf dem betäubten Volke
Zürnend das Gewitter liegt.
Wer, in solcher Hoheit thronend,
Kühn es wagt, sein Gott zu sein,
Und, im eignen Himmel wohnend,
Keinen Himmel anzuschrein:
Den umfesseln Zaubergaben
Eines reichen Zufalls nicht.
O, der Freie trägt erhaben
In der Brust das Weltgericht!

Sechster Gesang.

Inhalt.

Es waltet demnach eine zweifache Natur im Menschen; und in dieser Beziehung lebt er für zwei Welten: für die Sinnenwelt und für die Geisterwelt. In jener entwickelt er sich als Naturwesen; in dieser reift er durch sittliche Freiheit zur sittlichen Freiheit. In jener ist er leidend; in dieser gilt seine That.

Daß er mit einer Kraft zu freierer That ausgerüstet sei, beweiset im Allgemeinen seine Fähigkeit, dem Zusammenleben und den Wechselverhältnissen seiner Gattung eine Verfassung zu geben. Roms Freiheit ging aus der Freiheit des Römers, nicht diese aus jener, hervor; und mit dieser sank jene darnieder. Die neuesten Erscheinungen einer blutigen Anstrengung menschlicher Kräfte deuten mächtig den innern Freiheitssinn an; sie offenbaren aber auch zugleich den Mißbrauch seiner Kraft, die sich von Leidenschaften fortreißen läßt. Der Abfall in die Gewalt der Leidenschaft setzet die Freiheit voraus. Wie weit wir in der Geschichte umher schauen mögen: wir finden uns überall in einem Gedränge schaudervoller, von niedern Antrieben herbeigestürmter, Begebenheiten. Und dennoch empört uns das Gewöhnliche; und doch träumen wir von dem, was unerreichbar ist. Aber hierin vernehmen wir die Stimme der gebietenden Vernunft, die uns zur sittlichen Freiheit beruft, und im innersten Bewußtsein uns auffordert: das unverbrüchlich zu thun, was recht ist. Der römische Augustus, und Philipp von Spanien, der sehr lebhaft an den Tyrannen der neuesten Zeit erinnert, waren Beide mehr oder minder glückliche Völkerunterdrücker, Beide aber auch zugleich verbrecherische Sklaven ihrer Herrschbegierde. Arm und niedrig, ob sie auch einen Thron erränge, ist die List: erhaben und reich die Weisheit, oder das, dem Drange niedriger Antriebe widerstehende, freie Gemüth. Nur dieser Freiheitssinn ist vervollkommnungsfähig. Besonders im Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, wo Versuchungen reizen, und rauhe Begegnisse schrecken, bewährt sich diese Freiheit. Man denke sie sich aus dem Wesen des Menschen hinweg: so erscheinet in ihm ein Geschöpf, welches nicht ein Räthsel, sondern ein Widerspruch ist mit sich selbst. Von den Forderungen der Tugend darf keine Rede mehr sein, und der Mensch tritt in dieser

Vorstellung auf eine Thierstufe herab, wo der Instinkt ihm entzogen ist, der doch dem Thiere zu gute kommt. Das Thier irrt nie, gleich dem Menschen, der, von Außendingen und innern Anregungen gedrängt, hin und her schwanket: ein Schwanken, welches sich in seinen bessern Entschlüssen, wie in seinen Mißwahlen, offenbaret.

Sein Dasein ist ihm in seine Hände gegeben: er kann es von sich werfen — ob er es solle: ist eine andere Frage, deren Erörterung nicht hierher gehört — er kann es, weil er Mensch, weil er frei ist. Eine Thatsache der höhern Freiheit ist der Sieg, der für die Sache des Rechtes über die stärksten Naturgefühle, und selbst über den mächtigen Lebenstrieb errungen wird. Die mit der Vernunft in Einstimmung gebrachten sinnlichen Neigungen sind eine liebliche Begleitung unsers Wandels: aus dieser Eintracht allein tritt das wahre Leben, das Leben der Freiheit hervor, welches nicht gänzlich untergehen kann; seines Daseins Spuren mögen im Gemüthe unterdrückt, aber nie vertilgt werden: sie kommen in den Augenblicken der zurückgewonnenen Ruhe wieder zum Vorschein. Von der Höhe der Geistesfreiheit herab, wie klein, wie nichtig erscheint aller Prunk der Zufälligkeiten des Lebens! Diese Freiheit ist es, die den Menschen, wenn er, den erhabensten Auftritten der Natur gegenüber, wie in ein Nichts sich verliert, kräftig erhebt. Erhebung ist das Wesen der Vernunft; und so wirft sie einen Siegerblick auf das sinkende Dasein zurück, und umfaßt ihren Glauben, der die Tugend zum höheren, freieren Dasein hinüber geleitet.

Freiheit. Wiedersehn.

Auf dieser Höhe, Freund, laß endlich deinen Späher
Vom Diesseit noch einmal ins heitre Jenseit schaun,
Dem müden Wandrer gleich, der, seinem Ziele näher,
Vom letzten Hügel blickt nach zwei bekränzten Au'n!
Auf dieser Höhe, wo der Weg sich scheidet,
Wo die Vergötterung des Zufalls sich entkleidet;
Hier ist es, wo das Reich der freien Kraft beginnt.
Mag die Naturwelt dort an Noth und Zwang erinnern:
Die Welt der Freiheit trägt der Mensch in seinem Innern;
Und Tugend ist der Freiheit Götterkind.
Dort ist der Mensch ein Blatt, das sich entfaltet,
Und grünt, und willenlos zerfällt;
Hier eine Kraft, die selbstgebietend waltet,
Der Bürger einer Geisterwelt.
Zwei Welten schlingen dann den wunderbaren Knoten
Des Räthsels, das verhüllt in unserm Wesen liegt;
Und von der Welt der Kraft, zum Ringen aufgeboten,
Bewähret sich der Held, ob er auch schwankend siegt.
Im Götterhimmel nicht, nur im Gebiet der Sünde
Stellt sich die Tugend uns in ihrem Glanze dar.
Die Ruhe weicht dem Zwist, daß sich die Kraft verkünde;
Des Zwanges Druck macht uns die Freiheit offenbar;
Er reißt uns in den Streit, aus welchem immer freier
Und immer siegender, die Kraft des Geistes tritt;
Des Feindes Macht verherrlicht erst die Feier
Des Sieges, den der Held erstritt.
Wir sind nicht um zu sein; wir werden um zu werden.
Die Ströme rauschen fort; die Sonnen und die Erden,
Sie gehn nach ewigen Gesetzen ihren Pfad.
Kein Wollen dort — sie sind. Im Menschen lebt ein Wille;
Er selbst ist sein Gesetz, ein Sohn der eignen Fülle;
Er ist durch die Natur, und lebt durch seine That.
Wir werden das, was wir zu werden lernten;
Der Mensch ist seine Frucht aus seiner eignen Saat;

Was Menschen säen, werden Götter ernten:
Gott spricht durch seine Welt, der Mensch durch seine That.
Drum, wo wir stehn: wir stehn an einer heil'gen Stelle,
Die zu dem seligen Beruf uns weiht,
Zu schöpfen aus der reinen Quelle
Der freien Lebensherrlichkeit.
Die Quelle wird zum Strom, und was an ihm gedeiht,
Zum Leben hier gedeiht, geht nicht in ihm verloren;
Er trägt es hin zu einem sichern Port. —
Vermittlerinen sind die Horen:
So wunderbar wird aus dem Hier und Dort
Mit Mutterähnlichkeit geboren.
Das Dasein ist ein unbebautes Land,
Vom Lufthauch überweht, vom Sonnenstrahl umlodert;
Und diese todte Wildniß fodert
Das Leben erst von unsrer Hand.
Wer Dasein nur begehrt, den ruft vergebens
Der laute Stundenschlag zum heiligsten Gewinn;
Er lebt vom bloßen Pflichttheil seines Lebens,
Und gibt die volle Erbschaft hin.
Er schleppt, des Staubes Unterjochter,
Ein wenig Staub, durch Raum und Zeit.
Nur Thätigkeit, entschloßne Thätigkeit,
Die heitre, freie Lebenstochter,
Sie hält ihn fest, den Geist der Stunden, die entflohn.
Wie jene Göttin ihren Sohn,
Taucht sie das Leben in die Fluten
Der weihenden Unsterblichkeit!
Sie macht zur Ewigkeit die Zeit,
Und rettet sterbende Minuten.
So laß denn in der Gegenwart
Die hehre Zukunft uns umfangen!
Sie waltet hier schon, wo die Seele noch gefangen
In einem engen Kerker harrt,
Der höhern Freiheit harrt, zu welcher wir berufen
Und innig eingeweihet sind;
Der Freiheit, welche hier auf den Vollendungsstufen
Der Erdenpilgerschaft beginnt.
Zum freien Manne reift das Kind.

Einst herrschte wild der Trieb; er brauste durch die Kreise,
Durch's immer weitere Gebiet des Lebens hin,
Und der Instinkt gebot; doch regte leis' und leise
Sich in der Willkür schon der sanftre Menschensinn.
Und aus der Willkür trat der Wille,
Der Mensch mit der Vernunft, der freie Mensch, hervor,
Der Wildniß gleich, die sich vor ihm in eine stille,
Sanft aufgeblühte Flur verlor.
Da ward das Recht. Es stieg empor zum Throne;
Wie ein Gewissen sprach's zum Volke dort herab;
Und die Vernunft gebot: sie war es, die die Krone
Der Majestät dem Rechte gab.
Nun ward es hell in jenen dunklen Thalen,
Wo die Vernunft den wilden Trieb besprach!
Sie war das Licht, das sich in tausend Strahlen
In tausend Wunderfarben brach.
Die freie Geisteskraft, die ringend sich entfaltet,
Erstrebt' in Rom ein andres Ziel,
Als das, wonach Karthago sich gestaltet.
Der Stier lebt' einst, wie jetzt, am Euphrat, wie am Nil.
Schau hin nach jenen hoch berühmten Trümmern
Des Capitols! Da trauert längst verwaist
Von Tagen, die nicht mehr den Erdkreis überschimmern,
Ein furchtbar riesenhafter Geist.
Wir fühlen noch sein schreckliches Erinnern,
Allmächtig faßt er uns in jeder großen That;
Vom Menschen ging er aus, von seinem Innern,
Und strahlte nur zurück aus seinem Römerstaat.
Erfüllt, ergriffen war von ihm die ganze Seele.
So stürzt ein Curtius sich in die Flammenhöhle;
So geht ein Regulus — was auch Karthago droht —
Er geht, daß er das Wort des Römers nicht verletze,
Treu seinem innersten Gesetze,
In einen schaudervollen Tod.
Roms Hoheit sank, wie die, von Gift befallne, Blüte;
Um frei zu sein, zu frech, zu niedrig, zu verrucht. —
Die Freiheit flieht den Markt, und weihet im Gemüthe
Des Weisen ihren Thron, wenn sie die Welt besucht.
Doch, was empört ein Volk, dem Herrscherthron zu fluchen?

Was reizt die Wuth, daß sie das Heiligste nicht schont,
Daß sie das graue Recht entthront?
Die Freiheit, die wir draußen suchen,
Und die in unserm Innern wohnt.
O Gallien, du hast umsonst geschworen,
Ein freies Volk zu sein! umsonst gestürzt den Thron!
Die Freiheit, welche du zur Göttin dir erkoren,
Aus nervenloser Brust war sie schon längst entflohn!
Vollendet waltet sie in jenem Urgebilde,
Das vor der Ahnung schwebt; und unser Geist empfing
Nur einen leisen Strahl aus ihrem Lichtgefilde,
Der, wie ein Mond, hier auf in unserm Leben ging.
Dort leuchtet sie aus ihrer höchsten Fülle,
Wie auf ein weites Meer das Sonnenlicht, herab.
Auf diesem Meer — es ist des Menschen Wille —
Wogt Tod und Leben auf und ab.
Sanft wallend nimmt es das mit dem azurnen Schleier
Umwebte Bild des reinen Himmels auf;
Dann aber steigen Ungeheuer
Aus seinem tiefen Schooß herauf.
Weit schattende Gestalten schreiten
Aus diesem Meer hervor — es sind die Zeiten —
Sie treten auf: hier Altes zu erneun,
Dort neues Heil und Unheil auszustreun.
Bald säuseln sie durch die Olivenblätter,
Die aus des Friedens Kranz holdselig niederwehn;
Bald rauschen sie dahin, wie dunkle Todesgötter:
Und Völker müssen untergehn.
Ich schau' hinaus — und, ach! von öden Fluren
Begegnet meinem Blick ein dunkler Geist,
Ein Schatten, welcher Elend heißt,
Ein Nachtgespenst, das auf die Spuren,
Wo die Verheerung zog, mit Graun hinunter weist.
Dort weist es hin, dort rauchen noch die Trümmer
Des Waldes, den die Flamme fraß!
Ich horche hin — und seufzendes Gewimmer
Umklagt die Stellen jetzt, wo einst der Friede saß.
Der Frühling kehrt zurück zu seinem Traubenhügel.
Kennt er die Stätte noch? Der Raum ist öd' und stumm!

Da zog ein Rauchgewölk mit schwarzem Rabenflügel;
Da riß die Wuth den Herd der kleinen Laren um!
Wo zwischen Lindengrün, wie unter Friedenspalmen,
Ein Tempel Gottes sich erhob,
Da ist kein Sabbath mehr, und keine Feierpsalmen
Verkünden dort des Weltengeistes Lob!
Ach! welcher Gott verhing der Erde diese Strafen?
Kein Gott! der Mensch — sein Wahn schuf diese Wüstenei'n.
Den Menschen drängt der Mensch. Wer wird den armen Sklaven
Der wilden Leidenschaft befrein?
Weh! mich ergreifen alle Schauer
Der Gegend, wo der Friede schwand!
Laß los! O, laß mich los, du Bild der Trauer!
Du, Hoffnung, reich' mir deine Engelhand,
Und führe mich durch sanftre Gänge,
Dahin, wo Liebe wohnt und Friedenslüfte wehn;
Und laß kein anderes Gepränge,
Als das Gefolg der Menschenhuld, mich sehn!
Und du, Gerechtigkeit, zerbrich die Scheidewände!
Verbanne den verruchten Geist,
Der wild und grausam die verschlungnen Hände
Der Menschen aus einander reißt!
Gib, daß der Hüttner diesseit seines Flusses
Den Hüttner jenseit lieben darf;
Und donnre mit dem Fluch des Blutvergusses
Den Fürsten an, der kalt ein Friedenswort verwarf!
Schau hin! wie tief dein Blick in die Vergangenheiten
Hinunter späht: aus jeder Wüste starrt
Dich noch ein Denkmal an von schaudervollen Zeiten,
Und Zukunft ist ein Kind der Gegenwart.
Was immer war, wird immer sein hienieden:
Warum empört uns noch die grause Heldenzunft?
Warum begeistert uns, wie Frühlingswiederkunft,
Der süße Traum von einem ew'gen Frieden? —
Das ist die Stimme der Vernunft,
Die nimmer schweigt, die, trotz dem wilden Rufe
Der Sinnenreize, frei uns werden hieß.
Wir stehn hier auf der ersten Stufe,

Wo seiner Vormundschaft uns der Instinkt entließ,
Und unsern Lebensgang an die Vernunft verwies.
Wol oft bespricht, im Druck und Drang des Lebens,
Die Stimme der Vernunft vergebens
Den seiner unbewachten Haft
Entrißnen Sturm der Leidenschaft!
Da stürzet dann der Mensch in frevelndes Beginnen!
Wie unaufhaltsam stürzt er dem Verbrechen zu,
Wenn Aufruhr ist in allen Sinnen,
Wenn Sturm von außen, Sturm von innen
Das Leben aufjagt aus des Lebens Ruh! —
So wär' im warmen Blut ein Funken Lebensfeuer
Mehr oder minder, jene Kraft,
Die aus dem Menschen dort ein Ungeheuer,
Und hier ein menschlich Wesen schafft? —
O das sei fern! — Du hörst den Donner rollen:
Sein Flammenzorn ist sich des Zornes nicht bewußt.
Natur heißt sein Gesetz; nur in des Menschen Brust,
Da herrscht ein Selbstgebot, ein Geist, ein eignes Wollen.
„Wie?" fragst du klagend, „ist das Loos des Menschen Krieg?
Daß nimmer Fried' um ihn, nicht in ihm Friede walte?" —
Der Kampf ist sein Geschäft, daß sich die Kraft entfalte;
Beruf zu schwerem Kampf ist Ruf zu größerm Sieg.
Sieh dort die heiligen Bekenner
Des christlichen Paniers auf Felsenboden stehn!
Kein Sturm der Wuth kann sie darnieder wehn;
Sie stehn auf sich, die hohen, freien Männer! —
Was Menschen konnten, kann der Mensch der freien Kraft:
Der Marter trotzten sie — wir nicht der Leidenschaft?
Der Sturm des Lebens, Freund, trägt Kronen auf den Schwingen,
Und führet über unserm Haupt
Hinweg den Siegerschmuck, so wir ihn nicht erringen.
Wer sich der Kraft im Dienst der Schwäche nicht beraubt,
Und vor dem Kampfe mit sich selbst nicht zittert,
Nur der ist frei — frei, wenn er unerschüttert
Verwirft, was die Vernunft verwarf.
Die Thorheit wähnt sich frei, wenn sie das Unrecht darf.

Das Unrecht dürfen, und nicht wollen;
Es fliehn, auch wenn es leuchtend glänzt:
Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen sollen,
Ob ihn auch keine Hand bekränzt.
Wol reizend ist es, hoch im Licht einher zu wandeln,
Vergöttert da zu stehn vor seiner Welt;
Doch leichter ist es, groß, als recht zu handeln.
Dort siegt der Ruhm, hier siegt der Held.
Der eitle Wahn küßt seine goldnen Ketten;
Das Reich der Kraft ist ihm ein fremdes Land.
Der freie Geist wird seine Tugend retten,
Und fiel ihm auch darob das Leben aus der Hand.
Nur Recht thun, und nichts Andres wollen,
Ist, Tugend, dein Gesetz, und heilig ist die Pflicht.
Mag uns das Rad des Schicksals niederrollen:
Die Welt in uns berührt es nicht.
Die List kann einen Thron erringen;
Es sei die Huldigung der halben Welt ihr Raub!
Wie niedrig flattern ihre Schwingen
Im Dienst der Sinnlichkeit um einen Hügel Staub!
Octavius entrann der Tyrannei des Feindes;
Wird er der Tyrannei, die in ihm tobt, entgehn?
Sie schreit ihm zu: „Verkauf das Leben deines Freundes,
Um auf dem Nacken Roms zu stehn!“ —
Er sträubt sich noch; er kämpft noch, ihn zu retten;
Jedoch die Herrschsucht hält ihn fest an ihren Ketten:
Und Tullius muß untergehn!
Ist denn August so arm, daß er, zu seinem Glücke,
Die sieben Hügel braucht? — Er opfert fremder Wuth
Sein heiligstes Gefühl; mit weggewandtem Blicke
Vergießt der feile Sklav der edeln Römer Blut.
Noch elendvoller ließ dort Philipp, aus den Hallen
Der Macht, sein Herrscherwort von Thal zu Thal,
Von Fels zu Felsen hin, durch Meer und Länder schallen.
Gebietend leuchtete mit hellem Doppelstrahl
Ein zwiefach Diadem an seinem Haupte! —
Sein Auge nie in Ruh! sein Antlitz kalt und bleich!
Er, der sein Volk erdrückt', und fremde Freiheit raubte,
Er raubte Völker arm, und raubte sich nicht reich,

Es liegt, wie Mitternacht, Mord liegt auf seiner Seele,
In der, wie ein Gespenst in einer schwarzen Höhle,
Der Geist der Sünde schleicht; der Finstre horcht und lauscht
Auf jeden Schmeichelton, der seine Qual berauscht. —
Mag er mit Majestät und Schrecken sich umpflanzen:
Er ist ein Sklav der Furcht, wie hoch er sich auch stellt.
Er baute selbst, aus starren Lanzen,
Den Kerker auf, der ihn gefangen hält.
Da schleudern Furcht und Wuth, aus einer engen Ritze
Der Eisenmauer, scheu, verderbenvolle Blitze
Hinaus in die, von ihm getrennte, Welt.
Ob auch das Glück an ihn sein Füllhorn ganz vergeude:
Die Wonn' entflieht aus seiner öden Brust.
So elend ist die Macht! Doch er gebietet Freude —
Erwärmte sein Gemüth der Taumel fremder Lust? —
Betäub', entzück' ihn dann der Siegespomp! — Ein dumpfes,
Verwünschendes Geheul durchschreit empört
Die rasende Vergöttrung des Triumphes,
Die er — damit er sich nicht höre — gierig hört.
Erschrocken ist er, mit sich selbst zu sprechen;
Das Unheil stößt ihn fort; kein Ausweg ist mehr sein;
Ihn faßte, mit der Hölle Pein,
Ihn faßte das Gericht, zu ewigem Verbrechen
So rettungslos verdammt zu sein.
Ha! welcher Fluch verschwur ihn dem Verhängniß?
Nach Freiheit athmet er. Er flieht — wohin er tritt:
Das kalte, eiserne Gefängniß
Der Lanzenwache nimmt er mit.
So fürchterlich allein, trotz seinem Dienerschwarme!
O, keine Brust, an der sein starres Herz erwarme! —
Auf! lüge dann, du stolze Leidenschaft,
Ihm Hoheit vor und Macht! — die hunderttausend Arme
Von Sklaven nennt er schon vermessen seine Kraft. —
Treu, wie die Tugend, hält der Frevel sein Versprechen;
Was Leidenschaft gesä't, gedeiht nur im Verbrechen;
Und aus Verbrechen reift die innre Sklaverei.
Wenn er kein Weiser ist, so ist kein König frei.

Die innre Hoheit lebt von ihrer eignen Fülle;
Sie selbst, und nur sie selbst, ist ihr Gewinn.
Die Weisheit ist, wie still sich auch ihr Gang verhülle,
Reich von Geburt; die List ist eine Bettlerin!
Laß immerhin die Grübler streiten!
Wer recht thut, der ist frei, um, zwischen Schmerz und Lust,
Zur Freiheit kämpfend fort zu schreiten.
Dies zeugt das Hochgefühl in jeder Menschenbrust;
Und dieses nur bedarf der Pflege,
Nicht jener Trieb, der sucht, was die Natur verheißt.
Recht hat der Sinnentrieb, recht thun geziemt dem Geist:
Der Halbgott steht am Scheidewege.
Nimm weg die freie Kraft — und wag's, den Friedensbruch,
Der ewig uns mit uns entzweiet, zu entwirren!
Dann ist der Mensch ein Widerspruch,
Ein Thier ist er, und doch verdammt zu irren!
Dann sprich, was will das gaukelnde Phantom
Der Tugend dort, mit seiner Schattenwürde? —
Und warum folgen wir nicht ruhiger dem Strom
Der Dinge, der uns trägt, wie eine leichte Bürde?
Das Thier weiß, was es will; der Herr des Thieres nur
Betritt mit schwankem Fuß die Pfade, die er wandelt.
Warum? — Es ist der Mensch, der in dem Menschen handelt;
Im Thiere waltet die Natur.
Das Thier lebt immer jetzt, der Mensch lebt immer künftig.
Das Thier ist halb vernünftig durch Instinkt;
Indeß der Mensch halb unvernünftig
Herab von seiner Würde sinkt.
Die Weltnatur ist nie mit sich im Widerstreite;
Doch warum ist der Mensch von heute
Nicht mehr der Mensch, der er noch gestern war? —
Die Freiheit leuchtet dunkelbar
In seinem Willen auf; er will, und will doch nimmer.
Das kaum gewählte Hier verwirft er, wählt das Dort;
Der Wahrheit folgt sein Geist, sein Herz dem eiteln Schimmer
Ihn drängt der Schmerz, ihn lockt die Wonn' fort.

Verdräng' ihn auch der Schmerz, verlock' ihn auch die Wonne:
Nie gänzlich wird in ihm die freie Kraft verdrängt;
Nein! dieser Mond, der tief im innern Leben hängt,
Verfinstern mag er sich: ihn findet seine Sonne.
So ward dem Menschen denn ein freier Lebenssinn;
Was um ihn ist, es ward dem Dasein hingegeben;
Nur an den Menschen gab das Dasein sich dahin.
Es ist der Freiheit fürchterliches Streben,
Das im Gefühl gedrückter Ruh erwacht,
Und plötzlich aufspringt, und das Leben,
Wie Bandendruck, hinschleudert in die Nacht.
Den edeln Jüngling Bion drängte
Sein Wüthrich hin zu einer Missethat.
Und als sie schwarz vor seine Seele trat,
Das Dasein sich um ihn verengte,
Kein Retter seine Hand ihm bot:
Da blitzt' es auf in ihm, ein Leben weg zu werfen,
Das eine Schandthat zu beflecken droht.
Es saust ein Sturm durch alle seine Nerven;
Das Leben kämpft; er wählt, verwirft, und wählt den Tod.
Doch will er nicht zu rasch hinaus ins Dunkel greifen;
Nicht Stürme sollen ihn darnieder wehn;
Drei Tage soll die That in ihrer Knospe reifen;
Entschlossen will er untergehn.
Die dritte Nacht erscheint, schwarz wie die dunkle Pforte,
Der sich der Jüngling kämpfend naht.
Sein Tagebuch verrieth die letzten Worte,
Womit er seinen finstern Weg betrat.
Es rieseln schaudernde Gefühle
Kalt durch sein Herz. Er blickt in die Natur.
„Noch ein Mal" — ruft er aus — „hebt aus dem Flutgewühle
Des Lebens sich mein Haupt, und weg ist meine Spur!
Zum letzten Male dann, ihr schönen Himmelsgloben,
Zum letzten Male schaut zu euch hinaus mein Blick!
Der Weltengeist, der liebend euch dort oben
An seinem Herzen trägt, stößt mich auch nicht zurück.

Nichts konnte von der Schmach mich retten.
Nichts, als die Flucht ins sichre Grab.
Noch schuldlos, werf' ich meine Ketten,
Natur, auf deinen Schooß hinab.
Bedecke, Laub der wilden Nessel,
Ein dunkles Leben, voller Schmach!
Bedecke still die That, die eine harte Fessel —
Verzeih, o Gott! — zu früh zerbrach!
Ich zaudre noch? Schon ist die Mitternacht vorüber;
Und immer zaudr' ich noch? — Der Tod — ein finstres Wort!
Ach! fiele noch ein Mal vom stillen Osten dort
In meine Seel' ein Morgenblick herüber!
Vielleicht — vielleicht — — Sei stark, mein Geist! wir müssen fort!" — —
Den Kampf der Freiheit ehrt, müßt ihr die That auch tadeln!
Sagt, ob ihr ihn verdammen dürft,
Ihn, der im Drang, sein Leben zu entadeln,
Es rettend in den Arm des Todes wirft?
Das Dasein fiel uns zu; die Freiheit wird errungen,
Von der die Tugend lebt. Die Geistesfreiheit siegt,
Besiegt den Lebenstrieb, wenn Hehra, ganz durchdrungen
Von ihrer Mutterpflicht, zu Mali's Rettung fliegt.
Du bebst, du schauderst noch vor jener Uferstelle,
Wo kühn hinab die sanfte Hehra sprang,
Und mit dem Tod und der empörten Welle
Um ihre Mali kämpft', und zitternd sie errang.
Die Geistesfreiheit siegt: ein Brutus hört die Töne
Der flehenden Natur, doch er erhört sie nicht.
Er fühlt die süßre Pflicht, und folgt der höhern Pflicht,
Wenn er, mit nassem Blick, am Blutaltar die Söhne
Den fordernden Gesetzen opfern läßt. —
Die Geistesfreiheit hebt den Schwung der großen Seele;
Sie feiert in der Nacht der dunkeln Kerkerhöhle
Des Sokrates ein lichtes Götterfest.
Es ist nichts Heiligers und Schöners,
Als ihr Triumph im Kerker des Atheners.
Wie sanft verwarf der Weise Kritons Rath,
Der mit dem Wink zur Flucht in seinen Kerker trat!

„Das Leben, Kriton, wird zu theuer
Dem Unrecht abgekauft. Der Tod ist ein Befreier;
Und Ketten trägt die Frevelthat.“ —
So spricht der Mann der Kraft, der sich den Göttern naht.
Wie laut und wüthend auch die Schlangen draußen zischen:
Um ihn ist alles still, um ihn ist Licht und Ruh.
Sein Geist ist frei; den friedlichen Gebüschen
Elysiums fliegt seine Seele zu.
Die Freiheit der Vernunft ist unser wahres Leben.
Zur Führerin ist sie, und zu Begleitern sind,
Durch dies verschlungne Labyrinth,
Uns freundliche Gefühle mitgegeben.
Wenn Hoheit unsern Busen hebt:
Dann strömen sie die Glut auf unsre Wangen;
Oft aber fallen sie gefangen
In Netze, die der Reiz der Sinne webt.
Sie dürfen die Vernunft nicht niederschwärmen,
Sie dürfen nur den Keim der Edelthat
Empor zur vollen Reife wärmen;
Und lieblich blüht um sie die heitre Lebenssaat.
Wo ihre Wärme fehlt, da ist die Gegend öder;
Die Distel wuchert nicht hervor;
Doch auch kein Fruchtbaum reift, und die erhabne Ceder
Hebt nie darin ihr Kronenhaupt empor.
Gefühle tanzen gern, im holden Zauberschimmer
Der Phantasie, mit unserm Herzen hin;
Allein die ernstere Vernunft sei immer
Die richtende Gebieterin,
Ihr freies Machtgebot der Leitstern, der uns führet!
Die ganze Menschlichkeit in uns vereine sie
Zu einem Lautenspiel der Lebensmelodie:
Dies ist das Königthum, das der Vernunft gebühret.
Im Menschen wallt und wogt die Flut der Leidenschaft.
In sanft umgrüntes Ufer hingebettet.
Auf einer Insel thront, mit Herrscherwürd' und Kraft,
Die frei gebietende Vernunft, hinaufgerettet,

Zu überschauen dort die Flut und ihren Lauf.
Da herrsche sie herab von ihrer Inselhöhe!
Da herrsche nie die wilde Flut hinauf!
Denn Wehe der Vernunft, und ihrer Freiheit Wehe,
Wenn jener Wogendrang, empört und ungehemmt
Das Ufer niederbraust, und die geweihte Höhe
Der unbewachten Insel überschwemmt!
Doch das Vernunftgesetz tritt bald mit hellen Spuren,
Wie eine Säulenschrift, hervor,
Die unter Trümmern sich verlor.
Den Aufruhr drängender Naturen
Hat über sie hinweg die wilde Zeit gespült,
Verschütten konnte sie die Schrift, doch nicht verdrängen.
O, die Erhabenheit begeistert zu Gesängen!
Wie tief hat sie das Volk der Lieder einst gefühlt!
Vom Traum der Sinnlichkeit geschieden,
Und innig doch mit ihm vermählt,
Umstürmt mit ihrem Kampf, umschwebt mit ihrem Frieden
Die hohe Göttlichkeit den mächtigen Alciden,
Dem sie die Brust zum Hyderkampfe stählt.

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schooß der Einsamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er soll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er, sinnend, plötzlich still.

Dunkler jetzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor.
Ahnungsvoll, und schnell und schneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder sich entfalten?
Ist ihm eine Gottheit nah?
Zwei erscheinende Gestalten
Stehn vor seinem Blicke da.

Eine der Gestalten leuchtet,
Wie der frische Blumenring,
Der, vom ersten Thau befeuchtet,
Um die junge Tellus hing.
„Siehe!“ sprach sie, „was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels; aber werde
Mein Getreuer, folge mir!“ —

Zauber sprühn aus ihren Blicken,
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um sie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seine Blicke zu erheben
Zu der stillen Huldgestalt.

Ruhig naht sie, wie der Friede;
Aber wie mit Schmach bedeckt,
Fühlt sich zitternd der Alcide
Von der Tugend angeschreckt. —
„Keine Freuden goldner Tage,“
Spricht sie, „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, bist du mein.

Siegen ziemt dem Götterſohne;
Sich besiegen aber weiht
Ihm die höchste Strahlenkrone
Himmlischer Unsterblichkeit.“ —
Und der Jüngling — schöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig sich und glühend
In die Hand der Tugend schwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der starke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.

Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber seinem Frieden droht
Eine fürchterlich're Hyder,
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Lust ihm stellt.
Friede noch; allein Jole
Tritt ihm in den Heldenlauf,
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue,
Stürzt herein das Mißgeschick.
Grause That und Schmach und Reue
Hängen an Jolens Blick.
Sieh! er reißt sie, ohn' Erbarmen,
Mit Verrath und Meuchelmord,
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort!

Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewissens ihm an's Herz;
Und der süße Lebensfriede
Wandelt sich in wilden Schmerz.
Schrecklich rafft er ihn zusammen,
Seines Geistes letzten Schwung;
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdensohn verlor;
Die Verschattung sinkt darnieder,
Die Verklärung strahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freie Seele schwinget
Sich ins Reich der Tugend auf.

So furchtbar dämmert durch die Hülle
Der Sterblichkeit die Götterspur,
Das Licht der tiefen Seelenfülle,
Der Glanz der höheren Natur.
Dem Blicke, welcher sich an dem erhabnen Schimmer
Der Geistesfreiheit selig schaut,
O! wie erscheint ihm hier das Bild der bunten Trümmer,
Womit das Glück ein Glück zusammenbaut!
Der Thronkoloß stürzt ein zur grauen Schäferhürde,
Zum Knabenbau von heut, der morgen schon zerfällt!
Ja, blick' in die Natur, in ihre große Welt,
Und fühle dich in deiner Geisteswürde
Hoch über sie hinaus gestellt!
Der Tag verschied, er ging verstummend unter;
Groß ist die stille Welt, die hinter ihm erwacht.
Nun tritt hinaus in diese dunkle Pracht!
Wie feierlich ist sie! wie heilig! Schau hinunter
In diese tiefe Herrlichkeit der Nacht,
Durch welche Sonnen hin, wie Strahlengötter, wandern!
Schau, wie das funkelnde Gewölbe dich umfängt!
Und wie von einem Pol zum andern
Die goldne Weltenkette hängt!
Die Glanzgestalten ziehn still feiernd auf und nieder.
Mißt hier der Raum den Raum? zählt Stunden hier die Zeit?
O, staun' empor! Die Weltunendlichkeit
Streckt tief ins Ewige hinaus die Riesenglieder!
Siehst du den Menschen noch vor dieser Flut des Lichts?
Dies Anschaun drückt, wie eine Bürde,
Den Menschen nieder in ein Nichts.
Was hebt — was rettet ihn? — Die hohe Geisteswürde,
Die stark umfaßt, was sie erkor,
Hebt über Welten ihn empor.
Sie sind die Kette der Naturgewalten,
Und ihr Beruf ist: zu entfalten
Das weite Labyrinth der reichen Aetherflur,
Durch welche freie Geister wandeln.
Der Mensch ist selbst sein Gott, und sein Beruf ist: Handeln.

Das Leben der Vernunft, der Freiheit helle Spur,
Berechtigt ihn, sein Haupt so hoch empor zu heben.
Verwandlung ward der Weltnatur,
Erhebung der Vernunft gegeben.
Wenn tief und tiefer schon des Lebens Sonne steht:
Dann rettet die Vernunft aus den zerstörten Lauben,
An denen schon die Zeit den letzten Kranz verweht,
Sie rettet sich hinauf zu ihrem Glauben,
Der, wie ein junger Held, durch die Verwüstung geht,
Und zu der Tugend spricht: „Dein Kranz wird nicht verwehen;
Du bleibst, ob hinter dir dein Schatten auch verschwand.
Die Tugend kann nicht untergehen,
Die werth des Himmels ist, und keinen Himmel fand.“ —
Tritt hin zur feierlich-geheimnißvollen Pforte,
Von Hehra's Hingang leuchtend noch erhellt!
Da tönen noch die seelenvollen Worte:
„Zum Wiedersehn sei mir gegrüßt, du Geisterwelt!“ —
Dies war der letzte Ton von einem schönen Liede,
Das in der zarten Frühlingsblüt' entschlief.
Es war, als ob ein Engeltag verschiede,
Der sanft in seine Ruh' die Abendstille rief. —
Es werde hell um die geliebten Trümmer,
Und träumend sinke die Erinnerung,
Wie eine weiße Nacht voll Mondenschimmer,
Auf jede Stelle deiner Huldigung!
Laß die Vergangenheit — und ob dein Herz auch breche —
Mit allem, was sie war, o laß sie auferstehn,
Daß jeder Nachhall noch zu deinem Herzen spreche:
„Die Tugend kann nicht untergehn!“ —
Und führe mich durch all' die reichen Blütengänge
Des schönen Lebens hin, das selig dich umfing!
Es töne, wie ein Laut verhallender Gesänge,
Wo eine schöne That in ihrem Kranze ging!
Die Ruhe schwebe dort, wo Hehra zu dem Harme
Den Frieden in die Hütte trug!
Und heilig sei der Raum, wo sie die offnen Arme
Der Rettung um das tief verirrte Mädchen schlug;

Der Hügel sei geweiht, wo, sanft von Lichtgewölken
Umleuchtet, Hehra ging! geweiht das Ufergras,
Wo sie, umblüht von jungen Angernelken
Und holden Engelkindern, saß!
Und wo sie betete, da winden Epheuranken
Zur Tempelwölbung sich am Lindenstamm hinauf!
Da schreck' ein tiefes Graun erschütternde Gedanken
An Gott und Ewigkeit im frechen Sünder auf!
Dir aber säusle von der Lindenkühle
Der Friede zu, der sich in Hehra's Seel' ergoß,
Wenn die Begeisterung erhabner Gottgefühle,
Wie Harfenlaut von ihren Lippen floß!
Ihr ganzes Leben war die sanfte Aeolsharfe,
Worin ein zartes Himmelsecho schlief;
Ein Lautenspiel, aus welchem selbst das scharfe,
Verwüstende Gestürm nach Harmonien rief.
Und ihr Verstummen — welch ein ruhiges Verschweben!
O, sanft entschlief ihr Tag; er hatte schön gewacht!
Ein Genius — es war ihr Leben —
Trat leuchtend hin in ihre Nacht.
Du sahst es, wie vor ihm die Pforte
Des Todes schimmerte. Er nahte, wie die Ruh
Und lächelte, und sprach geweihte Worte,
Sprach einen Engel seinem Himmel zu.
Gefeiert sei, vor allen Tempelstellen,
Der Hügel, wo sie ruht, in seiner Rosenluft!
Ein Himmelsahnen weht in jenem Lindenduft.
O sieh! der Rasen bebt, als schlüg' er Blumenwellen
Empor an die geweihte Gruft.
Und jener Abend, den die Sommerblüte schmückte,
Der, wie ein schlafender, bekränzter Tag,
Auf dessen Antlitz noch ein blasses Lächeln zückte,
Sanft der Natur im Arme lag,
Der Sternenabend — ernst, wie das beseelte Schweigen,
Und herrlich, wie vor Gott verklärte Geister stehn,
Blickt er die Schatten an, die aus den Trauerzweigen
Auf Hehra's Hügel niederwehn.
Vor ihm, vor diesem ernsten Zeugen
Befrage dich: Was willst du wiedersehn?

Die Schatten ihrer Seelengüte?
Den Blick, voll Huld und Licht? das Wangenroth, das zart
Aus einem innern Lenz herüber blühte,
Aus dem Gefühl, das von der Ahnung glühte,
Vor welcher sich der Geist der Zukunft offenbart? —
O, alles dies sind Erdengaben!
Ein feiner, innrer Sinn, der hier begraben
In tiefer Hülle lag, wird glorreich auferstehn.
Wird jede Geistesblüt' entschleiern,
Und wird das große Wiedersehn
Der Tugend und der Liebe feiern.
Die Wolken, welche hier noch zwischen Seelen stehn,
Die schattenden Gestalten werden schwinden.
Ein leichter Hauch verhüllt dann nur den Strahlenkern;
Anleuchten wird der Stern den Stern;
Die Tugend wird die Tugend wieder finden.
Dann wird sich, wie das klare Bild
Der Sonn' auf mildern Au'n und sanftern Hügeln,
Im zarten Schleier, der es hüllt,
Das innre Leben reiner spiegeln.

Jenes Rosenlächeln nicht,
Nicht der Kranz von blonden Haaren,
Nicht, was die Gestalt umblühte;
Nein, die zarte Seelengüte
Wird den Himmel offenbaren,
Der zu deiner Seele spricht.

Hehra's Lebensmelodie,
Im ätherischen Erwachen,
Wird empor in Hymnen schweben.
Wol wird jedes Engelsleben
Himmlischer den Himmel machen;
Dich begeistern wird nur sie.

Wie ein weicher Flötenlaut,
Wird sich eine That dir nennen,
Welche Lieb' und Stille schufen:
„Das ist Hehra!" wirst du rufen;
O, dann wirst du sie erkennen
An dem Himmel, den sie baut

Ja, Freund, wir werden sein, wir werden noch des Schönen
Und Guten inniger und seliger uns freun;
Und lyrischer wird unser Leben tönen,
Mit schönen Seelen im Verein.
Dann wird dem edeln, frommen Späher
Der heilige Verhüllte näher
Und lichter, stiller wird's um seine Tugend sein.
Erheben wird sie sich auf freierm Flügel,
Hin durch das neue Reich der Zeit;
Und heller strahlen wird an ihrer Stirn das Siegel
Der heiligen Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit! Gedanke, der du Leben
Und Licht ins Dasein strahlst, und über Zweifel siegst!
Wie hoch kannst du den Menschen heben,
Wenn du den Menschen überfliegst!

Unsterblichkeit! dir bringe dann die Blume
Des Lebens ihren Purpur dar.
Du weihest, am Naturaltar,
Es ein zu seinem Götterthume.

Wenn Grau'n der Nacht an meinem Pfade lauscht,
Dann leuchte du herab aus deines Lichtes Fülle!
Erhebe mich, wenn laut das Leben mich umrauscht,
Zur Ruhe deiner Geisterstille!
Geheim entlaubt die dunkle Hand den Wald;
Und Schweigen ruht um längst versunkne Trümmer;
Du trittst hervor in deinem leisen Schimmer,
Wie eine rettende Gestalt.
Du winkst, wenn mir die letzte Thrän' entfließet,
Mich zur Vergötterung hinauf.
Ein Mensch, ein müder Pilger schließet,
Ein Gott beginnet seinen Lauf!

Anmerkungen.

Zum ersten Gesange.

S. 18. Z. 15 v. o. Das Unternehmen des tapfern Corsen San Piedro gegen die Genueser, die Unterdrücker seines Vaterlandes, endete mit einem unglücklichen Erfolg. Er konnte es nicht mehr retten, und flüchtete mit seiner Gattin, Vanina Ornano, und seinen beiden Söhnen nach Frankreich, um von dort aus kräftiger unterstützte Versuche zur Wiedereroberung der entrissenen Freiheit einzuleiten. Die Genueser wendeten sich an Vanina, mit dem Erbieten, ihren Gatten zu begnadigen, und ihm die, der Einziehung zugesprochenen, Güter zurückzugeben, wenn sie die Rückkehr Piedro's nach Corsika bewirken würde. Vanina schwankte, ob sie diesem Antrage Gehör geben sollte, und endlich wurde sie durch den Geistlichen, der der Lehrer ihrer Söhne war, zu dem Entschlusse bestimmt, nach Corsika zu gehen. Ihre Sachen waren eingeschifft, und sie selbst war schon auf der Reise begriffen, als Piedro davon Nachricht erhielt, und ihr sogleich einen Freund nachschickte, der sie einholte und zurück führte. Vanina stand unter dem Schutze des Parlaments zu Aix. Piedro forderte trotzig vom Parlamente seine Gattin; und Vanina folgte, gegen alle Warnungen, welche sie zurück zu halten suchten, ihrem Gatten nach Marseille, wo er ihr das begangene Verbrechen vorhielt, ihr eine kurze Zeit zur Beruhigung ihrer Seelenangelegenheit verstattete, und dann einem Sklaven befahl, sie zu erdrosseln. Vanina, mit einem Blick, den alle weibliche Hoheit und Würde bewaffneten, wendet sich an den Grausamen, der ihr Gatte war, und jetzt als ein harter Richter vor ihr steht — „Piedro," spricht sie, „darfst du mir von solchen unwürdigen Händen den Tod geben lassen?" — Piedro ruft den Sklaven zurück, bittet seine Gemahlin um Verzeihung der Schmach, die er, ihr zuzufügen, im Begriff gewesen sei, und — — erdrosselt sie mit eigner Hand. — Herr Hofrath Becker hat in seinen Darstellungen diese Geschichte bearbeitet.

S. 18. Z. 18 v. o. Eumeniden — Rachegöttinnen.

S. 19. Z. 6 v. u. Pharus — ein Leuchtthurm, der den Schiffern auf offenem Meere zum Wegweiser und zur Warnung vor Syrten, oder Klippen und Sandbänken, dient.

Zum zweiten Gesange.

S. 25. Z. 5 u. 6 v. o. Zenith und Nadir — zwei Punkte an der Hohlkugel des uns umgebenden Himmels. Zenith ist der Punkt gerade über unserm Haupte; Nadir der Punkt gerade unter uns, an der Seite des Himmels, welche die entgegengesetzte Hälfte der Erdkugel umgibt.

S. 33. Z. 1—6 v. o. Orion ist das schönste, glänzendste Gestirn des ganzen Himmels, und steht unter den südlichen Sternbildern. — Die Hyaden und das sogenannte Siebengestirn, die Plejaden, befinden sich am südlichen Himmel im Sternbilde des Stiers; jene vorn am Kopfe, diese am Rücken desselben. Die erstern werden die Regensterne genannt.

S. 33. Z. 8 v. o. Der Schwan — ein nördliches Sternbild, neben der Leier, in der Milchstraße.

S. 33. Z. 12 v. u. Die Milchstraße ist der merkwürdige, lichte Kreisbogen, der sich durch den Himmel zieht, und in mehrere bläßere und hellere Streifen theilt. Sie enthält eine Unermeßlichkeit von Sonnenwelten.

S. 34. Z. 4 v. o. Dioscuren — Söhne Jupiters, Kastor und Pollux, ein Gestirn des östlichen Himmels. — Die Fabel erzählt von diesen beiden, aus den Eiern der Leda entsprungenen Brüdern, Kastor sei sterblich, Pollux aber, vom Jupiter abstammend, unsterblich gewesen. Kastor fiel in einem Zweikampfe. Pollux trauerte über den Verlust dieses innigst geliebten Bruders, und bat den Jupiter, ihm selber das unsterbliche Leben zu nehmen, oder zu vergönnen, daß er mit seinem geliebten Bruder die Unsterblichkeit theilen möge. Jupiter gewährte die Bitte. Beide wurden unter die Sterne versetzt, und genossen das Loos der Lichtwelt und der Schattenwelt gemeinschaftlich.

S. 34. Z. 8 v. o. Die Jungfrau. — Dies Gestirn des nördlichen Himmels ist eins der größten und schönsten im Thierkreis.

S. 34. Z. 11 v. o. Lyra — ein nördliches Sternbild.

S. 34. Z. 14 v. o. Arctur — ein Fixstern des nördlichen Himmels, im Bootes, dem sogenannten Bärenführer. Er glänzt in einem hellen, röthlichen Lichte.

S. 34. Z. 19 v. o. Das Sterngewölk. — Die große und die kleine Wolke sind zwei Haufen kleiner, fast wie ein lichtes Nebelgewölk erscheinender Sterne. Sie befinden sich in der Nähe des Südpols.

S. 34. Z. 17 v. u. Der Sirius — ein lebhaft funkelnder Fixstern. Er ist der glänzendste Stern am ganzen Himmel, und befindet sich an der südlichen Himmelsseite, im Sternbilde des großen Hundes.

S. 34. Z. 13 v. u. Uranus ist ein, zu unserm Sonnensystem gehöriger, neuerlich entdeckter Planet. Er ist 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernt.

S. 34. Z. 7 v. u. Venus — ein bekannter Planet unsers Sonnensystems, der uns nur selten ganz erleuchtet erscheint, und durch Fernröhre gewöhnlich sichelförmig am westlichen Himmel gesehen wird.

Zum dritten Gesange.

S. 49. Z. 4. v. o. Kassandra — eine Tochter des Priamus, des Königs von Troja. Sie besaß vom Apoll die Gabe der Weissagung, und verkündete das traurige Loos des väterlichen Throns und ihrer geliebten Vaterstadt, die von den Griechen erobert und vernichtet wurde, vorher.

S. 49. Z. 9 v. o. Peneus — Fluß in Griechenland.

S. 49. Z. 18 v. o. Hellas — der alte Name Griechenlands.

S. 49. Z. 13 v. u. Charis — Huldgöttin, Grazie. Heroen — Halbgötter, Helden.

S. 50. Z. 5 v. o. „Erhabne Worte spricht der Hain" u. s. f. Geweihte Haine waren es, in deren geheimnißvollem Dunkel die Orakel ihre hohen Götterspräche vernehmen ließen. Der dodonische Wald in Epirus verhüllte in seinen heiligen Schatten ein Orakel des Jupiter.

S. 50. Z. 8 v. o. Die schöne Dichtung von Amor und Psyche verschleiert die zarten Vorstellungen von Sein und Werden. Die Psyche, mit Schmetterlingsflügeln, deutet auf ein geistiges Wesen, welches, aus der gröbern Erdenhülle empor gehoben, eines höhern Daseins genießt. Sie ist die Vermählte Amors, die unsterbliche Genossin der himmlischen Liebe. Amor hatte Psychen oft gewarnt, nicht nachzuforschen, wer ihr Liebhaber sei. Aber auf die Vorstellungen ihrer Schwestern, die, nach ihrem Wunsch, ihr zugeführt waren, und, auf das Glück ihrer Schwester neidisch, ihr den Wahn einflößt, ihr Liebhaber sei ein Ungeheuer, trat sie im Dunkel der Nacht mit einer brennenden Lampe, und bewaffnet mit

einem Dolche, zu dem Lager des schlummernden Amors, um sich von dem gefürchteten Ungeheuer zu befreien. Doch wie erstaunte sie, an dessen Statt den himmlischen Amor selbst zu erblicken! Sie zitterte, und ein brennender Oeltropfen fiel auf Amors Schulter. Er erwachte und verstieß zürnend die getäuschte Psyche. Die Unglückliche irrte nun trostlos auf der ganzen Erde umher, den verlornen Gott aufzusuchen und zurück zu flehen. Sie mußte sich harten Büßungen unterwerfen, bis sie endlich von Amor, der sie noch liebte, wieder aufgenommen, und in die Versammlung der Himmlischen eingeführt wurde, wo sämmtliche Götter an der Vermählung Psychens mit der himmlischen Liebe Theil nahmen. So glorreich kehrt der Himmelsfunke zu seinem Ursprunge zurück.

Zum vierten Gesange.

S. 59. Z. 8 v. u. Dryaden — Waldgöttinen, die im tiefsten Dunkel der Haine wohnten.

S. 62. Z. 1 v. o. Der Altar — ein Gestirn am südlichen Himmel, unterhalb des Herkules.

S. 62. Z. 15 v. o. Die Krone — dem Arctur gegenüber.

S. 67. Z. 13 v. o. Las Casas war Bischof von Chiappo in Mexiko. Er gab im Jahre 1542 eine Schrift heraus: Ueber die Mittel, Indien zu verbessern, und übersandte sie Kaiser Karl dem fünften. Eine zweite Schrift von ihm führt den Titel: Die Verheerung Indiens. In beiden Schriften hält er den Tyrannen dieses, mit einer schauderhaften Grausamkeit unterjochten Landes, die Härte und Ungerechtigkeit vor, unter welcher die unglücklichen Indier in den drückendsten Ketten der Sklaverei verschmachten mußten. Er zeigte, daß er das Christenthum entehrte, diese Mitgenossen einer Religion der Menschlichkeit, der schrecklichsten Unmenschlichkeit Preis zu geben. Aber was hatten jene Ungeheuer, die sich Christen nannten, mit der Menschlichkeit zu thun? Dem Las Casas stellte sich ein Widerstand entgegen, der ganz die Miene der Verfolgung trug. Doch verlor er nicht den Muth, für seine Unglücklichen zu thun, was der Drang der Umstände ihm übrig ließ. Gezwungen endlich von der Noth, schlug er freilich, leider! den Tyrannen Westindiens vor, die, den christlichen Indiern abzunehmenden Sklavenketten den heidnischen Schwarzen anzulegen. Von diesem Vorschlage an datirt sich der, die Menschheit schändende, Sklavenhandel, gegen den der Genius der neuern Zeit seine Stimme so laut erhoben hat, daß selbst Pitt ihm das Gaukelspiel einer, absichtlich vergeblichen, Bemühung, als ein heuchlerisches Opfer, schuldig

zu sein glaubte. — Las Casas wurde durch die drängende Noth, durch spanischen Despotismus, zu einem Vorschlage hin geschreckt, der seinem Herzen widersprach. — Es ist ein entzückender, unvergänglicher Kranz, den Engel, im dritten Theile des Philosophen für die Welt, auf das Grab dieses Weisen niederlegte.

S. 69. Z. 1 v. o. Athene — Pallas Athene, oder Minerva. Sie trug den Sieg davon, als zwischen ihr und dem Neptun die Frage streitig war, nach wessen Namen die Hauptstadt Attika's genannt werden sollte. Diese Stadt erhielt von ihr den Namen Athen, und ward der Sitz der bildenden Künste.

S. 69. Z. 8 v. o. Aonischer — oder griechischer Gesang. Der aonische Berg in Böotien war den Musen geheiligt.

Zum fünften Gesange.

S. 77. Z. 5 v. o. Fontenelle, einer der vorzüglichsten und würdigsten Schriftsteller der französischen Literatur, erreichte ein Alter von hundert Jahren. Unter seinen prosaischen Schriften ist das Werk: Entretiens sur la pluralité des mondes mit Recht das berühmteste geworden. Man liest es mit großem Interesse, wenn gleich daraus die lebhaften Galanterien hinweg zu wünschen sein möchten, welche sich mit dem ernsten Geist des erhabnen Gegenstandes nicht recht wohl vertragen wollen. Fontenelle genoß bis an das Ende seines Lebens einer vollen körperlichen Gesundheit, so wie einer ununterbrochenen Klarheit und Heiterkeit des Geistes. Wenige Jahre vor seinem Tode empfand er eine Abnahme seines Gesichts und Gehörs. La modération — sagt sein Biograph — en faisant son bonheur, a sans doute contribué beaucoup à sa bonne santé et à sa longue vie.

S. 82. Z. 13 v. u. Als Cäsar Rom unter seine Herrschaft zwang, und Brutus im letzten Kampfe für die Freiheit seines Vaterlandes überwunden war, rief er anklagend aus: „O, Tugend! ist das mein Lohn?"

S. 83. Z. 7 v. o. Büffon starb an dem schmerzhaften Uebel, die Grieskrankheit genannt.

S. 85. Z. 16 v. u. Tiberius, Roms tyrannischer Gebieter, vermochte die Heuchelei nicht durchzusetzen, mit welcher er seine schreckliche Regierung begann. Von Laster zu Laster fortgerissen, floh er endlich vor dem Gespenste seiner Schande nach der einsamen Insel Capreä, setzte dort seine Gräuelthaten fort, und kam seitdem nicht mehr nach Rom zurück.

S. 85. Z. 8 v. u. „Sie (die Tugend) ist's, die schaudernd auf in Alexander wacht" u. s. w.

Es ist bekannt, daß Alexander die Mutter, die Gattin und die Kinder des, von ihm überwundenen, und von verrätherischen Persern getödteten Darius, gegen die Sitte der damaligen Zeit, mit wahrhaft königlicher Huld in Schutz nahm. Indeß spricht diese Milde den Alexander nicht los von der Mordschuld gegen den persischen Monarchen, der, nach dem Zeugnisse der alten Schriftsteller, der gerechteste, würdigste Regent seiner Zeit war, und den Krieg Alexanders gegen Persien nicht herbeigeführt hatte.

S. 87. Z. 10 o. u. „Die Frevlerin dort hört die Wetterwolke schelten" u. s. w.

Montespan, des vierzehnten Ludwigs Maitresse, fühlte die Verschuldungen, welche ihr Gewissen belasteten, nie stärker, als wenn ein Gewitter am Himmel herauf zog. Mit Angstschweiß übergossen, riß sie ein Kind auf ihren Schooß, und glaubte durch dessen Unschuld gegen die zürnenden Blitze des Himmels gesichert zu sein.

S. 89. Z. 4 v. o. Nemesis — eine geheimnißvolle, dunkle Gottheit, welche die verborgensten Frevel bestraft. Im Menschen ist ihr Repräsentant das Gewissen.

Zum sechsten Gesange.

S. 94. Z. 14 v. u. Thetis — eine Tochter des Meergottes Nereus, Vermählte des Königs Peleus, tauchte ihren Sohn Achill in die Fluten des Styx, wodurch er, bis auf die Ferse, an der sie ihn beim Untertauchen hielt, unsterblich und unverletzbar wurde. Im trojanischen Kriege erhielt er gerade an dieser Stelle eine Wunde, und starb.

S. 95. Z. 10 v. u. Die Erzählung des Livius, daß sich Curtius, zum Opfer zürnender Gottheiten, in die Pesthöhle gestürzt habe, welche mitten in Rom ihren Schlund aufriß, strahlt wenigstens den Charakter der Energie des Römers zurück; und in so fern liegt darin eine symbolische Wahrheit.

S. 95. Z. 9 v. u. Regulus war in dem Kriege Roms gegen Karthago in die Gefangenschaft gerathen. Mit einer karthagischen Begleitung wurde er nach Rom gesandt, um von seinen Mitbürgern den Frieden für Karthago zu bewirken. Er mußte zuvor feierlich versprechen, wenn er den Frieden nicht bewirkte, in die Gefangenschaft zurückzukehren. Er kam in Rom an; aber weit entfernt, zum Frieden zu rathen, forderte er die Römer

vielmehr eifrig auf, den Krieg fortzusetzen. Er sah voraus, welches Loos ihn treffen würde, wenn er nach Karthago zurück kehrte, aber er hatte sein Wort verpfändet; er ging zurück, und überlieferte sich dem martervollsten Tode.

S. 97. Z. 2 v. o. Laren — Hausgötter, die auf dem Herde ihren Sitz hatten.

S. 99. Z. 19 v. u. Als Cäsar ermordet war, theilten drei Usurpatoren, Octavius, Lepidus und Antonius, unter sich den zerrütteten römischen Staat. Sie opferten, um sich auszugleichen, einer dem andern die liebsten Freunde auf. Octavius gab, nach langem Sträuben, seinen Freund Cicero der Rache des Antonius hin.

S. 99. Z. 8 v. u. Der zweite Philipp von Spanien, dieser düstre Tyrann, war der Leibeigene dreier Tyrannen: der Herrschgier, des niedrigsten Hochmuths, und der kleinlichsten Eitelkeit, zu denen sich noch die blutigste Rachsucht gesellte. Seine argliſtvolle Regierung war ein fortgesetztes Lügensystem. Seinen nächtlichsten Gräuelthaten, die nicht zu verbergen waren, legte er schwülstige Worte und moralische Sprüche in den Mund. Humanität auf den Lippen, Unmenschlichkeit im Herzen, forderte er Glauben, mit dem Schwert in der Hand. Die Politik trieb er so weit, daß er die ungeheuersten Lügen mit einem religiösen Ernste auftreten und mit öffentlichen Dankgebeten ankündigen ließ. Neben dieser frechen Gottesverhöhnung gleichzeitig, wohnte in ihm der furchtsamste Aberglaube, der seinem Blicke eine gewisse Unstätigkeit gab, und seine ganze Haltung gleichsam in Bruchstücke zerlegte, die sein innerstes Leben verrieth.

S. 103. Z. 11 v. u. Die beiden Söhne des Brutus hatten sich in eine Verschwörung gegen den Staat eingelassen. Brutus, Roms Consul, ließ beide vor seinen Augen hinrichten, und verschloß sich, als die Gesetze befriedigt waren, mit dem tief verwundeten Vatergefühl, in die Einsamkeit, um über sein hartes Schicksal zu trauern.

S. 105. Z. 18 v. u. Herkules, den die alte Dichtung als das Ideal der Selbstverläugnung und der freien Thätigkeit aufstellt, hatte neben der Kraft, die ihn beseelte, manche Schwäche. Die Göttlichkeit, die sein Wesen überstrahlte, war mit tiefen Schatten vermischt. Besonders fand er in seinen Vermählungen seinen Tod, der der Uebergang zu seiner Vergötterung wurde. Als er auf seinen Zügen nach Euböa kam, erblickte er Jolen, eine Tochter des Königs Eurytus. Von ihren Reizen gefesselt, verlangte er sie zur Gemahlin, ungeachtet er mit Dejanira vermählt war. Eurytus schlug dem Herkules sein Verlangen ab, wofür dieser sich durch den Mord an dem Sohne des Eurytus rächte. Diese grause That befleckte seinen Ruhm, und er mußte sie durch tiefe Erniedrigungen büßen. Nachdem die Zeit dieser Büßungen überstanden war, ging Herkules gleichwol zu dem

Eurytus zurück, eroberte die Königsstadt, erschlug den Eurytus, nahm Jolen gefangen, und sandte sie zu seiner Gemahlin Dejanira. Diese fürchtete in der Jole eine Nebenbuhlerin, und glaubte, daß sie eilen müsse, von einem Mittel Gebrauch zu machen, welches ihr die Zuneigung des Herkules erhalten sollte: es war das vergiftete Blut des, vom Herkules getödteten, Nessus. Sie befleckte damit ein Unterkleid, welches sie dem Herkules mit der Bitte zuschickte, es an einem feierlichen Opfertage zu tragen. Herkules legte das Kleid an, als er den Göttern opferte. Sogleich empfand er die Wirkung des Giftes, und zuckende Qualen fuhren durch seine Glieder. Durch seinen Sohn, den Hyllus, ließ Herkules sich auf den Berg Oeta bringen, um durch einen freiwilligen Tod seine Leiden in den Flammen zu enden. Schon umgab ihn die lodernde Glut; und nun heiterte sein ganzes Wesen sich auf. Er hatte für seine Vergehungen gebüßt; das Sterbliche fiel ab von ihm, und sein innigstes Selbst stieg geläutert zu den Göttern empor.

S. 106. Z. 4 v. o. Tellus — die Erde.

Ende.

Der arme Heinrich.

Von

Hartmann von der Aue.

Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt

von

Hans von Wolzogen.

Leipzig,

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Vorbemerkungen.

Ueber den Dichter vorliegenden Werkes bemerkt Koberstein im ersten Bande seiner deutschen Literatur-Geschichte S. 206. Anm. a: „Herr Hartmann, Dienstmann zu Aue, wahrscheinlich ein Schwabe (aber schwerlich, wie der Freiherr von Laßberg angenommen hat, aus dem Geschlecht der Ritter von Wesperspül und Dienstmann der Abtei Reichenau), dem Gottfried (Tristan. 4619 ff.) unter den zu seiner Zeit lebenden Erzählern den Preis zuerkennt, und der im 13. Jahrhundert „neben Wolfram zwar nicht mehr bewundert, aber offenbar mehr geliebt worden ist, weil er die allgemeine Anschauungsweise der Zeit nur mit der leisen Färbung einer höchst anmuthigen poetischen Individualität darstellte" (Lachmann, über den Eingang des Parzival), geboren etwa um 1170 und, weil er außer der französischen Sprache auch der lateinischen kundig war, wol in einer Klosterschule gebildet, nahm an einem Kreuzzuge theil, vermuthlich dem von 1197, der ihn aber nicht einmal in das griechische Reich, geschweige denn weiter gebracht zu haben scheint. Auf den „Erek", dessen Abfassung zwischen 1195—1197 gesetzt werden darf, ließ er seine beiden Büchlein (Liebesbriefe) und den „heiligen Gregorius auf dem Stein" folgen; dann den „armen Heinrich" und zuletzt den „Iwein", der aber auch schon vor 1204 bekannt sein mußte. Die Zeit, in welcher seine Lieder gedichtet sind, läßt sich nicht weiter

bestimmen, als daß einige vor seiner Kreuzfahrt und nach dem Frühling des Jahres 1193 fallen. Gestorben muß er sein zwischen 1210 und 1220." —

Bei Vilmar (Geschichte der deutschen National-Literatur S. 181.) finden sich, den „armen Heinrich" betreffend, die Worte: „An eine für die damalige Kunst unheilbare Krankheit, deren Ursprung und mögliche Heilung, hefteten sich mancherlei Volkssagen geistlicher und weltlicher Art: eine davon und eine noch heute nicht ganz ausgestorbene war die, daß der Aussatz nur durch Menschenblut und zwar durch das Blut einer reinen, sich freiwillig opfernden Jungfrau geheilt werden könne. Auf diese, wie man sieht, halb heidnische Sage ist die zarte, innige, wahrhaft fromme und vortrefflich gehaltene Erzählung Hartmanns gegründet." —

Dem Uebersetzer stand zwischen drei Weisen die Wahl offen. Die erste, eine Umdichtung in freier Form, wäre eben keine Uebersetzung gewesen, hätte nicht Hartmanns eigene Schöpfung geboten; die zweite, eine wörtliche Uebertragung in Prosa, hätte nur als eine matte Beihilfe zum Verständniß des Originals gelten können; die dritte, hier gewählte, ist eine möglichst wortgetreue Version des Gedichtes mit Bewahrung seiner ursprünglichen Form in unser heutiges Deutsch, wie auch Simrock in so glücklicher Weise die bedeutendsten Werke unserer alten Literatur übertragen hat. Indem ich diesem Vorbilde nahe zu kommen suchte, war ich doch überzeugt, daß mit Verlust der liebenswürdigen Naivetät des Hartmannschen Mittelhochdeutschen das Gedicht in der heutigen kälter und anspruchsvoller dünkenden Sprache den formellen Reiz schlechterdings zum größten Theil einbüßen mußte. Wollte ich es jedoch einmal einem größeren Leserkreise verständlich vorlegen, so

durfte ich deshalb die ursprüngliche Form nicht willkürlich aufgeben oder ändern. Eine solche Uebertragung, kann sie nicht immer ansprechend ausfallen, setzt ihre ganze Ehre vielmehr darein, möglichst entsprechend heißen zu dürfen. Dies ist allerdings so leicht nicht bei der unserem Gefühle immerhin widerstrebenden Aufgabe unsere eigene Sprache noch einmal zu verdeutschen. Hier will die Macht einer historischen Entwickelung sprachlich überwunden werden, wie zugleich ihr gerecht zu werden geboten ist. Um Nachsicht bitte ich daher, wenn Vieles mangelhaft blieb. —

Berlin. Im April 1872.

Hans von Wolzogen.

Der arme Heinrich.

Ein Ritter, der die Kunst besaß,
Daß er in alten Büchern las,
Was er darin geschrieben fand, —
— Hartmann war sein Nam', er stand
Im Dienst der Herren von der Au'n, —
Begann sich eifrig umzuschaun
In vielen Büchern mancher Art,
Des Suchens er nicht müde ward,
Bis etwas er gefunden,
Damit er schwere Stunden
In sanfte könnte kehren,
Und was zu Gottes Ehren
Und doch zu Frommen auch zugleich,
Zu freundlichem Empfehl gereich'
Ihm selber bei den Leuten.
Nun will er hier euch deuten,
Was er zuvor geschrieben fand.
Darum hat er sich genannt,
Daß ihm für die Mühe sein,
Die er dem Werke mußte weihn,
Auch werd' ein Lohn gegeben;
Und wer's nach seinem Leben
Hör'n oder lesen wollte,
Daß der noch beten sollte
Für seiner Seele Heil zu Gott.
Man sagt, er sei sein eigner Bot'
Und erlöse sich damit,
Wer für die Schuld des Andern bitt'. —

So las er diese Märe:
Wie einst ein Ritter wäre
Im Schwabenland gesessen,
An dem war nichts vergessen
Von irgend einer Tugend,
Die ritterliche Jugend
Zu vollem Lobe zieren soll.
Von Keinem so bewundrungsvoll
Sprach man im ganzen Schwabenland,
Weil sich bei ihm zusammenfand
Geburt und Reichthum und zugleich
Ein Wesen, fromm und tugendreich.
Wie groß auch seine Habe war,
Sein Geschlecht untadelbar
Und dem Stamm der Fürsten gleich,
War er doch lange nicht so reich
An Geburt allein und Gut,
Als an Ehren und an Muth.
Sein Name, der war wohlbekannt:
Heinrich war der Herr genannt
Und war von Au'n geboren.
Sein Herze, das verschworen
Allen falschen, rohen Sinn,
Hielt den Eid von Anbeginn
Treulich bis ans Ende.
Ohne alle Wende
Kount' er in Ehren leben;
Ihm war die Kraft gegeben
Zu allem Höchsten dieser Welt;
Dazu war er wohlbestellt
Mit jeder reinen Tugend.
Eine Blume war's der Jugend,
Spiegelbild der Lust der Erd',
Aechter Treu' ein Diamant werth,
Eine Krone edler Zucht,

Seinen Leuten für die Flucht
Vor der dürft'gen Noth ein Schild,
Eine gleiche Wage, mild,
Was zu viel, zu wenig, meidend,
Jede Last der Arbeit leidend,
Wie sie auferlegt die Ehre,
Eine Brücke guter Lehre;
Sang von Minne manche Weise,
Daß die Welt mit Lob' und Preise
Reichen Dank dem Sänger trug:
Höfisch war der Mann und klug. —

Da Herr Heinrich dieserart
Ueber Maß erfreuet ward,
So durch Ehren wie durch Gut,
Weltlich Glück und hohen Muth
Und für all sein Thun und Wesen
Ueberall berühmt gewesen
Und gepriesen und verehrt,
Ward sein hoher Muth verkehrt
In ein Leben trüb' und nieder.
Auch an ihm erwies sich's wieder,
Wie dereinst an Absalon,
Daß die allzu üpp'ge Kron'
Aller Güter dieser Welt
Nieder auf den Boden fällt,
Wann sie grad' am höchsten ragt,
Wie uns das die Schrift gesagt.
„Media vita" sind die Worte
Dort an einer Stell', „in morte
Sumus"; das will übertragen
Etwa diesen Sinn besagen:
Daß wir schon im Tode schweben,
Dünkt am schönsten uns das Leben. —

Die große Veste dieser Welt,
Die für so schön und gut sich hält,
In ihrer ganzen Majestät
Doch ohne Halt und Werth besteht.
Ein wahres Gleichniß dieser Art
An einer Kerze man gewahrt,
Die, während sie gebiert das Licht,
In Asche gleich zusammenbricht.
So sind wir selber ohne Halt.
Seht, wie doch unser Lachen bald
Im Weinen wiederum erlischt;
Was süß uns dünket, ist vermischt
Mit manchen bittern Gallen.
Der Blütensproß muß fallen,
Wann er am grünsten wähnt zu sein.
An Herren Heinrich kam's zu Schein.
Der in dem allerhöchsten Werth
Bisher gelebt auf dieser Erd',
Er ward von Gott verschmäht und fiel
Auf sein Gebot ins Widerspiel,
Aus seiner größten Würdigkeit
In ein entsetzlich, schmählich Leid:
Der Aussatz war's, den er bekam.
Doch da man wahr die Schwären nahm,
Die Schand' an seinem Leibe,
Da ward er Mann und Weibe
So sehr verhaßt, als ehedem
Er allen Menschen war genehm
Und lieb der ganzen Welt gewesen.
Nun war der Schmach er auserlesen,
Daß Niemand mehr ihn gerne sah;
Wie es auch Hiob einst geschah,
Dem edeln und dem reichen Mann,
Der auch gar jämmerlich sodann
Aus seinem größten Heile

Dem Miste ward zu Theile! —
Und da der arme Heinrich fand,
Daß er den Leuten widerstand,
Wie alle seines Gleichen thun,
Von dieser Zeit an schied ihn nun
Sein bittres Leiden ganz und gar
Von der Geduld, die Hiobs war.
Denn Hiob litt, der gute,
Mit stillem Duldermuthe,
Mit ruh'ger Seele, da so viel
Des schwersten Leidens ihn befiel,
Das Siechthum und die böse Schmach,
Wie schlimm die Welt darüber sprach.
Er lobte Gott um seine Pein.
Das that nun in den Leiden sein
Der arme Heinrich nimmer so,
Gar traurig war er, wenig froh,
Sein schwebend Herz in Schmerz versank,
Seine schwimmende Freude, die ertrank,
Seine Hochfahrt mußte fallen,
Und sein Honig ward zu Gallen.
Ein jäher, finstrer Donnerschlag
Brach mitten ihm in seinen Tag,
Und Wolkenschleier, trüb' und dick,
Bedeckten seiner Sonne Blick.
Es machte ihm so großen Schmerz,
Daß er nun sollte hinterwärts
Die höchsten Ehren lassen!
Die Stunde mußt' er hassen,
Verfluchen jenen Tag sogar,
Da seine Mutter ihn gebar.

Ein wenig Freude blieb ihm doch
Ob eines kleinen Trostes noch,
Weil ihm gesagt war manches Mal,

Es habe seiner Krankheit Qual
Art und Gewalt verschiednerlei,
Die auch bisweilen heilbar sei.
Drum hegt' er wol im Herzen leise
Noch Wahn und Hoffen mancherweise
Und dachte doch, daß seine Pein
Vielleicht noch möchte heilbar sein.
Auch fuhr er nach der Aerzte Wort
An einen vielgerühmten Ort:
Er eilte nach Munpansilier.*)
Doch bald genug nur hörte er
Dort keinen andern Trost als den:
Er werde nie befreit sich sehn!

Er hört' in Schmerz das Urtheil an
Und reiste nach Salerne**) dann,
Auch dort, ob sie ihm Heilung schüfen,
Der weisen Aerzte Kunst zu prüfen.
Den besten Meister fand er dort,
Der sagte ihm sogleich ein Wort —
— Gar seltsam war die Märe —:
Daß er wol heilbar wäre,
Doch könnt' ihm Heilung nie geschehn.
Er sprach: „Wie soll ich das verstehn?
Die Rede ist ganz ohne Sinn;
Heil bin ich, wann geheilt ich bin;
Und was an Mühen und an Gut
Auch Noth für meine Heilung thut,
Das will ich leisten gar und gern!"
„Laßt gleich nur jede Hoffnung fern;"
Erwidert' ihm der Meister drauf,
„Eure Sucht nahm solchen Lauf —

*) Montpellier.
**) Salerno.

— Was frommt es, wenn ich's kund euch thu'? —
Da braucht ein Mittel man dazu,
Das könnt' euch heilen allsogleich,
Nur leider ist kein Mensch so reich
Noch von so starken Sinnen,
Daß er es mag gewinnen.
Drum bleibt ihr immer krank auf Erden;
Gott wollte euer Arzt denn werden!"
Der arme Heinrich sprach darauf:
„Was gebt ihr alle Hoffnung auf?
Reicht doch mein Hab' und Gut wol hin;
So sträubt euch nicht in eurem Sinn
Nach Kunst und Pflicht mir beizustehn
Und wollet nicht mein Geld verschmähn,
All mein Silber, all mein Gold.
Ich mache euch mir noch so hold,
Daß ihr mich doch erretten sollt!"
„Wie gerne hätt' ich das gewollt!"
Erwiderte der Meister da;
„Ich ließ euch nicht verderben ja,
Wenn nur das Mittel euch zum Heil
Auf einem Markte stünde feil,
Und wenn mit irgend welchen Dingen
Man's wirklich könnte an sich bringen.
Das kann nun leider nimmer sein;
Drum bleibt euch, Herr, die Hilfe mein
In eurem Leiden doch versagt.
Ihr bedürfet einer Magd,
Die ehrbar, keusch und tugendrein
Des freien Willens möchte sein,
Daß sie um euch den Tod erlitte.
Nun ist es nicht der Leute Sitte,
Daß Jemand das mit Freuden thu';
Gehört doch Andres nicht dazu,
Als des Mädchens Herzenblut:

Das wäre eurem Leiden gut." —
Da sah der arme Heinrich ein,
Es werde ganz unmöglich sein,
Daß Jemand Den erwürbe,
Der gerne für ihn stürbe.
So war ihm denn der Trost benommen,
Um den er war dahin gekommen,
Und blieb ihm von der Stunde an
Keine Hoffnung und kein Wahn,
Daß ihm noch könnte Heil erblühn.
Seine Schmerzen, seine Mühn
Wurden ihm so groß und hart,
Daß er schier verzweifelt ward,
Wie er länger sollte leben.
Er fuhr nach Haus, um fortzugeben
Sein Erb' und auch sein fahrend Gut,
Wie weiser Rath und eigner Muth
Ihn lehrten, wo zu diesem Ende
Am allerbesten er's verwende.
Er reichte mit bescheidnem Sinn
Sein Gut an arme Freunde hin
Und tröstete auch fremde Armen,
Daß Gott sich möchte sein erbarmen
Und schenken seiner Seele Heil;
An Kirchen fiel das andre Theil.
Der reiche Herr entäußert' sich
All seines Guts bescheidentlich
Bis auf ein Gerente;*)
Dort floh er alle Leute.
Diese traurige Geschicht'
Entlockt' allein ihm Klagen nicht,
Es klagt' um ihn das ganze Land,
Darin sein Schicksal wohlbekannt.

*) Einsam gelegner Meierhof.

Und auch in fremden Landen sprach
Man jammernd von der eklen Schmach.

Der das Gerent besaß zuvor
Und fürderhin auch nicht verlor,
Das war ein freier Bauersmann.
Von solchem Ungemach gewann
Der fürwahr nicht eben viel,
Wie's andre Bauern wol befiel,
Die in so böser Frohne stunden,
Daß nimmer Schonung sie gefunden
Mit ihrer Steuer bei dem Herrn.
Was dieser Bauer zollte gern,
Das war auch seinem Herrn genug,
Der noch dabei die Sorge trug,
Daß ihm von keiner fremden Macht
Werd' irgend welche Noth gebracht.
Im ganzen Lande weit und reich
War diesem wol kein Andrer gleich.

So zog denn in des Bauern Haus
Der arme Heinrich nun hinaus,
Und was er jemals ihm erspart,
Wie wohl das nun vergolten ward,
Und wie schön er deß genoß!
Weil's gar wenig den verdroß,
Was ihm etwa für Beschwerde
Durch den Gast bereitet werde.
Nein, er ertrug im Treuen gern
Die Mühen um den lieben Herrn
Und sorgte nicht um seinetwegen,
Um nur des Herren wohl zu pflegen.
Dem Meier hatte Gott gegeben
Nach seiner Gnad' ein reines Leben;
Zur Arbeit stark war ihm der Leib;

Auch hatte er ein thätig Weib
Und Kinder lieb und schön, daran
Ein Mann sich wol erfreuen kann;
Und unter dieser Kinderschaar,
Wie man erzählt, auch eines war,
Ein Mädchen von acht Jahren.
Freundliches Gebahren
Schmückte vor den Andern sie.
Die wollte von dem Herren nie
Auch weichen nur um einen Fuß.
Um seine Huld und seinen Gruß
Dient' ihm sie allewege
Mit ihrer frommen Pflege.
Sie war so zierlich und so zart
Als wie ein Kind von edler Art,
Und konnt' um ihre Schönheit rein
Wol eines Reichen Tochter sein.
Die andern Kinder mieden fern
In rechtem Maß den hohen Herrn,
Doch sie zu allen Stunden
Ward nur bei ihm gefunden;
Sie blieb ihm immerdar zur Seit'
Und gern vertrieb sie ihm die Zeit.
So hatte sie ihr ganz Gemüthe
In seiner reinen Kindesgüte
An ihren lieben Herrn gewandt,
Daß man sie nirgend anders fand
Als wie zu seinen Füßen.
Er lebte mit der Süßen;
Denn ihre Liebe ließ ihn nie,
Und herzlich liebte er auch sie.
Er gab ihr Alles, was er wußt',
Für Kinderspiel und Kinderlust;
Dergleichen schenkt' er mancherlei.
Da half es ihm dann sehr dabei,

Daß mit so leichter Mühe man
Um Kinderliebe werben kann.
Er bracht' ihr, was er käuflich fand,
Spiegelglas und Lockenband,
Was den Kindern liebe Dinge,
Gürtelchen und Fingerringe.
Mit solchem Dienst erreicht' er's dann,
Daß ihr Vertraun er ganz gewann,
Ja, daß er sein Gemahl sie hieß.
Die gute Maid, gar selten ließ
Sie ihren theuern Herrn allein:
Er däuchte ihr gesund und rein.
Wie sehr sie auch gewonnen schon,
Den er ihr gab, der kind'sche Lohn,
Doch trieb zu lieben allermeist
Sie Gottes Gab', ein süßer Geist.
So dient' ihm treu sie fort und fort. —

Als nun der arme Heinrich dort
Drei Jahre schon gesessen,
Und ihm der Herr indessen
Mit großer Pein gequält den Leib,
Saß einst der Meier und sein Weib
Und ihre Tochter, jene Magd,
Von der ich eben euch gesagt,
Bei ihm in ihrer Mußezeit
Und klagten ihres Herren Leid.
Wol that die Klage ihnen Noth,
Denn sie fürchteten, sein Tod
Werde sie an Gut und Ehr'
Schäd'gen und betrüben sehr,
Und ein Herr von härtern Sinnen
Werde dann sein Reich beginnen.
So bewegten sie mit Schmerzen
Ihre Zukunft in den Herzen,

Und der alte Bauersmann
Hub endlich ihn zu fragen an.
Er sprach: „Ihr lieber Herre mein,
Möcht' es mir wol gestattet sein,
Stellt' ich euch eine Frage gern:
Es soll'n doch in der Stadt Salern
So viele große Meister leben,
Und keiner konnte Rath euch geben,
Und wußten keine Arzenei,
Die euch von eurer Pein befrei'?
Herr, seht, darüber wundr' ich mich."
Da seufzte schwer und inniglich
Der arme Heinrich voller Gram;
Aus allertiefster Seele kam
Der Seufzer, der ihm, da er sprach,
Wie schmerzlich oft die Stimme brach.

„Ach, wol hab' ich diesen Spott
Genug verdient um meinen Gott!
Sahst du es selber nicht zuvor?
Weit geöffnet stand mein Thor
Allen Wonnen dieser Welt.
Keiner war so hoch gestellt;
Sah ich meinen Herrenwillen
Sich doch überall erfüllen:
Und kam doch nichts von mir allein!
Gar wenig kümmert' ich mich sein,
Der mir dies ganze Freudenleben
Aus seiner Gnade nur gegeben.
Da war mein Herze so bestellt,
Wie allen Thoren dieser Welt;
Denn es prahlt ihr hoher Muth,
All ihr' Ehr' und all ihr Gut
Könnten ohne Gott bestehn.
So thöricht war ich nicht zu sehn,

Von wem ich nur als Gnadengabe
So vieles Glück empfangen habe
An Gut und Ehren reich genug,
Bis daß der Hochmuth, den ich trug,
Den hohen Pförtner so verdroß,
Daß er des Glückes Thor mir schloß;
Nun komm' ich nimmermehr zurück,
Denn thöricht war ich in dem Glück.
Zur Strafe hat mir Gottes Kraft
Dies ekle Leiden nun geschafft;
Mich kann davon kein Mensch erlösen.
Nun siehst du, wie mich schmähn die Bösen,
Und wie der Gute vor mir flieht.
So böse Der ist, der mich sieht,
Noch böser muß ich selber sein:
Er zeigt Verachtung meiner Pein
Und kehrt die Augen ab von mir.
Nun finde ich allein bei dir
So reine Treue, wie du hast,
Daß du den Siechen hegst als Gast
Und nicht vor mir entfliehest,
Mich nicht mit Grauen siehest.
Ja, ich bin Keinem lieb, als dir;
Doch hängt dein Glück auch mit an mir,
Du trügest doch wol meinen Tod.
Ach, wessen Schmach und wessen Noth
Ward größer jemals auf der Erde,
Daß ich nun euer Schuldner werde,
Der ich dein Herr vor Zeiten war.
Erkaufst mir, liebster Freund, fürwahr
Und hier dein Weib und mein Gemahl
Mein ew'ges Leben nach der Qual,
Da du als Gast mich Siechen hegst!
Wonach du mich nun eben frägst,
Sagen will ich dir es gern:

Konnte ich doch zu Salern
Auch nicht einen Meister finden,
Der für mich sich unterwinden
Einer solchen Heilung wollte;
Denn was mich erretten sollte,
Heilen könnte meine Pein,
Müßt' ein seltsam Mittel sein,
Das auf dieser Welt ein Mann
Nimmer sich gewinnen kann.
Mir ward das Mittel dort gesagt:
Ich bedürfte einer Magd,
Die ehrbar, keusch und tugendrein
Des freien Willens möchte sein,
Daß sie um mich den Tod erlitte,
Und man ihr tief ins Herze schnitte;
Denn mir sei Andres nicht mehr gut,
Als einer Jungfrau Herzenblut. —
Ganz unmöglich kann es sein,
Daß für mich ein Mägdelein
Jemals litte gern den Tod,
Und ich muß die ekle Noth
Mit mir tragen bis ans Ende,
Das nur rasch der Herr mir sende!" —

Was zu dem Vater er gesagt,
Das hörte auch die reine Magd;
Denn es hielt die Süße
Ihres Herren Füße
Sanft in ihrem Schooß gebettet.
Sahet ihr sie dort, ihr hättet
Wol ihr kindliches Gemüthe
Verglichen mit der Engel Güte!
Seiner Rede nahm sie wahr
Und merkte alles auf ein Haar;
Sie hegt' es treulich und bedacht's.

Zu schlafen gingen sie des Nachts.
Da sie nun, wie sie immer pflag,
Zu ihrer Eltern Füßen lag,
Und Alles um sie her entschlief,
Da stiegen Seufzer schwer und tief
Aus ihrem frommen Herzen
Um ihres Herren Schmerzen;
Und gar so groß ward ihre Trauer,
Daß ihrer Augen Regenschauer
Benetzte der Entschlafnen Füße:
So erweckte sie die Süße.
Denn wie nun ihre Thränen rannen,
Das merkten jene und begannen
Zu fragen sorglich, was ihr wär',
Um welchen Kummer herb und schwer
So in der Stille sie zu klagen?
Nun aber wollte sie's nicht sagen;
Doch da ihr Vater fort und fort
Bald droht, bald bittet um ein Wort,
Kann sie nicht mehr ihr Leid verschweigen.
Sie spricht: „Euch ist dasselbe eigen!
Was könnt' uns alle mehr betrüben,
Als daß wir unsern Herrn, den lieben,
Bald nicht mehr sollen bei uns sehn.
Mit ihm wird auch von hinnen gehn
All unser Gut und unsre Ehr'.
Ach, wir finden nimmermehr
Einen Herrn so mild und gut,
Der Das uns thu', was er uns thut!" —
Sie sprachen: „Tochter, das ist wahr;
Nur frommt uns leider nicht ein Haar
Unser Schmerz und deine Klage.
Liebes Kind, nichts weiter sage!
Dies ist uns so leid wie dir.
Aber, sieh doch, können wir

Ihm denn wol zur Hilfe kommen?
Stirbt er, hat ihn Gott genommen;
Hätt' ein Andrer das gethan,
Müßt' er unsern Fluch empfahn."

Sie blieb, zum Schweigen so gebracht,
In ihrem Jammer wach die Nacht
Und trug ihn durch den ganzen Tag;
Und weß auch Jemand anders pflag,
Das kam ihr nimmer aus dem Sinn.
Und wieder gingen Nachts sie hin
Zu schlafen zur gewohnten Zeit;
Und da gebettet sich die Maid
Auf ihrer alten Schlummerstatt,
Bereitet', ach, sie sich ein Bad
Mit ihren Augen thränenvoll!
Gewiß, sie trug verborgen wol
Die allergrößte Güte
Im trauernden Gemüthe,
Die ich von Kindern je vernahm.
Welch Kind auch hegte solchen Gram?
Ja, fest entschlossen ward sie gar,
Erlebte sie den Tag, fürwahr,
Sie wollt' ihr eignes junges Leben
Für ihren lieben Herren geben.
Der Gedanke schuf der Maid
Auch wieder Muth und Freudigkeit,
Und keine Sorge blieb ihr mehr:
Nur drückte eine Furcht sie schwer,
Daß, wenn sie's ihrem Herren sagte,
Er selbst an seinem Heil verzagte,
Und, wenn sie's allen thäte kund,
Was ihr im Sinn beschlossen stund,
Die Eltern nicht des Willens wären,
Ihr ihre Bitte zu gewähren.

Darüber ward so groß ihr Kummer,
Daß ihre Mutter aus dem Schlummer
Zuletzt, wie in der vor'gen Nacht,
Mit ihrem Vater aufgewacht.
Sie wandten sich erschreckt zu ihr
Und riefen: „Kind, was fehlet dir?
Bist du nicht eine thör'ge Maid,
Daß du die Klage um ein Leid,
Das nimmer kann zu Ende kommen,
So sehr zu Herzen dir genommen!?
Warum läßt du uns nicht schlafen?"
So begannen sie zu strafen.
Und was auch hülfen ihr die Klagen?
Es könnt' ihr ja doch Keiner sagen,
Wie sie zu enden, wie zu stillen?
Sie kannten nicht des Kindes Willen,
Den fest es hegt' im Herzen rein,
Da sie es hießen stille sein.

Und so sprach die süße Magd:
„Hat uns nicht der Herr gesagt,
Daß er noch zu retten sei?
Liebste Eltern, laßt mich frei!
Ich bin zu dem Mittel gut,
Bin ein Mädchen, habe Muth;
Eh' ich sehe ihn verderben,
Will ich für ihn lieber sterben!"
Als ihren Willen sie entdeckt,
Wie wurden schmerzlich da erschreckt
Die Mutter und der Vater,
Und seine Tochter bat er,
Daß sie dies arge Wort verschweige
Und nimmer ihrem Herren zeige,
Sie habe je daran gedacht!
Auch würd' es nie von ihr vollbracht.

Er sprach: „Du, Tochter, bist ein Kind,
Und deine jungen Sinne sind
Allzu erregt von diesen Dingen;
Du kannst es nimmermehr vollbringen,
Wie du's konntest hier gestehn.
Du hast noch nicht den Tod gesehn!
Wenn er dir kömmt zu seiner Frist,
Und wider ihn kein Rath mehr ist,
Und müßtest wirklich sterben,
Ja, möchtest du's erwerben,
Du lebtest wol noch länger gern.
Dir schien noch nie ein bös'rer Stern;
Halt' drum verschlossen deinen Mund,
Und wird uns noch von dieser Stund'
Ein Wörtchen nur darüber laut,
Geht es dir an deine Haut!"

So mit Bitten und mit Drohn
Meint' er sie bezwungen schon;
Doch vergebens reden mocht' er.
Es erwidert' ihm die Tochter:
„Vater mein, wie jung ich sei,
Wohnt doch soviel Witz mir bei,
Daß ich die beklagte Noth
Wol erkenne, wie der Tod
Gar gewaltig und gestrenge.
Wer sich seines Lebens Länge
Erst mit Arbeit kaufen soll,
Dem ist aber auch nicht wohl.
Ja, wenn er hier mit Mühen ringt
Und seinen Leib zu Jahren bringt
Mit vieler Sorg' und großer Noth:
Erleiden muß er doch den Tod.
Ist ihm die Seele dann verloren,
So wär' er besser nie geboren!

Nun seh' ich vor mir solch ein Ziel —
Und dafür dank' ich Gott so viel! —
Daß ich dahin fürs ew'ge Leben
Meinen jungen Leib darf geben.
Das sollt ihr mir nicht verleiden;
Muß ich mir auch und euch beiden
Großen Schmerz damit bereiten,
Dafür, seht, zu seinen Zeiten
Wird durch eures Kindes Tod
Rettung euch vor Schand' und Noth.
Behieltet ihr nicht Gut und Ehr',
Alslang' der Herr am Leben wär',
Er, der euch nie ein Leid gebracht,
Geringer euer Gut gemacht?
So lang', als der noch leben wird,
Bleibt auch das Glück euch unbeirrt.
Doch lassen wir ihn sterben,
So müssen wir verderben.
Ihn will ich uns denn fristen
Mit also schönen Listen,
Daß wir uns all' errettet sehn!
Drum gönnet mir's! Es muß geschehn."

In Thränen sprach die Mutter da,
Als sie der Tochter Ernst ersah:
„Gedenke, Tochter, liebes Kind,
Wie groß die Mühn gewesen sind,
Die ich erlitten hab' um dich.
Mit besserm Will'n belohne mich,
Als ich dich höre sprechen.
Du willst das Herz mir brechen!
O laß die arge Red' in Ruh';
Dein ewig Heil verwirkest du
An deinen Eltern wider Gott.
Gedenkst du nicht an sein Gebot?

Denn so gebot er uns und hat er,*)
Daß man der Mutter und dem Vater
Nur Lieb' und Ehre soll erweisen.
Und dafür hat er uns verheißen,
Daß Friede unsrer Seele werde,
Und langes Leben auf der Erde.
Du aber sagst, du willst dein Leben
Für unser beider Freude geben,
Und willst fürwahr uns beiden
Das Leben recht verleiden!
Denn daß der Vater sich und ich
Des Lebens freun, geschieht um dich:
Du sollst ja, liebe Tochter mein,
Unsres Lebens Wonne sein,
Unsrer Sorgen Heiligthum,
Des Geschlechtes schönste Blum',
Unserm Alter Stütz' und Stab.
Läßt du uns an deinem Grab
Weinend stehn durch deine Schuld,
Wirst du von des Himmels Huld
Wol in Ewigkeit dich scheiden.
Das verdienst du an uns beiden!"

„O Mutter," sprach sie, „mir geschah
Von dir und meinem Vater ja
So viel der Güte liebevoll,
Wie Vater nur und Mutter soll
Bezeigen ihrem Kinde;
Jeden Tag empfinde
Eure Lieb' ich im Gemüth.
Hab' ich doch durch eure Güt'
Alles, Seel' und schönen Leib;
Denn mich loben Mann und Weib,

*) Altrechtliche Formel für Gebote. —

Und wer mich sieht, sagt jederzeit:
Ich sei die allerschönste Maid,
Die er gesehn sein Leben lang.
Wem sag' ich für die Gnade Dank,
Als wie nach Gott euch beiden?
Drum muß ich gerne leiden,
Was eu'r Gebot mir auferlegt:
Die Pflicht ist's, die mein Herze hegt.
Ach, Mutter, du geliebtes Weib,
Da ich die Seele und den Leib
Aus eurer Gnade hab' allein,
So laßt es eure Sorge sein,
Daß ich nicht an ihnen beiden
Muß die Macht des Teufels leiden.
Gott muß ich sie wiedergeben!
Doch es birgt dies Erdenleben
Für die Seele nur Gefahren.
Jetzt noch könnt' ich sie bewahren
Vor den weltlichen Gelüsten,
Die uns für die Hölle rüsten.
Dank will ich dem Herren sagen,
Daß er mir in jungen Tagen
Solche Sinne hat gegeben,
Daß ich dieses kurze Leben
Für gering und nichtig acht'.
Ich will mich in Gottes Macht
Also rein zurücke geben;
Sollt' ich aber länger leben,
Fürcht' ich, daß des Lebens Süße
Straucheln lasse meine Füße,
Wie sie Manchen angezogen,
Den der süße Schmack betrogen,
Bis ich meinem Gott entsagt.
Nein, dem Himmel sei's geklagt,
Muß ich leben nur bis morgen!

Ich mag nicht um die Welt mich sorgen:
Ihre meiste Lieb' ist Herzeleid,
Das sagt fürwahr euch eure Maid,
Ihr süßer Lohn ist bittre Noth,
Ihr langes Leben jäher Tod.
Wir haben nichts Gewisses je
Als heute Wohl und morgen Weh,
Und immer kommt zuletzt der Tod.
Das ist die jämmerlichste Noth!
Es schirmt uns nicht Geburt noch Gut,
Schöne Stärk' und weiser Muth,
Es frommt nicht Tugend oder Ehr'
Im Angesicht des Todes mehr,
Denn niedrer Stand und üble Tugend.
Unser Leben, unsre Jugend
Ist ein Nebel und ein Staub;
Unsre Stäte bebt wie Laub.
Der ist gar ein dummer Gauch,
Wer danach greift, was nur ein Rauch,
Es sei ein Weib, es sei ein Mann,
Der dies nicht wohl bedenken kann
Und an die Welt gefesselt ist.
Es ist uns über faulen Mist
Nur ein Teppich hier gebreitet,
Wen der schöne Schein verleitet,
Für die Höll' ist der geboren
Und hat andres nicht verloren
Als wie beides, Seel' und Leib.
Nun bedenk', geliebtes Weib,
Deine mütterliche Treu',
Thu' doch von dir diese Scheu,
Laß die Trauer ruhn um mich!
Der Vater auch bedenke sich.
Ich weiß es ja, daß er das Heil
Des Kindes Seele gönnt, dieweil

Der brave Mann erkennen muß,
Ihr könntet doch nicht viel Genuß,
Und braucht ihr mich auch nicht begraben,
Von meinem Leben weiter haben.
Denn bleib' ich bei euch unvermählt,
Und wird das dritte Jahr gezählt,
Dann ist mein Herr gewiß schon todt,
Und ihr kommt in so große Noth
Durch Armuth und Verlassenheit,
Daß ihr zur Heirath eurer Maid
Vermögt nicht so viel Gut zu geben,
Um ohne Elend fortzuleben.
Dann wär' ich doch viel lieber todt!
Nein, laßt uns meiden solche Noth;
Sie soll uns nicht das Glück vertreiben,
Mein lieber Herr soll leben bleiben
Und schützen soll er euer Haus.
Mich aber, lasset mich hinaus
Zu einem Manne reich und werth;
Dann ist erfüllt, was ihr begehrt,
Und glaubt, daß wohl versorgt ich sei.
Mir aber sagt das Herz dabei:
Wird er mir lieb, so macht's mir Noth,
Wird er mir leid, so ist's mein Tod;
Denn immer trag' ich dann mein Leid
In schmerzlichster Mühseligkeit
Und bin von meiner Seele Frieden
Gewiß für immerdar geschieden,
Ja, was ein Weib nur mag beklagen,
Muß eure arme Tochter tragen.
Drum sorgt, daß ihr ein Glück mir schafft,
Das keine Zeit mir je entrafft.
Mein gehrt ein freier Bauersmann,
Und gern gehörte ich ihm an;
Dem sollt ihr mich zum Weibe geben,

Und wohl berathen ist mein Leben.
Ihm geht der Pflug so schön durchs Feld,
Sein Hof ist ihm so wohlbestellt,
Ihm stirbt auch weder Roß noch Rind,
Ihn müht auch nicht ein weinend Kind,
Bei ihm ist's nie zu heiß, zu kalt,
In seinem Haus wird Niemand alt,
Da wird der Alte wie ein Junger,
Da gibt es weder Frost noch Hunger,
Da kennt man keine Zwistigkeit,
Da ist nur Freude ohne Leid.
Zu diesem Manne laßt mich ziehn;
Aus solchem Baue muß ich fliehn,
Den Feuer frißt und Hagel schlägt,
Die wilde Woge niederlegt,
Damit man ringt und immer rang;
Und was man schaffte Jahre lang,
Zerstört im Nu ein halber Tag,
Soviel man sich auch mühen mag.
Verlassen will ich diesen Bau,
Verwünscht sei seine arge Schau! —
Ihr liebt mich, das ist billig;
Dankbar erkennen will ich,
Wie eure Liebe sich mir zeigt!
Wenn ihr nun meinem Wunsch euch neigt
Und ihn so wohl verstehen könnt,
Daß ihr mir beides freundlich gönnt,
Darum ich bitte, Gut und Ehren,
So laßt mich von euch wiederkehren
Zu unserm Herren Jesu Christ,
Deß Gnade also mächtig ist,
Daß sie vergeht in keiner Zeit.
Er hegt zu mir, der armen Maid,
So liebevollen Gnadensinn,
Als wie zu einer Königin.

Ich soll gewiß mit eigner Schuld
Aus meiner lieben Eltern Huld,
Will's Gott im Himmel, niemals kommen!
Wol hab' ich sein Gebot vernommen:
Euch soll ich bleiben unterthan,
Durch die mein Leben ich empfahn;
Das halt' ich ohne Reue.
Doch darf ich auch die Treue
Nicht an mir selber brechen;
Denn also hört' ich sprechen:
Wer den Andern so beglückt,
Daß ihn selber Noth bedrückt,
Und wer so den Andern krönt,
Daß er selber wird verhöhnt,
Zu viel ist dessen Treu' ein Theil.
Drum sorg' ich gerne für mein Heil,
Da euch ich alle Treue leiste,
Doch schuld' ich selber mir die meiste;
Und wollt ihr gar mein Heil mir nehmen,
Müßt ihr um mich euch eher grämen
Und klagen meinen frühen Tod,
Eh' ich vergäße das Gebot,
Was ich mir selber schuldig bin.
Dort sehn' ich mich auf ewig hin,
Wo ich volle Freuden finde.
Trennt euch von dem Einen Kinde;
Euch bleibt ein Trost, wenn ich nicht blieb,
An euren andern Kindern lieb.
Niemand hindert mich zu sterben!
Nein, ich will das Heil erwerben
Meinem Herren und für mich.
Mutter, traun, ich hörte dich
Bethenern erst in Schmerzen,
Weh thät' es deinem Herzen,
Solltst du an meinem Grabe stehn.

Nun sieh, das soll auch nicht geschehn;
Du wirst nicht stehn an meinem Grabe.
Wo ich den Tod erlitten habe,
Dahin sollst du nimmer gehn.
Zu Salerne wird's geschehn:
Vom Tode dort genesen wir,
Und ich weit besser noch als ihr!" —

Da sie zum Tode so bereit
Erkannten ihre liebe Maid,
Wie weise sie zu ihnen sprach
Und mit dem Recht der Erde brach,
Begannen sie zu ahnen bald,
Daß solche Weisheit und Gewalt
Nicht könn' aus Kindesmund allein
Und Kindersinn entsprossen sein.
Sie sprachen: „'S ist der heil'ge Geist,
Der sie zu reden unterweist,
Der auch des heil'gen Niklaus' pflag;
Da er in dem Wagen lag,
Und ihn die Weisheit lehrte,
Daß er zum Himmel kehrte
Sein kindliches Gemüthe."
Und nicht mit Zorn noch Güte
Vermochten sie dem Wunsch zu wehren,
Sie eines Bessern zu belehren;
Denn was das Kind sich vorgenommen,
Der Wille schien von Gott gekommen.

Kalt vor Jammer ward ihr Leib,
Da der Meier und sein Weib
An dem Bette wachend saßen
Und der Rede ganz vergaßen.
Das war die schwerste Liebesnoth,
Die Schweigen diesem Paar gebot,

Daß keiner in der Trauerstund',
Als sei verschlossen beider Mund,
Auch nur ein Wörtlein mochte sprechen.
Die Mutter fühlt' ihr Herze brechen
In diesem wehevollen Krampf!
Ach Himmel, welch ein schwerer Kampf
Ward da gekämpft in finstrer Nacht,
Bis sie am Ende sich bedacht:
Was ihnen doch ihr Trauern nütze,
Da es die Tochter nicht beschütze;
Man müss' ihr doch den Willen thun.
„Und wär' es nicht das Beste nun,
Wenn wir's dem muth'gen Kinde gönnten?
Fürwahr, die besten Eltern könnten
Ihr Kind nicht schöner sterben sehn!"
Auch mußten sie sich selbst gestehn,
Wie leicht mit ihres Herren Ende
Ihr Glück auch seinen Wechsel fände.
Sie konnten sich das nicht verschweigen
Und dachten willig sich zu zeigen;
So waren endlich sie entschieden:
Sie sei'n mit ihrem Wunsch zufrieden.

Deß freute sich die reine Magd
Und eilte, da es kaum getagt,
Zur Kammer, wo ihr Herr noch schlief.
Sein Trautgemahl, sie lief und rief
Und sprach zu ihm: „Herr, schlafet ihr?"
„Nein, mein Gemahl, doch sage mir,
Was kommst du heute schon so früh?"
„Ach, Herr, ihr macht mir selbst die Müh'!
Eu'r großes Elend jammert mich."
Er sprach: „Gemahl, wohl fühle ich,
Wie du mein Leiden mit mir trägst;
Gott lohn's der Liebe, die du hegst!

Doch anders kann es nimmer sein." —
„O wahrlich, lieber Herre mein,
Euch wird noch Hilfe werden, seht:
Da es doch also mit euch steht,
Daß man euch noch erretten mag,
Wie lebt' ich da noch einen Tag?
Herr, ihr habt uns selbst gesagt,
Wenn ihr fändet eine Magd,
Die für euch den Tod erlitt',
Ihr erlöstet euch damit:
Die will ich, weiß Gott, selber werden;
Mehr werth, als ich, seid ihr auf Erden!" —

Wol dankt' ihr für den Willen
Der Herr, dem sich im Stillen
Mit Schmerz die Augen füllen,
Die weinend überquillen!
Er sprach: „Gemahl, es ist der Tod
Nicht eine gar so sanfte Noth,
Wie's deinem Wunsch vielleicht gedäucht.
Du hast mich wahrlich überzeugt,
Vermöchtest du's, du hülfest mir,
Und das genügt mir schon von dir!
Ich sehe deinen holden Muth,
Dein Will' ist rein, dein Wunsch ist gut;
Mehr werd' ich nie von dir begehren.
Du kannst mir nimmer das gewähren,
Davon du mir gesprochen, Maid;
Die Treue, die du mir geweiht,
Die lohne dir der ewige Gott.
Ich würde aller Leute Spott,
Wollt' ich zu dieser Stunde noch
Arzneien brauchen, die mich doch
Nicht mehr erretten werden,
So groß sind die Beschwerden!

Gemahl, du handelst wie ein Kind,
Die immer raschen Muthes sind;
Was in den Sinn der Kleinen kommt,
Ob's nun schadet oder frommt,
Sie tragen danach nur Begehr,
Doch bald gereut sie's hinterher.
Gemahl, du willst desgleichen thun,
Du redest, wie du's fühlest nun;
Wenn ich dich beim Worte nähme,
Glaube, wenn's zum Ende käme,
Reuen würde dich es doch!"
Und daß sie sich besser noch
Bedenken möchte, bat er:
„Die Mutter und der Vater
Können dich nicht wohl entbehren;
Ihrem Unglück muß ich wehren,
Die mir so viel Liebes thaten.
Was dir diese beiden rathen,
Lieb Gemahl, das thue du!" —
Und er lächelte dazu,
Weil er wenig sich versah
Des, was doch hernach geschah.
So sprach er zu der Trauten sein.

Ihr Vater und ihr Mütterlein,
Die riefen: „Lieber Herr, ihr war't
Zu uns so steter, gnäd'ger Art,
Ihr habt uns immer so geehrt,
Das wäre bessern Dankes werth,
Als daß wir's lohnten euch mit Schmerzen.
Nun trägt das Kind den Wunsch im Herzen,
Daß es für euch den Tod erleide;
Nicht wehren können wir ihr beide!
Es ist heut der dritte Tag,
Daß sie flehend vor uns lag:

Wir sollten ihr den Wunsch gestatten,
Bis wir es ihr versprochen hatten.
Genesen laß euch Gott durch sie,
Die euretwegen von uns zieh'!" —

Da sein Gemahl ihm ihren Tod
Für seine Krankheit willig bot,
Und man ersah, wie ernst sie's meine,
Hub zwischen ihnen im Vereine
Sich traurige Beschwerde
Mit kläglicher Geberde,
Und neue Schmerzen drangen ein
Auf den Herren mit den Drei'n.
Ihr Vater und die Mutter, die
Erhoben laute Klag' um sie;
Sie hatten wol das Weinen noth
Um ihres lieben Kindes Tod;
Und auch der Heer gedacht' aufs Neue
An ihre große Kindestreue,
Daß er zu weinen laut begann
Und verzweifelte daran:
Ob es besser sei gethan,
Ob es nur ein arger Wahn.
Auch weckte Furcht der Tochter Klagen:
Sie sah, er wollte dran verzagen.
So waren all' an Freuden krank
Und fanden keinen Trost noch Dank.

Zuletzt bedacht' ihr Herr sich dann,
Der arme Heinrich, und begann
Von ganzem Herzen und Gemüthe
Den Drei'n für ihre Treu' und Güte,
Der Maid zur Freude, Dank zu sagen;
Nun durfte sie die Hoffnung wagen,
Daß sie beredet ihren Herrn.

Der rüstet' auch sich für Salern
So eilig, als es möglich war,
Und brachte auch der Jungfrau dar,
Was für die Fahrt ihr ziemte, gleich:
Ein schönes Roß und Kleider reich,
Wie nie vor dieser Zeit sie trug,
Von Hermelin und Sammt genug
Und bestem Zobel, den man fand:
Das war der holden Maid Gewand. —

Wer möchte wol der Mutter Schmerz,
Den Jammer für das Vaterherz,
Wie Trauer sie und Thränen quälen
Um ihres Kindes Noth, erzählen?!
Das war den armen Eltern beiden
Ein unglückselig bittres Scheiden,
Da sie ihr liebes Kind zur Stund'
Entlassen mußten noch gesund
Auf Nimmersehn in sichern Tod!
Und doch besänftigt' ihre Noth
Die reine Gottesgüte,
Durch die auch dem Gemüthe
Der jungen Maid der Wille kam,
Daß sie ihr Loos so gerne nahm.
Sie hätten keinen Trost gewußt;
Nun aber ward die bange Brust
Befreit von Klagen und vom Schmerz,
Gebrochen wäre sonst ihr Herz.
Ein Wunder war's, daß nicht es brach;
Leicht ward und lieb ihr Ungemach,
Daß sie hinfort nicht größre Noth
Erlitten um des Kindes Tod. —

So fuhr nun gen Salerne hin
Fröhlichen Muths, mit festem Sinn,

Sammt ihrem Herrn die treue Magd.
Was hätte sonst sie wol beklagt,
Als daß der Weg noch gar so weit
Und sie noch lebte all die Zeit!
Da er sie nun dahin gebracht,
Wie er zuvor es sich gedacht,
Dort, wo er seinen Meister fand,
Ward dem es allsogleich bekannt
Und ihm mit frohem Sinn gesagt:
Gefunden hätt' er eine Magd,
Die zu erlösen ihn verhieß;
Wobei er sie ihn sehen ließ.
Unglaublich däucht' es dem und sprach:
„Mein Kind, du dachtest wol nicht nach
Ueber deinen eignen Willen?
Wie? Oder zwang dich zum Erfüllen
Nur Wunsch und Drohung deines Herrn?"
Da sprach die Maid, sie thu' es gern,
So wie es ihr das Herze rieth,
Daß sie sich zu der That entschied.
Ein Wunder, meint' er, müss' es sein,
Sprach noch einmal mit ihr allein,
Daß er noch mehr sie prüfen könne,
Ob sie nicht doch ein Werk begönne,
Das nur der Herr ihr aufgedroht?
Er sprach: „Mein Kind, es ist dir Noth,
Daß du dich besser vorbereitest.
Ich sage dir, was du erleidest,
Doch wenn du einmal sterben mußt
Und nicht aus freiem Will'n es thust,
So ist dein junges Leben hin,
Und bringt uns keinen Deut Gewinn!
Verhehl' mir deinen Willen nicht,
Vernimm, was dein' und meine Pflicht.
Ich muß dich ausziehn nackt und bloß;

Ist das nicht Noth genug, so groß,
Daß du mit Recht vor Scham vergehst,
Wenn du so nackend vor mir stehst?
An Beinen bind' ich dich und Armen;
Fühlst du mit deinem Leib Erbarmen,
Bedenke, Mädchen, diese Schmerzen!
Ich schneide dich bis tief zum Herzen
Und brech' es, wenn du lebst, aus dir.
Nun, Fräulein, sprich und sage mir,
Wie dir zu Muth bei dieser Kunde?
Geschah doch bis zu dieser Stunde
Noch keinem Kind, was dir geschieht.
Bedenk' ich, daß mein Aug' es sieht,
Hab' ich allein der Angst genug,
Und denk' ich gar, es sei ein Trug,
Und reute dich ein Haar breit nur,
So hätt' ich alle Müh' der Cur,
Dein junges Leben du verloren."
So ward sie hoch und theu'r beschworen,
Daß sie's nicht wage zu erfüllen.
Doch sie blieb fest bei ihrem Willen.

Die Jungfrau unter Lachen sprach,
Da sie erkannte, wie ein Tag
Ihr helfen könne durch den Tod
Aus aller bittern Erdennoth:
„Gott lohn' euch, Herr, die Freundlichkeit,
Daß ihr mir vor der Schmerzenzeit
Die volle Wahrheit habt gesagt.
Fürwahr, ich bin zum Theil verzagt:
Denn Zweifel hat mich überfallen,
Und sagen will ich's euch vor Allen,
Von welcher Art, damit ihr's wißt,
Der Zweifel, den ich hege, ist.
Ich fürchte — euren zagen Muth;

Daß unser Werk nicht, eh' ihr's thut,
Am Ende unterwegen bleibe!
Eu'r Reden ziemte einem Weibe;
Ihr seid des Hasen Feldgenoß!
Eure Angst ist viel zu groß
Darum, daß ich sterben soll.
Wahrlich, Herr, ihr thut nicht wohl
Bei eurer großen Meisterschaft.
Ich bin ein Weib, doch hab' ich Kraft:
Wagt ihr nur mich zu schneiden,
Ich wag' es schon, zu leiden.
Die fürchterliche Todesnoth,
Damit ihr eben mir gedroht,
Die hab' ich wol von euch vernommen;
Doch wär' ich denn hieher gekommen,
Wußt' ich nicht meinen Muth so stark,
Den ich in meinem Herzen barg,
Daß ich die Leiden könnt' erdulden?
Mir ward fürwahr von euren Hulden
Die bleiche Farbe ganz genommen,
Nur festern Muth hab' ich bekommen;
In solchen Aengsten seht mich stehn,
Als sollte ich zum Tanze gehn;
Da keine Noth so mächtig ist,
Die mir in eines Tages Frist
An meinem Leben zehren mag,
Daß nicht der eine einz'ge Tag
Sei werth genug dahin zu geben
Als Preis für jenes ew'ge Leben,
Das nimmermehr vergehen kann.
Fangt ohne Furcht die Arbeit an!
Ihr seht, wie mir dabei zu Muthe;
Traut ihr euch zu, mit meinem Blute
Gesundheit meinem Herrn zu geben,
Und mir zugleich das ew'ge Leben,

Um Gotteswillen thut's bei Zeit,
Laßt sehn, ob ihr ein Meister seid!
Ihr reizt mich selbst gar sehr dazu.
Ich weiß es wohl, durch wen ich's thu':
In dessen Namen es geschieht,
Der unsre guten Dienste sieht,
Der läßt uns auch nicht ohne Lohn;
Ich weiß, es sprach der Gottessohn:
Wer großen Dienst auf Erden leiste,
Deß Himmelslohn sei auch der meiste.
Drum halt' ich diesen schweren Tod
Auch nur für eine süße Noth,
Die er mir sicher lohne.
Ließ ich die Himmelskrone,
So hätt' ich gar einfält'gen Sinn,
Wie arm ich auch geboren bin." —

Da nun der Meister sah, sie war
In ihrem Muth unwandelbar,
Führt' er noch einmal sie sodann
Zurück zum vielgeplagten Mann
Und sagte nur zu ihrem Herrn:
„Die Furcht, die bleibt uns wahrlich fern,
Zum Werke sei die Maid nicht gut;
Nun habt Vertraun und festen Muth:
Ich mach' euch sicherlich gesund."
Drauf führt' er sie hinweg zur Stund'
In seine abgelegne Kammer,
Damit ihr Herr nicht sah den Jammer.
Er verschloß vor ihm die Thür
Und warf auch einen Riegel für.
Er wollte nicht, daß er es sehe,
Wie traurig es der Maid ergehe.
In einer Kemenaten,
Die ihm gar wohl berathen

Mit Arzeneien gut und reich,
Hieß er die Jungfrau allsogleich
Vom Leibe ihre Kleider thun.
Wie war sie froh der Arbeit nun!
Sie riß sie in der Naht entzwei;
Bald stund sie aller Kleider frei,
Entblößte ihre Schönheit gern
Und sonder Scham für ihren Herrn.

Da sie der Meister so ersah,
In seinem Herzen meint' er da:
Daß selten auf der ganzen Erde
Solch schönes Weib gefunden werde.
Gar sehr erbarmte ihn die Maid,
Sein Herz und Sinn verging vor Leid;
Die Gute doch verzagte nimmer.
Mitten sah sie in dem Zimmer
Eine große Tafel stehn.
Hinauf hieß sie der Meister gehn,
Band fest sie auf dem Tische dort
Und nahm in seine Hand sofort
Ein scharfes Messer, das da lag,
Das er dafür zu brauchen pflag.
Lang war und breit genug das Messer,
Doch wünscht' er noch, es schnitte besser;
Denn da sie ohne Hilf' einmal
Sich selbst bestimmt zur Todesqual,
Erbarmte ihn der Jungfrau Noth,
Dacht' ihr zu lindern ihren Tod.

Nun lag ein Wetzstein nahebei,
Den holte sich der Arzt herbei
Und fing auf ihm das Messer dann
Langsamen Strichs zu wetzen an.
Das Wetzen aber hörte,

Der ihre Freude störte,
Der arme Heinrich, der gebannt
Vor des Gemaches Thüre stand
Und trauerte und klagte sehr,
Daß er im Leben nimmermehr
Die liebe Jungfrau sollte sehn;
Hub an zu suchen und zu spähn,
Bis daß er durch die Zwischenwand
Zuletzt ein kleines Löchlein fand,
Da sah er denn die Süße bald
Nackt und gebunden durch den Spalt.
Ihr Leib war, ach, so wonniglich;
Er sah sie an und sah auf sich
Und faßte einen neuen Muth:
Es däuchte das ihm nimmer gut,
Wie ihm zuvor das Herz gesinnt,
Und so verwandelt' er geschwind,
Wovon erfüllt war sein Gemüthe,
In einen Sinn von reinrer Güte.
Da er sie sah, so schön und rein,
Sprach er wider sich allein:
„War nicht thöricht dein Gedank',
Als du einen Tag nur lang
Leben wolltest Gott zum Trutze?-
Wir leben all' in seinem Schutze.
Weißt du denn gar nicht, was du thust,
Da du doch einmal sterben mußt,
Und willst das jammervolle Leben,
Das Gott zur Strafe dir gegeben,
Nicht willig bis ans Ende tragen?
Vermag dir Keiner doch zu sagen:
Ob dich der Tod des Kindes heilt?
Was dir dein Schöpfer zugetheilt,
Das laß dir alles auch geschehn.
Ich will des Kindes Tod nicht sehn!" —

Dazu fand er raschen Rath,
Pochte an die Thür und bat:
„Laßt mich ein!“ Der Meister drin
Rief zu ihm hinaus: „Ich bin
Jetzt nicht müßig, Herr, dafür
Euch zu öffnen meine Thür!“
„Meister, hört und sprechet mich!“
„Herr,“ sprach er, „wie könnte ich?
Wartet, bis dies fertig!“ „Nein,
Meister, es muß früher sein.“
„Sagt mir's denn durch diese Wand!“
„Nein, es ist nicht so bewandt!“

Da ließ er ihn zur Thür hinein:
Der arme Heinrich trat herein;
Wo seine Maid gebunden lag,
Dort ging er eilends hin und sprach:
„Dies Kind ist also schön und rein;
Nimmer wird mir's möglich sein,
Ihren blut'gen Tod zu sehn;
Gottes Wille soll geschehn.
Macht sie frei aus dieser Noth;
Und das Silber, das ich bot,
Will ich euch zum Lohne geben,
Lasset ihr die Jungfrau leben!“

Da nun der Maid kein Zweifel blieb,
Daß man das Werk nicht mehr betrieb,
Wie ward ihr Herz beschwert damit!
Sie brach all' ihre Zucht und Sitt'
Und jammerte und raust' ihr Haar;
So traurig, wie ihr Anblick war,
Es hätte Niemand sie geschaut,
Mit ihr gejammert hätt' er laut.
Gar bitterlich sie schrie und sprach:

„Weh, weh mir Armen, weh und ach!
Wie soll es mir ergehen?
Verloren muß ich sehen
Die reiche Himmelskrone,
Die mir von Gott zum Lohne
Gegeben würd' um diese Noth!
Nun leid' ich erst den wahren Tod!
Ach wehe, du gewalt'ger Christ,
Welch Heil uns nun genommen ist,
Meinem Herren und auch mir!
Er verliert und ich verlier'
Alles, was uns zugedacht;
Denn ward dieses Werk vollbracht,
Ward mein Herr gesund und rein,
Und ewig durft' ich selig sein!"
Sie bat, sie flehte um den Tod,
Sie litt noch nie so herbe Noth;
Doch half ihr kein Gebet noch Bitten,
Ihr Sterbeweg war abgeschnitten.
Da hub sie an zu schelten
Und sprach: „Ich muß entgelten
Meines Herren Furchtsamkeit!
Die Leute sprachen Unwahrheit,
Das seh' ich wohl und weiß es nun,
Die sonst es pflagen kund zu thun:
Ihr wäret tapfer, treu und gut
Und hättet festen Mannesmuth!
Nein, helf mir Gott, es war gelogen,
Die Welt war je an euch betrogen;
Ihr war't es euer Leben lang
Und seid auch jetzt verzagt und bang.
Das sah ich, wie ihr heut verzagt;
Was ich zu dulden doch gewagt,
Das wagtet ihr nicht zu ertragen.
Herr, weshalb bracht ihr aus in Klagen

Und lieft herzu, da man mich band?
Es war doch eine dicke Wand
Zwischen euch und zwischen mir.
O Herr, mein Herr, so könntet ihr
Nicht einen fremden Tod ertragen?
Verheißen will ich euch und sagen:
Euch bietet Niemand mehr sein Blut,
Wär's euch auch noch so nütz und gut!"

Doch wie viel sie schalt und fluchte,
Was sie zu erbitten suchte,
Konnt' es ihr doch nimmer frommen:
Das Leben ward ihr nicht genommen.
Und wie sie schalt und wie sie schrie,
Der arme Heinrich trug es, wie
Ein tugendhafter Ritter soll;
Denn sanfter Zucht und Sitte voll
War er, der gnadenlose Gast!
Er hieß die treue Maid in Hast
Die Kleider wieder anzulegen
Und gab dem Arzt der Mühen wegen
Den Lohn, den er zuvor versprochen.
Drauf ward eiligs aufgebrochen,
Heimzufahren in sein Land,
Ob er es auch wol erkannt:
Hören müss' er von der Stunde
Sicher aus der Leute Munde
Nichts als Lästerung und Spott.
Er vertraute seinem Gott.

Nun hatte sich die gute Magd
So verweint und so verklagt,
Beinahe wieder bis zum Tod.
Doch ihre Treu' und ihre Noth
Sah, der in alle Herzen schaut,

Vor dem nicht eins so wohl verbaut,
Daß er es nicht erschließen sollt'.
Er, der prüfen nur gewollt
Aus seiner Gnade dieses Paar,
Das nun versucht wie Hiob war,
Der demuthvoll sein Leiden trug,
Versucht geworden schwer genug,
Nun zeigte er, der heil'ge Christ,
Wie lieb ihm das Erbarmen ist,
Und schied die Treuen beide
Von allem ihren Leide,
Und machte ihn von dieser Stund'
Wieder rein und ganz gesund.

Der arme Heinrich ward fürwahr
Frei seiner Leiden ganz und gar.
Er war auf seinem Reisewege
Durch unsers Herren Gottes Pflege
So schön geworden und genesen,
Daß er nicht kräftiger gewesen
Seither vor zwanzig Jahren.
Da sie so glücklich waren,
Entbot er in sein Heimatland
Denen, die er dort gekannt,
Das Wunderwerk der Gottesgüte,
Daß auch die Freunde im Gemüthe
Sich erfreuten seines Glücks
Und den Wandel des Geschicks,
Die Gnade, die ihm Gott erwiesen,
Freudig gleich ihm selber priesen.

Da nun von seinem Wiederkommen
Die besten Freunde kaum vernommen,
Ritten sie und gingen,
Daß sie ihn empfingen,

Entgegen wol drei Tage.
Sie glaubten nicht der Sage,
Bis ihre eignen Augen sahn,
Die Wunder, die durch Gott geschahn
An seinem schönen Leibe.

Vom Mei'r und seinem Weibe
Wird sich ein Jeder denken,
Will er ihr Recht nicht kränken,
Daß sie daheim nicht blieben.
Stets bleibt sie unbeschrieben,
Die Freude, die sie hatten:
Ihr Kind mit ihrem Gatten,
Welch holde Augenweide!
Gott schenkte ihnen beide;
Und nie zuvor und nimmer wieder
Stieg solche Freude auf sie nieder,
Als ihnen beiden war geschehn,
Da lebend sie und heil gesehn,
Die ausgefahr'n zum Tod und krank.
Wie fanden sie da Gruß und Dank?!
Der ward gar häufig unterbrochen,
Gar seltsam ward er ausgesprochen!
Ihre Herzensliebe war so groß,
Daß auf ihr frohes Lachen floß
Der Augen reicher Regenguß;
Sie drückten wahrlich Kuß auf Kuß
Wol bis in die vierte Stund'
Auf ihrer Tochter lieben Mund.

Auch empfingen sie die Schwaben
Mit den schönsten Freudengaben;
Aus freiem Willen kam ihr Gruß.
Gott weiß es wol, den Schwaben muß
Jeder Brave zugestehen,

Der sie je daheim gesehen,
Keinem ward ein beßrer Wille.
Dennoch schweig' ich davon stille,
Was sie ihm für hohe Ehren
Dort erzeigt beim Wiederkehren;
Was läßt sich davon sagen mehr?
Er ward viel reicher, denn vorher,
An Ehren und am Gute.
Allein mit frommem Muthe
Dient' er mit Allem Gott allein
Und that nach den Geboten sein
Doch emsiger, als je zuvor.
Stark wuchs sein junger Ruhm empor!

Der Meier und die Meierin,
Gewißlich hatten sie um ihn
Genug verdient an Ehr' und Gut;
Auch hatt' er nicht so falschen Muth,
Daß er den Treu'n den Lohn entwandt!
Er schenkte ihnen all das Land,
Das breite Waldgereute,
Die Erde und die Leute,
Wo er dereinst als Siecher lag.
Doch seiner trauten Maid er pflag
Mit Herzensgüt' und Freundlichkeit
Und vollen Ehren allezeit
Als seines Weibes oder mehr.
Der Pflicht Gebot erfüllte er. —

Doch bald begannen ihm die Weisen
Zu rathen und ihm anzupreisen
Die Ehe, die ihm fehle noch.
Uneinig war ihr Rath jedoch;
Drum sagt' er ihnen, was er dächt',
Er wollte, schien es ihnen recht,

Ringsum nach seinen Freunden senden,
Den Rath mit ihnen zu beenden.
Sie riethen ihm dasselbe an;
Und er entbot, daß Jedermann
Von allenthalben kommen sollte,
Wer seinen Wunsch vernehmen wollte.
Da er nun bei sich dergestalt
Versammelt Mag' und Mannen bald,
So that er, was er wünsche, kund.
Nun sprach ein allgemeiner Mund:
Es wäre recht und an der Zeit.
Doch hob sich noch ein großer Streit:
Welch Weib ihm wol zu rathen wär',
Und Der rieth hin und Jener her,
Wie stets die Leute thaten,
Die man berief zum Rathen.

Da ihnen so der Rath gebrach,
Begann der Ritter selbst und sprach:
„Euch Herren ist es allen kund,
Daß ich noch vor kurzer Stund'
An schwerem Uebel niederlag,
Das Keiner gern erblicken mag!
Nun scheut mich weder Mann noch Weib;
Denn wieder rein ward mir der Leib
Durch unsres Herren Heilsgebot.
So rathet Alle mir, bei Gott,
Der mir verhalf zu solcher Gnade,
Daß mich verließ der böse Schade,
Und ich gesund geworden bin:
Wie dank' ich's dem mit rechtem Sinn?"
Drauf sie: „Ihr müßt das Recht ihm geben,
Daß euer Gut und euer Leben
Ihm ewig unterthänig sei."
Sein Trautgemahl stund nahebei,

Die sah er an mit holden Mienen,
Umarmte sie und sprach zu ihnen:

„Euch Herrn ward allen wol gesagt,
Daß mir durch diese gute Magd,
Die ihr hier bei mir sehet stehn,
Das große Heil und Glück geschehn.
Sie ist so frei, wie ich es bin;
So räth mir denn mein Herz und Sinn,
Daß ich nur sie zum Weibe wähle.
Gott gebe, daß ich ohne Fehle
Mit ihr die Hochzeit mag begehn!
Wahrhaftig, sollt' es nicht geschehn,
So will ich sterben ohne Weib.
Hab' ich Ehre doch und Leib
Nur allein durch ihre Schuld;
Drum, bei unsres Herren Huld,
Will ich euch ersuchen alle:
Daß euch mein Wille wohlgefalle!"

Da sagten Beide, arm und reich,
Aus Einem Munde ihm sogleich:
Das wäre ganz nach Recht und Fug.
Auch waren Pfaffen dort genug,
Zum Weib sie ihm zu geben. —

Nach süßem, langem Leben
Schieden beide sie zugleich
Von der Welt ins ew'ge Reich. —
Also mög' es mit uns Allen
Auch dem Herren einst gefallen:
Zu dem Lohn, den sie bekamen,
Mög' uns Gott verhelfen. Amen! —

Ende.

Vollständigstes

französisch-deutsches & deutsch-französisch

Handwörterbuch.

Von **Dr. J. A. E. Schmidt.**

Neu bearbeitet von

Dr. Karl Friedrich Köhler.

40. Auflage. — Preis 2 Thlr. Gebunden 2 Thlr. 10 Sgr.

Vollständigstes

englisch-deutsches und deutsch-englisches

Handwörterbuch.

Von

Dr. Friedrich Köhler.

10. Aufl. 2 Bände. Preis 2 Thlr. Gebunden 2 1/3 Thlr.

Ausgabe auf feinem Velinpapier 2 Thlr. 20 Sgr.

Wörterbuch der Americanismen.

Eigenheiten der Englischen Sprache in Nordamerika

Eine unentbehrliche Zugabe zu jedem englischen Wörterbuche

Nach J. Russel Bartlett's „Dictionary of Americanisms" 3. Ausg.

bearbeitet von

Dr. Friedrich Köhler.

Preis 22 1/2 Sgr.

Lateinisch-deutsches und deutsch-lateinisch

Handwörterbuch

zum Gebrauch für

Gymnasien, lateinische Schulen und Lyceen, un
für Real- und höhere Bürgerschulen

bearbeitet von

Dr. Gustav Mühlmann.

16. Auflage. 2 Bände. Ladenpreis à Band 20 Sgr.